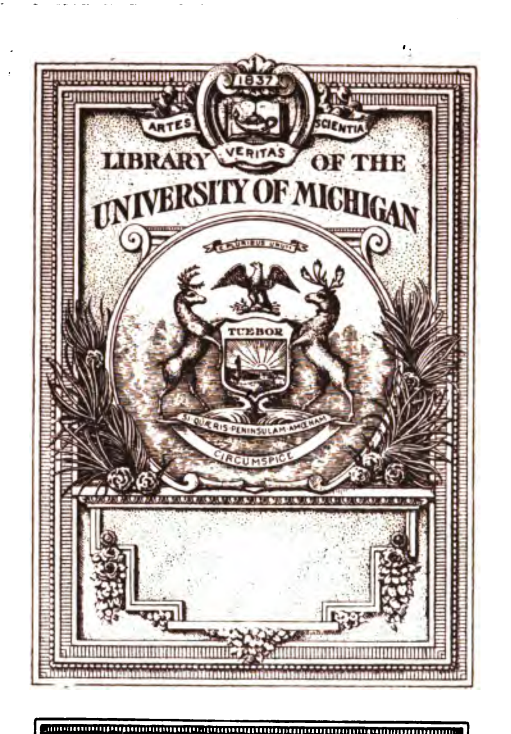
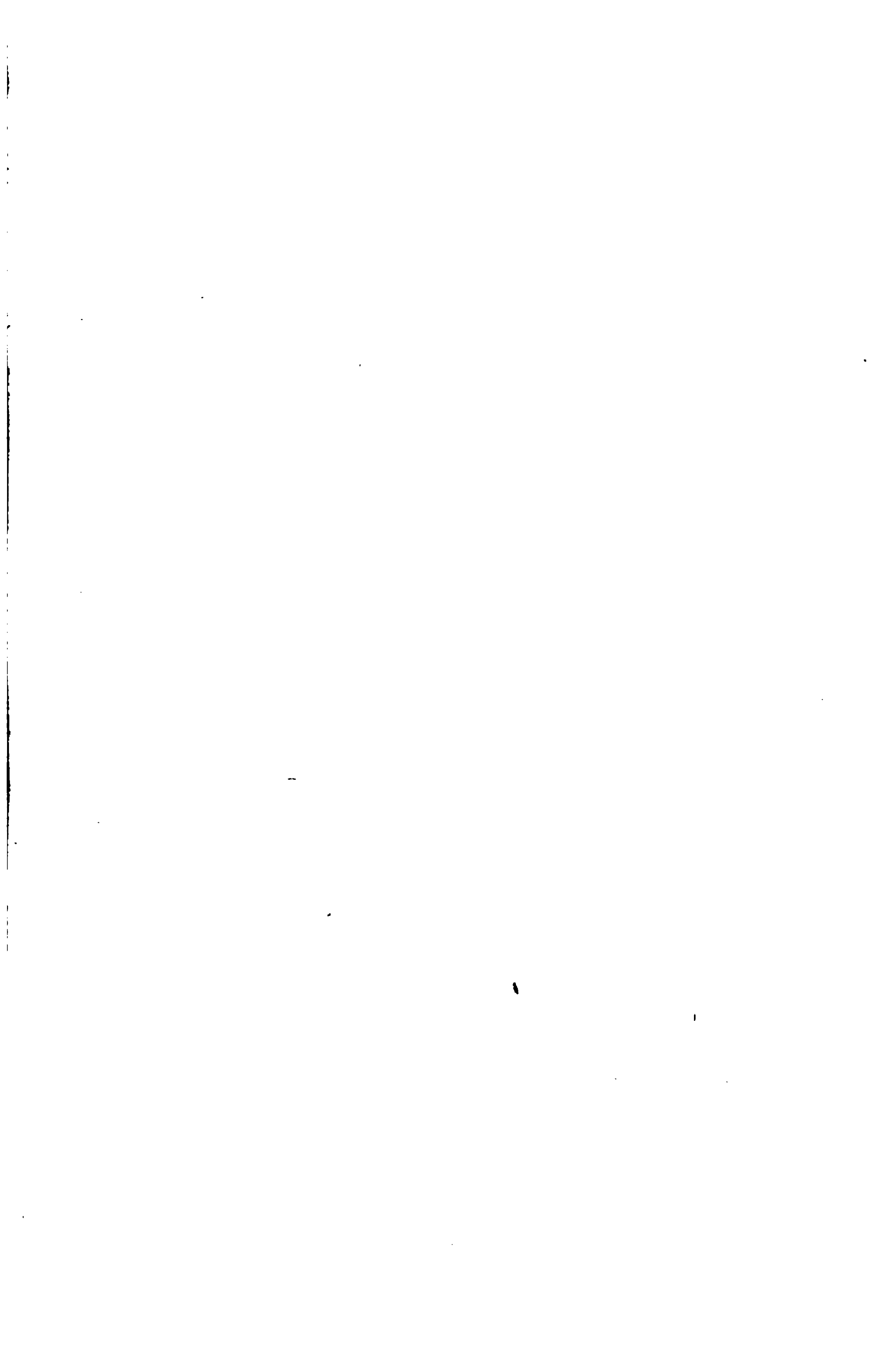

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE







Die Dichtungen

von

Theobald Kerner

Hamburg.

Karl Grädener.

[illegible]

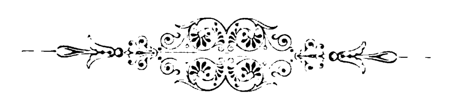


Herrn Dr. H. Erichsen
hochachtungsvoll
der Verfasser.

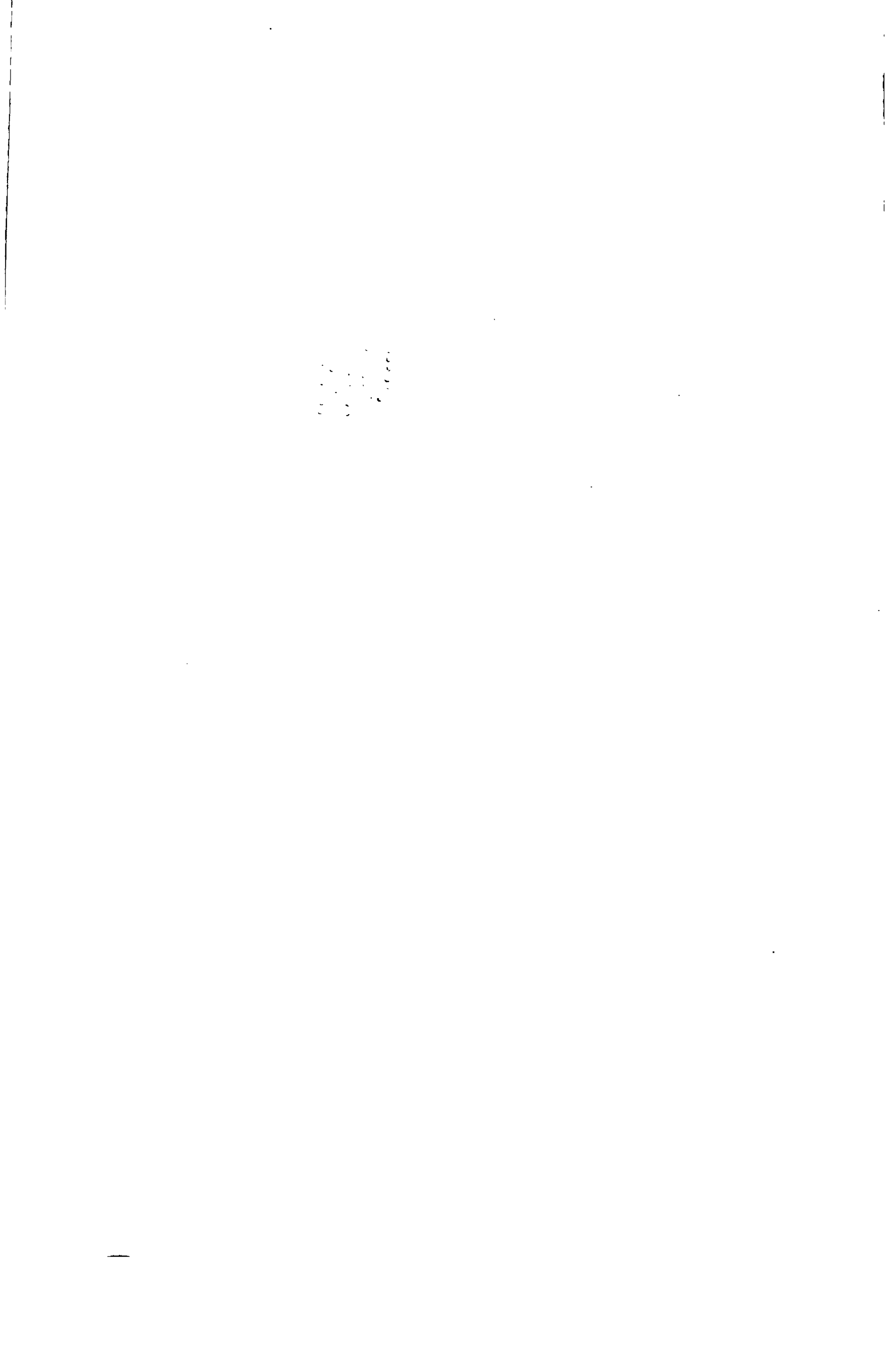
Die Dichtungen

von

Theobald Kerner.



Hamburg.
Karl Grädener.
1879.



Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Seite

Zweiter Theil.

Die Dichtungen

von

Theobald Kerner.

Erster Theil.



Zum Eingang.

Sag': wie ist ein schöner Wald?
„Bäume hat er von hoher Gestalt,
Die stolz und trotzig himmelan streben —“
Und damit Punktum? — „Bewahre! das eben
Ist ja des Waldes wahre Natur,
Daß er nicht ist ein Baumgut nur,
Sauber gefelgt und umzäunt — o nein,
Tausenderlei noch gehört hinein:
Bäume, dicke, krumme, schlanke,
Sträucher, Büsche, Wurzeln, Ranke,
Blumen, Farrenkräuter, Moos,
Pilze, Gräser zahlenlos,
Hasen, Rehe, Hirsche, Füchse,
Dächse, Wiesel, Mäuse, Lüchse,
Vögel, Würmer, Schnecken, Schlangen,
Molche, Steine —: Halt! gefangen
Sind die Recensenten jetzt alle schon
Durch diese Walddefinition.
Nämlich, weiß der Himmel! es nähme
Barbarisch sich aus, wenn einer jetzt käme
Und würde mich fragen herrisch kalt:
„Was thust du im deutschen Dichterwald?“

Johannes auf Patmos.

Unter eines Oelbaums Zweigen
Sitzt Johannes lebensmüd';
Von dem Abendgold durchglüht
Strahlt der Himmel und das Meer —
Heil'ger Frieden, tiefes Schweigen
Ruht auf Patmos rings umher.

Und des Jüngers Sinn entsteigen
Bilder der Vergangenheit,
Und er denkt an jene Zeit,
Wo er an des Meisters Brust
Naher Zukunft Schrecken ahnte
Und doch fühlte Himmelslust.

Denkt der Nacht, wo Christus mahnte:
„Könnt ihr nicht ein Stündlein noch
Wachen?“ — wo des Kreuzes Joch,
Geißelhiebe ohne Zahl
Er ihn sah still duldend tragen,
Und des Opfertodes Qual;

Denkt der Freunde, die verschlagen
Hirtenlos durch Wald und Feld
Irrten und der Heidenwelt,

Achtend nicht die Feuersglut,
Nicht Verfolgung wilder Horden,
Predigten von Christi Blut.

„Sie sind Märtyrer geworden,
Ihnen ward der Palme Preis!“
Klagte wehmuthsvoll der Greis;
„Ich auf stiller Insel hier
Schaue sanftem Tod entgegen —
Ach! kein Martyrthum wird mir!“

Und von fernher sich bewegen
Auf des Meeres Wogenschaum
Sieht Johannes, wie im Traum,
Eine Lichtgestalt — am Strand
Steht vor ihm sein Herr und Meister,
Ihn bedräuend mit der Hand:

„Nicht in's Grab, in's Reich der Geister
Sollst, Johannes, kehren ein;
Denn dein Martyrthum soll sein:
Lebe bis zum jüngsten Tag,
Sei ein Träger meiner Liebe,
Du, der mir am Herzen lag.

Daß er stets am Leben bliebe,
Flucht' ich einst dem Ahasver:
Ewig wandert er einher
Als Phantom von Haß und Zorn —
Du schöpf' Leidenden und Armen
Trost aus meiner Gnade Born!“

„O Erbarmen, Herr, Erbarmen!
Schwer ist dieses Martyrthum!“
Ruft Johannes; aber stumm
Schwindet Christus in die Nacht —
Auf den Knieen liegt der Jünger:
„Herr, ich beug' mich deiner Macht!“

Bilder aus dem Bauernkriege.

Im Jahre 1525.

1. Gräfin Helfenstein.

Der Frühling war gekommen in das Land
Und hatte Sang und Blumen mitgebracht;
Die Freude war in Wald und Feld erwacht,
Zephyre wehten, mit azur'nem Band
Durchflocht der Himmel rings die Blüthenpracht.

Der Mensch allein konnt' denken noch auf Leid:
Palmsonntag war's, doch keine Glocke klang,
Zum Himmel stieg kein heil'ger Festgesang —
Besprengt mit Blut war heut' der Erde Kleid,
Durch wildes Jauchzen drang die Klage bang.

Auf Weinsbergs Stadt lag hell der Sonne Schein;
Doch nicht zur Freude hat geweckt ihr Strahl —:
Die Freiheit hielt ein blutig Opfermahl:
Zu grimmer Rache war gebrochen ein
Das Bauernheer in's stille Rebenthal.

In Flammen sank das feste Grafenschloß;
Betäubt von ihres Glückes jähem Fall
Standen gefesselt Ritter und Vasall —
Umringt vom siegestrunk'nen Bauerntroß
Ging es zum Tod bei einer Pfeife Schall.

„Heisa, mein Graf! zum Festmahl geht's hinaus!
Heut' will ich erst mein Liedlein pfeifen recht,
Hab' oft vor dir gespielt als armer Knecht,
Wenn du gesessen bist beim leckern Schmaus;
Fast fürcht' ich, das Verdauen geht heut' schlecht!“ —

Es liegt ein Anger nahe bei der Stadt,
Den hat der wirre Haufen jetzt erreicht —
„Halt an! sprecht hier dem Pfaffen eure Beicht',
Wohl Mancher 'was auf dem Gewissen hat —
Und jetzt, ihr Brüder, macht's den Herren leicht!

Reißt ihnen ab den bunten Firlefanz;
Es wird den Junkern sonst beim Tanzen heiß —
An all' dem Zeug klebt guter Bauernschweiß!
Stoßt sie in uns're Reihen nun zum Tanz,
Zeigt ihnen mit den Speeren das Geleis!“ —

Ein Schmerzlaut schallt und d'rauf ein jubelnd Schrei'n —
Die Hellebarden sind vom Blute warm —:
Da plötzlich stürzt, ihr Söhnlein auf dem Arm,
Zur grausen Stätte Gräfin Helfenstein,
Bricht todtverachtend durch der Bauern Schwarm.

Sie wirft sich weinend nieder auf das Knie:
„Ich fleh' zu euch bei diesem Kinde hier,
Laßt ihm den Vater, laßt den Gatten mir!"
Umsonst! hinmorden sah den Grafen sie,
Verwundet lag das Kind im Arme ihr.

„Auf gold'nem Wagen bist du zogen ein,
Umringt von schmeichlerischer Diener Schaar;
Durchwirkt mit Perlen war dein Lockenhaar:
Auf schlechtem Karren soll dein Auszug sein,
Und scheidend nimm des Schlosses Brand gewahr!"

Da hat sie sich erhoben bleich, doch stolz:
„Er, dem das Volk heut' Palmen einst gestreut,
Der ward gegeißelt bald im Büßerkleid
Und schnöd' geheftet an des Kreuzes Holz —
Er sei mein Trost in diesem schweren Leid!"

2. Der Graf von Löwenstein.

Verödet steht der Hohenstaufen Schloß,
Der Wind durchbraust die schwarzgebrannten Hallen:
Vor and're Vesten zieht der Bauerntroß.

Gar manche Burg sinkt hin in Feuersglut —
Von Berg zu Berg, wo sonst die Herrschaft thronte,
Zieht sich die Flamme wie ein Streifen Blut.

„Und horstet ihr auch wie die Adler hoch,
Euch soll doch unser Racheschwert erreichen!“ —
Stets Neue strömen zu dem Heere noch.

Die, die vordem in rohem Uebermuth
Den Frohnknecht nur im Bauersmann gesehen,
Fleh'n knieend jetzt um Leben ihn und Gut.

Mit Zittern steigt der Graf von Löwenstein
Aus seinem Schloß in's Bauernlager nieder —:
„Schont meines Haupts: ich will euch Bruder sein!“

„Ein Bruder? ei, da hast du wohl gethan!
Doch halt! wozu die bunten Narrenfetzen?
Komm, Bruder, zieh' den weißen Zwilchrock an!

Er steht dir trefflich! auf, thu' uns Bescheid
Im Weine hier! die Brüderschaft soll leben!
Schmeckt er dir sauer? ach, das thut uns leid!

Da, nimm auch einen Stecken in die Hand:
So müssen es die ächten Bauern haben!“ —
Er zieht mit ihnen, bleich wie eine Wand.

3. Die Predigt der schwarzen Hofmännin.

Zu Hirsau in dem frommen Gotteshaus
Hält heut' der christlich helle Haufen Rast;
Die grauen Mauern schauen finster d'rein,
Als grollten sie dem ungebet'nen Gast.

Dumpf hallt der Kreuzgang und der Klosterhof
Vom wilden Treiben und von Becherklang;
Im stillen Garten lagert bunt die Schaar —
Die alten Ulmen rauschen klagend bang.

„Am besten ist es in der Kirche sein:
Das ist ein Trinksaal, der vor allen kühl!“ —
Die Klosterbrüder wälzen bleich und stumm
Ein Faß mit Wein in's lachende Gewühl.

„Recht so, ihr Pfaffen! Friede sei mit euch!
Legt ab die Furcht: heut' fließt nur Rebenblut;
Nur euern dicken Fäßlein gilt der Krieg —:
Schleppt sie herauf, sie haben lang geruht!“

Die Humpen kreisen, höher steigt die Lust —
Jetzt drängt ein Weib sich zum Altar heran:
„Da ihr nun einmal in der Kirche seid,
So hört auch, Brüder, eine Predigt an! —

Von allen Pfaffen lob' ich Einen mir:
Das ist der Luther! an dem rechten Fleck
Sitzt dem das Herz! der reißt mit einem Ruck
Den frommen Schleichern die Kapuze weg!

Die haben Gottes Wort uns gar mißgönnt;
Der Luther aber hat es übersetzt —:
„„Die Bibel ist auch für den Bauersmann!““
Und seht, ein Jeder kann sie lesen jetzt.

Was finden wir? ha, nicht den Brocken nur
Von stiller Duldung, den nach ihrem Sinn
Dem armen Volk die Pfaffen schneiden vor,
Daß es fein pflichtvoll Tyrannei nehm' hin.

Nein, auch für uns starb Jesus Christ am Kreuz,
Auch uns hat er mit seinem Blut erkauft:
In seinem Namen — nicht zur Sclaverei,
Zu gleichem Bruderrecht sind wir getauft.

Spricht Christus nicht durch der Apostel Mund:
„„Mehr als den Menschen seid gehorsam Gott!““
Und dieser Gott, der uns erschaffen hat,
Erschuf er uns zu leiden Schmach und Spott?

Die Seele, die er uns hat eingehaucht,
Ringt sie nicht auch zur Freiheit sich empor?
„„Es soll der Mensch der Herr der Schöpfung sein!““
Ist das ein Wort, das sich an uns verlor?

Frei wiegt der Vogel sich in blauer Luft,
Frei ist der Fisch, frei ist das Wild im Wald;
Doch wir, die Herren, sind zur Frohn' verdammt —
Wo ist die Faust, die nicht zum Kampf sich ballt?

„„Seid uns gerecht — so haben wir gefleht —
In uns auch schlägt ein menschlich fühlend Herz!““ —
Was war die Antwort? Folter, Schmach und Hohn —:
Ha, solches Leid muß steigen himmelwärts!

Gott, der der Herr ist über alle Herrn,
Der ihnen gab die Herrschaft in die Hand,
Die sie mißbraucht mit schnödem Uebermuth,
Der hat von ihnen zornig sich gewandt.

„„Ein scharf Gericht wird über euch ergeh'n,
Ihr Mächtigen!““ — so steht in Gottes Wort —
Der Schmerz des Volks hat diese Zeit gereift:
Auf, Brüder, auf! und Gott ist unser Hort!“

Sie hat geendet; donnernd Jauchzen schallt,
Die Waffen klirren hell auf dem Gestein —
Die Abendsonne bricht mit gold'nem Strahl
Durch's bunte Glas zum alten Dom herein.

---

4. Tod des Pfeifers Melchior Nonnenmacher aus Alsfeld.

(Getreu nach den Acten.)

Es war am Abend nach der Bauernschlacht,
Da rief Georg von Waldburg in's Gelag:
„Ihr Herrn und Freunde! auf den heißen Tag
Hab' ich gar selt'nen Schwank euch zugedacht:
Trinkt aus und kommt! — Schwarz sinkt herab die Nacht;

Die Zeltenreih'n durcheilt der trunk'ne Zug —
Ein Lärmen, Singen schallt: beim vollen Krug
Läßt heut' der Landsknecht seine Thaten leben.
Nun sind sie auf dem Feld — im Sternenschein
Zerbrochene Geschütze und daneben
Ein Röchelnder — dort Todte — aus der Nacht
Taucht jetzt ein Licht, ein Baum — „Hier wird es sein!
Ja, kommt, ihr Edlen! schauet, wie so zahm
Die Kette macht! in meine Netze kam
Dies Thierlein heut', das dort am Boden kauert!
Auf, Melchior, auf! wozu denn heut' getrauert?
Warst sonst mit deinem Pfeiflein stets voran!
Denk' nur an Weinsberg, an den Helfenstein!
Wie riefst du da? heisa, der Tanz geht an?
Gib Acht! gib Acht! heut wird's noch schöner sein,
Und du sollst tanzen, wie du nie gethan!"
So spricht der Truchseß, doch es hört ihn kaum
Der arme Pfeifer; um den Hals die Kette
Lehnt er halbtodt am alten Weidenbaum —
Indessen tragen Holz her um die Wette
So Knecht als Ritter. — „Freunde, nicht zu nah'
Die Scheiter, daß er auch fein langsam brate!
Wenn schnell der Spaß vorbei, das wäre Schade —:
Vom Baum zwei Klaftern thürmt das Holz im Kreis!
Ist fest die Kette auch? jetzt heisasa!
Die Fackeln her! der Wind bläst zu dem Tanz —
Der Pfeifer friert: wir wollen machen heiß!"
Jetzt dort, jetzt da, und jetzt ein Flammenkranz —:
Der Pfeifer, wie geworfen von Dämonen,
Ras't vorwärts, rückwärts, und nun wild im Kreis —

„O Gnade! Gnade! Gott wird es euch lohnen!“ —
Umsonst! umsonst! — Es trieft der Leib von Schweiß,
Das Feuer steigt; die edlen Ritter all',
Graf Fürstenberg, Graf Ulrich Helfenstein,
Froben von Hutten, Waldburg, Dietrich Spaeth,
Steh'n höhnend, schürend, um den Feuerwall —:
„Ha, seht, wie züngelnd auf und nieder geht
Die Flamme an dem Pfeifer — hu, er brennt!“ —
Ein Feuerregen fällt herab vom Baum,
Die Zweige sprühen; doch fest steht der Stamm,
Daran die Kette glühendroth — es rennt
Laut brüllend, vor dem Munde blut'gen Schaum,
Das arme Opfer, reißt die Kette stramm —
Er sucht den Tod — jetzt stürzt er auf das Knie:
„Ich bin ein Mensch! ein Mensch! o mordet mich!“
Nun wieder, aufgestachelt von der Glut,
Ras't er im Kreis — „Gott! Gott, erbarme dich!“ —
Das Auge funkelt wahnsinnsstarr; in Wuth
Ruft er dem Teufel, wünscht zur Hölle sich —
Auf einmal stumm — verkohlt halb zum Skelette,
Fällt er zusammen auf sein feurig Bette — —
Die Ritter jubeln: „Ha, das war ein Schwank! —
Ein Trunk wird wohlthun — Truchseß, unsern Dank!“

---

5. In Würzburg am 8. Juni.

Der Henker führt heut' einen scharfen Zug:
Schon achtzig Bauernköpfe sind gefallen —
Noch immer ist's dem Truchseß nicht genug.
Jetzt naht todtbleich, der jüngste noch von Allen,

Ein Bäuerlein sich zitternd dem Schaffot:
„O weh! soll ich schon sterben, lieber Gott?“
— So rief's, indem sein Aug' zum Himmel drang —
„Und habe doch mein ganzes Leben lang
Kaum zweimal erst am Brod mich satt gegessen!“
Ein Hieb, und ewig nun sein Hunger schlief —
Der feiste Bischof fromm aufseufzend rief:
„Das Bauernthier denkt selbst im Tod an's Fressen!“

---

6. Des Truchseß Tod.

Vernichtet ist die Revolution —
Es spricht der Jubel auf den Burgen graß
Dem Jammer in den Burgverließen Hohn,
Und durch die Hütten schleicht der dumpfe Haß.

Der jüngst erst an der Spitze seiner Schaar
Als sieggekrönter Feldherr hoch zu Roß
In Waldburgs Mauern eingezogen war,
Der Truchseß liegt todtkrank in seinem Schloß.

Ein Diener, der in mancher heißen Schlacht
Dem Bundeshauptmann treu zur Seite stand,
Wacht jetzt bei ihm in stiller Mitternacht,
Hält weinend ihm die fieberheiße Hand.

Da plötzlich fährt mit einem bangen Schrei
Der Truchseß wild aus seinem Schlaf empor:
„Ha, was ist das? welch grause Melodei,
Welch schriller Pfeifenschall schlägt an mein Ohr?

Und dort — Jesu Maria! was steht dort?
Ein halbverbranntes, scheußliches Skelett!
Gespenst der Hölle! willst du weichen fort?
Hilf Gott! der Pfeifer naht sich meinem Bett! —

Ja, ja, er ist's! Hu, wie er auf mich schaut!
Wie seine Pfeife immer lust'ger klingt!
Zurück! Halt ein!" — Der Diener betet laut,
Indeß der Truchseß mit dem Tode ringt.

Das Akazienmännlein.

So 'was Seltsames erlebt man im Traume kaum,
Was wir heute erlebt. — Den Akazienbaum,
Den mein Vater vor zwanzig Jahren etwa
Vor das Haus gepflanzt, und der geworden so groß,
Daß er mit den Zweigen in's Fenster fast sah,
Den ließ er heut' umsägen erbarmungslos,
Weil er allzusehr Aussicht versperrte und Licht.
Nun, das wär' eben so sonderbar nicht;
Aber denkt nur, als wir darauf zu Mittag
Gemüthlich speisten, und man das Rindfleisch eben
Wollte zerschneiden, da — nein, in meinem Leben
Erschrak ich so nie! — da trat ein Männlein herein,
Das war am ganzen Leib wie ein Laubfrosch grün
Und mochte etwa vier Schuh hoch sein.
„Guten Appetit, Herr Doktor!" sprach's und trat hin

Vor den Vater, dabei sich verneigend gar zierlich,
„Guten Appetit! Ich scheine wohl unmanierlich,
Daß ich komme gerade zur Essenszeit;
Aber da ich die Gegend verlasse noch heut',
Wollt' ich mich noch vorher bedanken bei Ihnen."
„Ich weiß nicht, mit was ich je konnte dienen —"
Stammelt mein Vater, aber das Männlein spricht
Und lächelt dabei: „Ei, zum Übelnehmen
Ist eigentlich das, Herr Doktor! Sie kennen mich nicht?
Ihren nächsten Nachbar? Ich bin — nun was soll ich mich schämen,
Es zu gesteh'n! Sie sind ja an derlei gewöhnt;
Mein Stand ist freilich sonst ziemlich verpönt —
Ich bin ein Geist und zwar der vom Akazienbaum" —
Wir alle saßen als wie im confusesten Traum —:
Zur Mittagszeit ein Geist? ein Baumgeist? Wie sonderbar!
Er aber sprach weiter: „Schon lange Jahr'
War mir zum Ekel mein enger Leib;
So da außen steh'n ohne Zeitvertreib
Und die lustigen Vögel vorbeifliegen seh'n
Und auch nicht einen Schritt weiter können geh'n —:
Sie glauben nicht, Herr Doktor, wie das so verdrießlich!
Doch in Einer Beziehung stand ich gern vor dem Haus,
Und das machte mein Hiersein auch sehr ersprießlich:
Die vielen Fremden mein' ich, die ein und aus
Hier immer wandern — da hört' ich oft zu,
Und manche Stunde verschwand mir im Nu.
Ich streckte mich und sah zum Fenster hinein,
Und die Dichter alle, die, groß und klein,

Sprachen, tranken und deklamirten,
Und die schönen Damen, die musicirten,
Und Ihr höflicher Beifall, verstohlenes Gähnen,
Wenn so ein bleicher Dichter im Sophaeck saß
Und selig lächelnd Gedichte vorlas,
Oder gar eine Frau ihre Reisescenen —
Das Alles ergötzte mich ungemein,
Und oft wünschte ich, auch in der Stube zu sein! —
Doch es ging halt nicht! der unselige Bann! —
Da legten Sie endlich die Säge an,
Und jetzt bin ich frei — der Leib ist zerschellt,
Der fern mich hielt der gebildeten Welt,
Und ich habe im Sinn nun, auf Reisen zu geh'n,
Zu erweitern mir den Ideengang;
Doch eh' ich scheide, konnt' ich dem Drang,
Ihnen zu danken, Herr Doktor, nicht widersteh'n;
Obgleich der Abschied — er thut mir weh':
Ihr Freud' und Leid theilt' ich so manches Jahr,
War fröhlich mit Ihnen, wenn Frühling war,
Und traurig wie Sie, wenn gefallen der Schnee." —
Wir waren gerührt; eine Thräne stand
Im Auge dem Männlein: es wollt' ihm die Hand
Mein Vater reichen, doch schnell war's hinaus,
Die Stiege hinab, und das ganze Haus
Roch wie nach Akazienblüthe.

An Graf Alexander von Württemberg.

(Juli 1844.)

Du seist gestorben jetzt und in der Gruft —
Wohl magst du todt auch schön sein! bleich und ernst,
Als wär's ein Ritter ausgehau'n in Stein
Auf altem Grabmal, seh' ich ruhen dich,
Die Hände auf der Brust gefaltet fromm. —
Du seist gestorben jetzt — wahr muß es sein:
Ob deinem Tod sah' ich manch Auge naß;
Doch meines — o mein edler Freund, verzeih'! —
Von inn'rer Freude hat es nur gestrahlt.
Du todt — und Alle glauben's — o Triumph!
Jetzt Allen todt, mir lebst du, mir allein.
Im Sonnenschein, im Sturm, um Mitternacht
Zusammen streifen wir durch Flur und Wald —
Sieh' da die Blume! sieh' den Falken dort!
Wie rein der Himmel! freudig lausch' ich dir,
Wie du erzählst von einem wilden Ritt,
Von Corsika, vom treuen Ungarroß,
Das, einem Pascha von dem Herrn verkauft,
Den Rückweg doch zur fernen Heimath fand;
Jetzt vom Gebirg ein Mährchen, jetzt vom Meer:
Was du dereinst bei stiller Sommernacht
In seinen Tiefen Seltsames erschaut —
O ganz der Alte wieder! nimmer krank,
Der Blick so hell, die Sehnen nicht erschlafft —

So bist du mein —: was kann uns trennen noch?
Wir haben für uns eine eig'ne Welt;
Wozu die Menschen! ihnen sei nur todt —
Mir lebst du schöner, Trauer kenn' ich nicht.
In warmem Herzen trag' ich einen Traum:
Von deinem Adler hat es mir geträumt —
Wie oft hab' ich ihm früher zugeschaut,
Wie er so traurig hinter'm Gitter saß,
Die Schwingen abgerieben, nur das Aug'
Noch Freiheit flammend — diesen Adler nun
— So träumt' es mir — den sah ich plötzlich stolz
Erheben sich, der enge Kerker brach,
Es schien zu wachsen ihm das Flügelpaar,
Er hob sich hoch und höher in die Luft,
Bis er dem Blick entschwand der Sonne nah'.
Die Andern alle standen trauervoll
Um den zerbroch'nen Käfig, jammerten:
„Die Stänglein waren für das Thier zu schwach!"
Mich aber freute innerlich der Aar;
Wie mag ihm wohl sein, dacht' ich, in der Luft!
Von Herzen gönnt' ich ihm den freien Flug.
Als ich erwachte, hieß es, du seist todt. —
Du todt? o nein, der Kerker nur zerbrach:
Ein freier Aar flogst du der Sonne zu.

Nachruf an Ebendenselben.

„Es regnet, es regnet!
Der Himmel gewiß
Hat, wie uns're Herzen,
Nun auch einen Riß!"

Dies war dein letztes Lied,
Dies war dein Schwanenlied;
Dann fiel dein Auge zu —
Wohl dem, der nimmer sieht!

O du in kühler Gruft,
Könnt' ich heut wecken dich,
Ich würd' es nimmer thun —:
Gut schläft's bei Todten sich.

Und sind die Todten kalt,
Die Lebenden sind's auch —
Todt und vergessen sein,
Das ist ein alter Brauch.

Vergessen du? O nein!
Heut' kam zu mir ein Jud':
„Herr, kaufet diesen Ring,
Er ist von Golde gut.

Schaut hier das A. v. W.,
Darauf die Grafenkron';
Nebst Hemden kauft' ich ihn
Jüngst in der Auktion.

Es war ein guter Herr!“ —
Ich trat zum Fenster hin,
Zu bergen meinen Schmerz,
Und summte vor mich hin:

„Es regnet! es regnet!
Der Himmel gewiß
Hat, wie uns're Herzen,
Nun auch einen Riß!“

Das Gewitter.

Auf der Ruine altersgrauem Thurm
Da bin ich gern, am liebsten wenn ein Sturm
Ihn wild umbraust; ich steh' auf seinem Rande,
Ringsum ein Tosen, wie von Wellenschlag,
Durch greise Bäume; es erlischt der Tag,
Im Westen glüht's, als wie von fernem Brande:
Wie zum Gebirge thürmt die Wolk' sich auf,
Wie ein gigantisch schwarzer Schlangenknauf
Wälzt sie sich durch des Himmels bang Gefilde;
Es kommt der Mond — die Wolken drüber her!
Ein fiebrisch Jagen wie vom wilden Heer —
Bald Mond, bald Wolk' in seltsamem Gebilde.
Die welken Blätter jagt der Sturm empor
Nachtvögeln gleich — da plötzlich zischt's hervor:

Hell flammt ein Blitz aus dunkler Wolkenspalte,
Ein Blitz, deß Licht den bleichen Mond verhöhnt,
Und d'rauf ein Schlag, wovon die Erde dröhnt —
Ein dumpfes Grollen noch im fernen Walde.
Ein Regen jetzt, und jetzt ein Blitz, ein Schlag,
Als wär's ein Vorspiel von dem jüngsten Tag. —
Ich schaue schweigend in den off'nen Krater:
Der Himmel flammt, die Erde liegt in Nacht —
Nun ruht der Sturm; vorüber ist die Schlacht,
Heimzieh'n der Wolken dröhnende Geschwader.

Ehre dem Ehre gebühret.

Zu Ulm im stillen Friedhofraum
Da ist ein alter Weidenbaum,
Leibarm, unscheinbar anzuseh'n,
Doch bleibt bei ihm gar Mancher steh'n;
Denn von den schlanken, luft'gen Zweigen,
Die auf und ab im Winde steigen,
Als ob sie wollten fliegen lernen,
Erschallt ein Singen immerdar,
Vielstimmig, hell, schon manches Jahr.
Die Vögel nah'n von allen Fernen
Zum Baum, als ob's ihr Mekka wär':
Sie flattern, hüpfen um ihn her,

Sitzen auf ihm in ganzen Schwärmen,
Singen, daß oft ein Höllenlärmen,
Ja streiten sich selbst, wer bei Nacht
Darf auf ihm halten treue Wacht,
Erzeigen ihm kurz alle Ehr'.
Und ringsum unten auf dem Boden
Welch Glanz von blauen, weißen, rothen
Feldblumen, deren Samen haben
Vöglein gebracht als Pilgergaben!
Ha, worin liegt des Baumes Kraft?
Hat er magnet'sche Eigenschaft?
O nein, doch der liegt hier begraben,
Den Menschen einst verspottet haben,
Weil er ein Vogel wollte sein.
Es deckt sein Grab kein Leichenstein;
Den Drang jedoch, der in ihm lag,
Nach Licht und freiem Flügelschlag,
Den wollen Vögel ihm vergelten —:
Darum entrückt der Menschen Schelten,
Ruht unter Sang und Blumen er,
Der arme Schneider Berblinger.

Vorbereitung.

Angethan den warmen Schlafrock,
Auf den Kopf ein schmiegsam Käppchen,
Ein Paar Scheit noch in den Ofen,
Daß die Flamme lieblich singe,

In den Mund die lange Pfeife,
Und jetzt auf dem weichen Diwan
Ausgestreckt sich nach der Länge —
Ach, ihr Leute von der Prosa
Glaubt nicht, wie sich's nun behaglich
Über Weltschmerz dichten läßt!

Apotheose.

Ach, wie ungerecht sind Dichter!
Lorbeerhaine, Myrthenbüsche,
Und des Oelbaums Ruheschatten,
Gold'ne Hesperidenäpfel —
Alles, was sie nie im Leben
Und im Traume nie gesehen,
Preisen sie in Versen laut.
Aber — o welch' falsche Freunde! —
Sie, die arme, nackte Gurke,
Die sie alle heimlich lieben,
(Keine Widerred', ihr Dichter!
Mancher schwätzte aus der Schule)
Aber stolz im Lied verläugnen,
Sie fand keinen Sänger noch.
Soll auch ich den Schlechten spielen?

Nein, o komm', du lang Mißkannte,
Komm', du rundes Stückchen Prosa —:
Mögen sie auch Zeter schreien,
An dem deutschen Dichterhimmel,
Alles Andere verdunkelnd,
Häng' ich dich als Sternbild auf.

Crescendo.

Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Und wär' ein Eremite
Und hätte eine Hütte,
Äß' Wurzeln nur und Kräuter,
Käs, Eier und so weiter —
Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald!

Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Hätt' eine Eremitin
In meiner kleinen Hütten
Und (statt der Wurzeln, Kräuter)
Fleisch, Wein, Bier und so weiter —
Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald!

Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald,
Und kleine Eremitelein
In ihren braunen Küttelein
Umtanzten uns im Ringelreih'n
Und würden Papa! Mama! schrei'n —
Ich wollt', ich wär' am Libanon
In einem tiefen Wald!

Nachtwächterslaune.

Unser Nachtwächter ist ein seltsamer Mann —:
Er schreit durch die Gassen, so laut er nur kann:
„Bewahre uns Herr Jesu Christ —
Der helle Tag erstanden ist!
Wohl um die vier Uhr!“

Doch in der Vorstadt am letzten Haus
Da geht ihm auf einmal die Rede aus;
Er klopft an's Fenster und flüstert sacht:
„Zwei Stunden noch bleibt's sinkende Nacht —
Oeffne mir, Schatzerl!“

Auf der Messe.

Sie trippelt schnell an mir vorbei
Und blinzelt stolz mich an,
Weil sie ein adlig Fräulein ist,
Und ich nur Bürgersmann.

O tripple du nur immer zu —:
Bald kommt die Zeit heran,
Wo man sich im Sechskreuzerstand
Den Adel kaufen kann.

Die Dichterin.

„Ach, wie schmerzt der laute Tag
Eine weiche Dichterseele!
Wenn im Hain singt Philomele,
Wenn im Mondschein rauscht die Quelle,
Wird erst süß des Herzens Schlag.

Ich auch Mensch? wie ennuyant!
Wär' viel lieber Nachtviole —:
Ist mir's doch bei Nacht nur wohle!
Ach, da flackert auf die Kohle
Der Gefühl' in hellem Brand.“

Also mit dem Bleistift schreibend
In ein Tagbuch (etwas fettlich
Anzufühlen außen, innen
Voll von Reimen, schmerzzerriss'nen,
Corrigirten, thränenfeuchten),
Saß sie auf der Grasbank sinnend —
Ein Fleck blauen Himmels ob ihr,
Von den Wolken rings umsäumet,
Bildete so eben einen
Ungeheuer großen Blaustrumpf.

Allzu gütig.

Was doch die Leute so gut mir sind,
Und von frappanter Dienstfertigkeit!
So zum Beispiel strömt Mann, Weib und Kind
Vor meine Thür' seit geraumer Zeit,
Und da wird mit einer seltsamen Hast
Gekehrt und gescheuert. — „O haltet ein:
Ich werde mir selbst ja schon machen rein!“ —
Umsonst! sie gönnen sich keine Rast,
Vergessen im Eifer, vor eigener Thür'
Zu kehren; voll Rührung denk' ich bei mir:
„Man kann doch auch allzu gütig sein!“

Wie bist du so weit!

Einen alten Almanach fand ich heut'
Vom vor'gen Jahrhundert, der Freundschaft geweiht.
Wie anders noch damals! so seufzte ich.
Auf dem Titelkupfer da reichen sich
Zwei Freunde über einem Altar,
Auf dem ein brennendes Kerzenpaar,
Ehrbar die Rechte; die and're Hand
Hält, zierlich umwunden mit Rosaband,
Ein Vergißmeinnicht-Sträußchen; im Frack,
In Nankinhosen nach neustem Geschmack,
In glänzenden Quastenstiefeln — so steh'n
In Andacht sie da; hinweg will ich seh'n —
Es beschleicht mich nur Wehmuth —: o selige Zeit
Der Freundschaft, der Treue, wie bist du so weit!

Moderne Freundschaft.

„O glaube mir, das Höchste auf der Erde
Ist Freundschaft — selbst die Liebe muß ihr weichen.
Ja wäre nicht die Prosa uns'rer Zeiten! —
Sich hinzuopfern für den Freund, zu sterben
Für ihn — ich wüßt' nicht, was es Schön'res gäbe."

So sprach mein Freund, indem er auf dem Sopha
Behaglich lag und seine Pfeife rauchte. —
Ich saß auf hartem Stuhle still daneben,
Da seine Füße mir den Platz verwehrten.

Der Thurmhahn.

Auf unserm Kirchthurm den Gockelhahn
Schau' ich oft mit Bewunderung an:
Man sieht so selten jetziger Zeit
Ein solches Muster von Ehrlichkeit!
Er sagt den Leuten keck in's Gesicht:
„Ich bin ein wetterwendischer Wicht;
Der Wind mag weh'n von Ost oder West,
Ich weiß mich zu dreh'n auf's Allerbest —:
Macht's auch so!" — Unter dem Thurme geh'n
Die Menschen, wagen kaum aufzuseh'n;
Was hier predigt der ehrliche Hahn,
Hat jeder im Stillen längst gethan.

Der Trinker.

Was bin ich für ein schlechter Wicht:
Der Sternenhimmel rührt mich nicht,
Doch rührt mich jedes Wirthshausschild,
Das Stern und Sonne hat zum Bild.

Ich weiß nicht, bin ich worden blind,
Oder ein zu phantastisch Kind —
Schaut mich ein Schild von fern nur an,
Hat es schon halb mir's angethan.

Dann zieht es mich und zieht mich frech —
Verdammtes Schild von Eisenblech,
Bild'st du dir ein, Magnet zu sein?
Umsonst! es zieht und zieht mich 'rein.

Wie lächelt da Frau Wirthin hold!
Wie herrlich strahlt des Weines Gold!
Bald Fluth, bald Ebbe in dem Glas —:
O Seligkeiten ohne Maß!

Die Gäste sind jetzt alle weg —
Ich bleibe fest doch auf dem Fleck;
Die Wirthin nickt im Ecklein ein:
Ich bin mit meinem Glas allein.

Der Wächter ruft die zwölfte Stund' —
Ich schaue in des Glases Grund,
Blick' träumend in die gold'ne Pracht — —
Horch! was klirrt draußen in der Nacht?

Jetzt an die Thür' ein dumpfer Schlag!
Auf springt sie — hei, welch greller Tag!
Bei Gott, die Sonne schwebt herein,
Ein seltsam Völkchen hintendrein.

Das ist, ich kenn' den ganzen Troß,
Der Engel, Bär, das weiße Roß,
Der Hirsch, das Lamm, der Ochs, der Leu,
Aus Morgenland der König drei.

Der Stern blinkt hell ob ihrem Haupt —
Jetzt kommt die Linde, grünumlaubt,
Und jetzt der Adler, Hecht, der Schwan,
Die Krone, Traub', der wilde Mann.

Sie stellen sich um mich im Kreis —
Mir wird vor Angst bald kalt, bald heiß;
Der Engel neigt vor mir sein Schwert,
Spricht: „Ein' Ehr' ist die and're werth!

Wir Alle sind gekommen hier,
O Edelster, zu danken dir,
Der uns besucht bei Tag und Nacht
Und Wind und Wetter nicht beacht't.

Darum, Collegen, stimmet an
Ein donnernd Hoch dem braven Mann!
Ein dreifach Hoch!“ — Welch Lärmen, hei!
Wie brummt der Bär, wie brüllt der Leu!

Wie gräßlich tönt des Wildmann's Schrei'n!
Wie singen die drei König d'rein!
Da plötzlich Ein Uhr tönt's vom Thurm,
Und fort raſ't Alles wie im Sturm.

Die Sonne weg, verbrannt das Licht —
Der Engel doch verläßt mich nicht;
Er flüstert: „komm' und trinke aus,
Ich will geleiten dich nach Haus!“

Der Dichter.

Grüßend kam er zu mir, doch war so freundlich dies Grüßen,
Daß es mir unheimlich fast! und gleich wie weiß das Gewölke,
Birgt es Hagel in sich, auf schwarzer Wolke einherschwebt,
Also weiß, bedrohend, langhalsig, der Seeschlang' vergleichbar,
Wenn aus der Meerfluth empor nach Beute gierig sie umschaut,
Starrte ein Manuskript aus der Rocktasche ihm, mir zum Schrecken.
„O Verzeihung, mein Lieber,“ sprach er, es fördernd zu Tage —

Und auf dem Tische da lag's, vielblättrig, offenen Rachens:
„Meine neusten Gedichte, ‚die Herzensklänge' betitelt,
Will ich lesen" — Ach, nicht die flehenden Blicke verstand er,
Noch mein schüchternes Stammeln von mangelnder Zeit jetzt, und daß ich
Wicht'gen Besuch müss' machen — umsonst war's! räuspernd begann er.
Gleich der Fliege gefallen in klebenden Syrup, so lag ich
In seiner Lieder süßlichem Brei: es klebten die Flügel
Meines Geistes sich an, das Auge schloß sich, die Füße
Fühlten sich seltsam geschnürt; in diesem Zustand der Puppe
War ich, weiß nicht wie lang — mir rauschte schwarz um die Ohren,
Schrecklich war mir's zu Muth, als ob in chaotisch kobold'schem,
Hexenart'gem Gewirr mich umtanzten Liebe und Triebe,
Brust und Lust und Freud' und Leid und Herzen und Schmerzen,
Und ein jedes im Tanz mich boshaft würfe mit Zwetschgen,
Künstlich gedörrten; ich sank vom Wurf stets tiefer und tiefer
In den Syrup hinein. „O Himmel," dacht' ich, „die Dichter
Sind doch ein gräuliches Volk! wird so ein Kerl von dem Leibweh
Seiner Gedichte geplagt, da nützt nicht Flehen und Bitten,
Keine Mandelmilch hilft: Herz und Gedärm muß heraus."

Innere Wärme.

Der Schnee lag kalt auf Berg und Thal,
Und Strauch und Baum stand eisig kahl;
Des Weges ging ein Wandersmann
Und brummt' in den Bart so dann und wann:
„Der Teufel auch, wie ist es kalt!
Trotz Pelz und Tuch erfrier' ich bald!“

Nun holt' er einen Andern ein;
Bei dem schien Sommerluft zu sein —:
Er ging einher in leichtem Kleid
Und pfiff und sang voll Lustigkeit,
Schrieb gar Buchstaben in den Schnee,
Als thät' ihm nicht ein Finger weh.

In's Wirthshaus kommen Beide jetzt;
Der Eine sich zum Ofen setzt
Und schlüpft beinah' in ihn hinein —
Der And're trinkt sein Gläschen Wein
Und will schon wieder eilen fort,
Da ruft der Erste: „Auf ein Wort!

Ich fror zu Eis — Euch fror es nie:
Fürwahr, Ihr treibet Sympathie!
O sagt, durch welche Zauberei
Kann Euch denn keine Kälte bei?“

Da hat der Andre laut gelacht:
„Ich hab' an meinen Schatz gedacht!
Recht warm, recht warm an ihn gedacht,
An meinen Schatz recht warm gedacht!“

In der Fremde.

Herzlieb, ich muß nun wandern fort —
Wirst du auch denken mein?
„Wo du auch gehst, an jedem Ort
Wiss': ich gedenke dein!“

Herzlieb, was gibst mir auf den Weg?
„Dies Sträußlein thränbethaut;
Das auf dein treues Herze leg'
Als schmerzenlindernd Kraut.“

Ade! Er wandert manchen Tag
In Sturm und Sonnenschein;
Das Sträußlein auf der Brust ihm lag —
Nach Wien kommt er hinein.

„Viel schöne Häuser seh' ich steh'n,
Doch Eins ich nur begehr':
Zum Krankenhause will ich geh'n —
Mir ist um's Herz so schwer!“

Um's Herz so schwer, um's Herz so bang —
Bald todt auch in der Bahr'.
Er ward begraben ohne Sang:
Man wußt' nicht, wer er war.

Doch Eine hätt' es wohl gewußt,
Hat nie vergessen sein —
Ein welker Strauß auf seiner Brust
Kam mit in's Grab hinein.

Die Behexten.

Es saßen hinterm Ofen Drei
Und sprachen von der Hexerei.
Der Erste flüsterte: „Im Wald —
Es sind jetzt wohl zwei Jahre bald —
Schlich hart an mir vorbei ein Weib
Mit wirrem Haar und dürrem Leib,
Sah mich mit rothen Augen an:
Die Hexe hat mir's angethan;
Denn seit der Zeit plagt mich die Gicht —
Mein Lebetag vergess' ich's nicht!"

Der Zweite sprach: „Erst heute Nacht
Bin ich an einem Schrei erwacht
Und konnte Athem schöpfen kaum;
Denn auf mir — nein, es war kein Traum,

Ich hab gefühlt es ganz genau —
Saß uns'res Nachbars böse Frau,
Die reitet auf dem Besenstiel —
Ja, Hexen gibt's noch gräulich viel!"

Der Dritte aber sprach kein Wort,
Starrt' vor sich hin nur immerfort —:
Auch ihm hat's Eine angethan,
Auch ihn sah jüngst ein Hexlein an;
Doch rosig schön war ihr Gesicht,
Ihr Auge klar wie Sternenlicht,
So wunderlieblich die Gestalt!
Wie mit dämonischer Gewalt
Ist all sein Denken, all sein Sinn
Gebannt nur auf die Eine hin:
Bei Tag, bei Nacht, selbst im Gebet
Nur sie, nur sie! noch vor ihm steht. —
Jetzt rath' einmal, wer von den Drei'n
Wohl der Behexteste mocht' sein?

Kuckuck und Käuzchen.

O Kuckuck, lieber Kuckuck mein,
Du machst den Kindern Freude,
Und wenn dein Ruf: Kuckuck! erschallt,
Ergrünen Wald und Haide.

Des Müllers Kind, sein Töchterlein,
Hat oft gelauscht dem Sange —
„Der Kuckuck rief an hundertmal:
Ich leb' noch lange! lange!“

Was rauscht das Mühlrad heut' so bang?
Es sitzt der Müller traurig
Bei seinem Kind — das Käuzchen schreit
So schaurig, ach so schaurig!

Es fliegt um's Dach langsam und schwer,
Als ob den Tod es trage;
Das Mägdlein liegt als Leiche bleich:
Laut schallt des Müllers Klage.

Der Frühling kommt, viel Blümlein blüh'n
Am Waldbach auf und nieder —
Doch sie, des Thales schönstes Kind,
Erweckt kein Frühling wieder.

O Kuckuck, lieber Kuckuck mein,
Du bringst den Kindern Freude;
Doch wenn du, böses Käuzchen, schreist,
Geschieht's zu herbem Leide.

Der Keller auf Burg Weibertreu.

Heraus! heraus zum schönen Julitag!
Die Vögel singen's trunken durch die Lüfte,
Zum Fenster schwingen sich der Blumen Düfte —
Da mag studiren, wer studiren mag.

Die Bücher weg! hinaus! — o welche Pracht!
Im reichsten Festgewande prangt die Erde,
Als hätte sie ein zweites, schön'res Werde
Zum Eden umgeschaffen über Nacht.

Die fernen Berge säumt des Himmels Blau,
Krystallen schaut es durch der Zweige Schatten;
Durchsä't mit Perlen ist der Sammt der Matten,
Der Sonne Strahlen küssen ihren Thau.

Die Bergruine glänzt im Morgenlicht —
Die grauen Thürme, jung geworden wieder
Durch all' die Klarheit, schauen hell hernieder,
Freu'n sich des Aethers, der ihr Haupt umflicht.

Zur Burg hinan! — o wundersüß Arom!
So weit ich schau', ein Teppich blüh'nder Reben,
Die Berg und Thal in ihre Düfte weben:
Nectargeruch wallt durch des Himmels Dom.

Und oben jetzt. — Ich setze mich in's Moos,
Lass' freien Lauf den lustberauschten Sinnen:
Das Auge ruht bald auf den alten Zinnen,
Bald schweift's im Thal durch Auen fessellos.

Ein leiser Windhauch durch die Zweige zieht;
Von ferne hör' ich eine Lerche singen;
Aus nahem Thurm die Aeolsharfen klingen,
Als wär's gefall'ner Engel Klagelied.

Und rings der Duft — in Träume wiegt's mich ein —
Da fühl' ich plötzlich eines Hauches Wehen:
Ich schaue auf und sehe vor mir stehen
Ein seltsam Männlein, wohlbeleibt und klein,

Zwergartig fast, grundehrlich im Gesicht;
Von schwarzem Sammet Käppchen, Wamms und Hosen.
Blauseid'ne Strümpfe, und der Fuß mit großen
Schuhschnallen prangend; Haare weiß und schlicht.

„Ein schöner Tag!“ — fang' ich zu reden an,
Doch wird mir's fast unheimlich zu Gemüthe —
„Ein schöner Tag! wie duftet rings die Blüthe!
Wie wirbelt froh die Lerche himmelan!“ —

„Ja, Ihr habt Recht,“ — beginnt er, und es klingt
Gar seltsam hohl, — „das ist ein Tag der Wonne,
Ein Freuen, Jubeln, Ringen nach der Sonne,
Daß selbst in's Grab ein neues Leben dringt.

Da läßt mir's in der Erde keine Ruh;
Es geht mir fast wie hier den trunk'nen Reben:
Ich möchte in die Lüfte mich verschweben —
Doch warum bangt Ihr? hört nur furchtlos zu.

Das Sprechen schmeckt nach langem Schweigen mir;
Ich bin ein Geist und war einst Kellermeister" —
„Ein Kellermeister?" frag' ich, jetzt schon dreister —
„Es war doch, wie ich weiß, kein Keller hier?"

Da spricht er: „Ewig jung bleibt die Natur;
Die fühlet nimmer das Gewicht der Jahre:
Der Frühling färbt ihr neu die greisen Haare —
Doch Menschenwerk trägt bald der Zeiten Spur.

Wie anders ist gestaltet Alles heut'!
Die Mauer sank, die Thürme sind gebrochen,
Der Epheu hat den grauen Stein umkrochen,
Als liebt' er auch die gute alte Zeit.

Jetzt ist es still hier, einst war's auch nicht so;
Bemerkt ihr dort das moosige Gemäuer?
Der Trinksaal war's: dort hat's beim Klang der Leier
Gar oft geschallt von bärt'gen Zechern froh.

Da gab es stets vollauf für mich zu thun,
Und sauer ward mir's oft in alten Tagen,
Die schweren Riesenhumpen herzutragen —
Doch jetzt hab' ich ja Zeit auch auszuruh'n."

„Wo aber war der Keller?“ frage ich.
„Er ist noch,“ spricht er; „kein Verderber nahte —
Für all' den Wein wär' es auch Jammerschade —:
Im Schutt verbarg der Kellereingang sich.

Doch wenn Ihr wollt, so könnt Ihr selbst ihn seh'n.“ —
„Von Herzen gern.“ — „Nur fest an mir gehalten!“
Er stampft, und hu! ich seh' den Grund sich spalten,
Und jetzt hinab, — es ist um mich gescheh'n!

Doch nein — gut unten durch den Zauberschacht;
Tiefdunkel ist's, doch zu der Mauerblende
Geht nun der Alte, macht ein Licht behende
Und leuchtet mit der Lampe durch die Nacht.

Da wölbt sich's ob mir riesenhoch und weit,
Wie eines Dom's gedehnte Säulenhallen —
Todstille rings, nur meiner Tritte Schallen
Schreckt aus dem langen Schlaf die Einsamkeit.

Der Geist voraus, die Lampe in der Hand:
Ihr Licht malt hohe Schatten an die Mauer,
Die seltsam wanken; ich folg' nach mit Schauer —
Uralte Fässer ruhen längs der Wand.

Hier scheinen Männlein, zierlich ausgeschnitzt
Aus hartem Holz, ein Riesenfaß zu tragen;
Dort sieht man, wie ein Bacchus mit Behagen
Den Becher schwingend auf der Tonne sitzt;

Da eine Sphinx, hier halten Leuen Wacht,
Hier locken üppige Sirenenbilder,
Bunt angemalt; hier prangen Wappenschilder,
Hier ist ein frommer Trinkspruch angebracht.

Den Alten seh' ich schweigend vor mir geh'n;
Er denkt mit Wehmuth wohl an alte Tage,
An frisches Leben, bunte Festgelage, —
Da bleibt er still vor einem Fasse steh'n.

Das älteste von allen scheint's zu sein:
Kaum kann man noch das Schnitzwerk d'ran erkunden;
In schwere Silberreifen ist gebunden
Das graue Holz, das halb geworden Stein.

Und ein Pokal von hellem Bergkrystall
Blinkt aus der Mauernische nah' dem Fasse;
Der Geist füllt ihn zum Rand mit edlem Nasse —
Das Glas durchtönt ein wundersamer Schall.

Der Wein strömt perlend aus der langen Haft,
Wie Abendroth glänzt's im krystall'nen Grunde;
Der Alte spricht: „Von diesem Wein hier munde —:
Das ist kein Wein mehr, das ist Zaubersaft!"

Ich trink' und trinke — ha, ein neues Blut
Fühl' ich wie Feuer durch die Adern dringen:
Mir ist's, als könnt' ich mit Giganten ringen —
Jetzt leer das Glas —: „Bei Gott, der Wein ist gut!"

„Ja," spricht er, „der hat Wunder auch gethan!
Und redlich hat sein Geist einst beigetragen
Zu einem Heldenwerk vor grauen Tagen,
Das man jetzt fast als Mährchen nur sieht an.

Einst kam ein alter Sänger müd' und krank
Vor diese Burg und bat um eine Labe;
Da sprach der Burgherr: ‚Tretet ein — ich habe
Ja Raum genug —, pflegt Euch mit Speis' und Trank

Und gönnet Euren müden Gliedern Rast!' —
Da ist er an zwei Monde wohl geblieben,
Bis es ihn wieder in die Welt getrieben;
Nur ungern scheiden sah der Graf den Gast.

Und einen Humpen noch vom besten Wein
Ließ er zum Abschiedstrunk dem Sänger bieten;
Der sprach bewegt: ‚Ich habe nichts hienieden
Von Erdengütern, nur der Sang ist mein.

Der Himmel aber zoll' Euch meinen Dank!
Das Schloß umschlingt ein Kranz von blüh'nden Reben:
Die mögen heuer einen Wein Euch geben,
Der edler noch als dieser edle Trank!' —

Und sieh', im Herbst ward wahr des Sängers Wort:
Nie gab es vor und nach solch' edle Gabe —
Jedoch — verzeiht, daß ich's vergessen habe:
Kommt, trinket doch, eh' ich red' weiter fort! —

Ein Jahr darauf (doch glaub' ich, wißt Ihr dies)
Ward Burg und Stadt vom Feinde rings umschlossen,
Weil unser Burgherr seinen Kriegsgenossen,
Den Herzog Welf, in Weinsbergs Thore ließ.

Der Kaiser Konrad war in Wuth entbrannt;
Er führte sieglos zu dem Sturm die Heere:
Die drinnen setzten tapfer sich zur Wehre —
Da hat die Stadt der Hunger übermannt.

Es war umsonst der Bürger Gnadenfleh'n;
Der Kaiser sprach: ‚Nur Eins will ich gewähren —:
Mit dem, was ihr das Liebste, darf beschweren
Sich jede Frau und frei von dannen geh'n.' —

Als dieses Wort ward ruchbar in der Stadt,
Besann sich jede, was sie sollte tragen;
Doch jede mußte sich am Ende sagen,
Daß Bess'res nichts als ihren Mann sie hat.

Im Anfang wollten nun die Männer zwar
Nicht danken einer Weiberlist ihr Leben,
Doch konnten sie zuletzt nicht widerstreben,
Als weinend bat die ganze Weiberschaar:

‚O kommet nur: die Liebe gibt uns Kraft!'
Umsonst! zu schwer war's für die zarten Glieder;
Sie brachen fast: rathlos sah Alles nieder —
Da hat der Graf vom Wein hier hergeschafft,

„Ja,“ spricht er, „der hat Wunder auch gethan!
Und redlich hat sein Geist einst beigetragen
Zu einem Heldenwerk vor grauen Tagen,
Das man jetzt fast als Mährchen nur sieht an.

Einst kam ein alter Sänger müd’ und krank
Vor diese Burg und bat um eine Labe;
Da sprach der Burgherr: ‚Tretet ein — ich habe
Ja Raum genug —, pflegt Euch mit Speis’ und Trank

Und gönnet Euren müden Gliedern Rast!‘ —
Da ist er an zwei Monde wohl geblieben,
Bis es ihn wieder in die Welt getrieben;
Nur ungern scheiden sah der Graf den Gast.

Und einen Humpen noch vom besten Wein
Ließ er zum Abschiedstrunk dem Sänger bieten;
Der sprach bewegt: ‚Ich habe nichts hienieden
Von Erdengütern, nur der Sang ist mein.

Der Himmel aber zoll’ Euch meinen Dank!
Das Schloß umschlingt ein Kranz von blüh’nden Reben:
Die mögen heuer einen Wein Euch geben,
Der edler noch als dieser edle Trank!‘ —

Und sieh’, im Herbst ward wahr des Sängers Wort:
Nie gab es vor und nach solch’ edle Gabe —
Jedoch — verzeiht, daß ich’s vergessen habe:
Kommt, trinket doch, eh’ ich red’ weiter fort! —

Ein Jahr darauf (doch glaub' ich, wißt Ihr dies)
Ward Burg und Stadt vom Feinde rings umschlossen,
Weil unser Burgherr seinen Kriegsgenossen,
Den Herzog Welf, in Weinsbergs Thore ließ.

Der Kaiser Konrad war in Wuth entbrannt:
Er führte sieglos zu dem Sturm die Heere:
Die drinnen setzten tapfer sich zur Wehre —
Da hat die Stadt der Hunger übermannt.

Es war umsonst der Bürger Gnadenfleh'n;
Der Kaiser sprach: ‚Nur Eins will ich gewähren —:
Mit dem, was ihr das Liebste, darf beschweren
Sich jede Frau und frei von dannen geh'n.' —

Als dieses Wort ward ruchbar in der Stadt,
Besann sich jede, was sie sollte tragen;
Doch jede mußte sich am Ende sagen,
Daß Bess'res nichts als ihren Mann sie hat.

Im Anfang wollten nun die Männer zwar
Nicht danken einer Weiberlist ihr Leben,
Doch konnten sie zuletzt nicht widerstreben,
Als weinend bat die ganze Weiberschaar:

‚O kommet nur: die Liebe gibt uns Kraft!'
Umsonst! zu schwer war's für die zarten Glieder;
Sie brachen fast: rathlos sah Alles nieder —
Da hat der Graf vom Wein hier hergeschafft,

Und jede Frau that einen guten Zug. —
Da konnten sie so übermenschlich tragen,
Daß eine Rittersfrau — so hört' ich sagen —
Nebst dem Gemahl auch ihren Pagen trug.

Bang zogen sie am Kaiser nun vorbei —
Der aber spürt' den Zorn in Lächeln kehren,
Verzieh den Männern, und den Frau'n zu Ehren
Gab er der Burg den Namen: Weibertreu.

Da war ein Jubel! Konrad's Heer zog ein —
Statt Schwertschlag hat's vom Becherklang erschollen,
Und Konrad rief: ‚Welf, stoßet an! das Grollen
Ersäufen wir in diesem Götterwein!'

Doch trinkt auch Ihr! — Mir thut's, beim Himmel, wohl,
Euch trinken seh'n; es ist doch auch ein Leben
In Eurer Kehle: Wen'ge will's mehr geben,
Die Eines Zugs den Becher machen hohl.

Ha, sonst! — Ja, schon der Anblick machte frisch!
Der volle Humpen an dem bärt'gen Munde
Hebt höher, höher sich — und bis zum Grunde
Nun ausgeleert stampft er den Eichentisch.

Doch jetzt — welch heillos Nippen! und wie weh'
Macht mir das matte Volk der Hydropathen!
Die Dichter selbst besingen nur in Gnaden
Die Rebenblüthe, weil sie riecht nach Thee." —

„Gib Wein her, Alter! hoch leb' deine Zeit!
Hoch lebe sie mit allen ihren Frauen,
Im knappen Mieder lieblich anzuschauen —
Hoch mit den Rittern in dem Panzerkleid!

Und auch die alten Sänger leben hoch!
Die alte deutsche Ehrlichkeit soll leben!" —
Doch was ist das? ich fühle mich ja schweben —
Kaum seh' ich unter mir den Boden noch!

Die Lampe blinkt wie ein erblaßter Stern,
Ein trüber Nebelstreif wird aus dem Alten,
Die Fässer hüllt die Nacht in ihre Falten;
Nur der Sirene Sang hör' ich noch fern.

Und ob mir — ha, das ist ja Sonnenschein!
Ich liege wie erwachend in dem Grase — —
So war denn Alles träum'rische Ekstase?
Und ich trank nicht, ich träumte nur von Wein?

Schon Mittag scheint's — Zeit ist's, hinabzugeh'n:
Auf! — halt, fast wär' ich wieder umgesunken;
Mir schwindelt — ja, ich bin, weiß Gott, betrunken:
Es will sich Alles mir im Kreise dreh'n.

Den Burgeingang, ich kann ihn finden kaum —
Es ist mir seltsam wohlig im Gemüthe:
That es der Wein? that's Duft der Rebenblüthe?
Ich weiß es nicht, ich wand'le wie im Traum.

Ich bin jetzt unten an des Vaters Haus;
Der kommt mir schon entgegen an der Pforte —
Mein selig Herz durchtönen rauh die Worte:
„Um's Himmelswillen, Sohn, wie siehst du aus?

Dein Auge glänzt, und roth ist dein Gesicht:
Wo warst du denn?" — „Beim Kellergeiste oben" —
„Beim Kellergeist? Frau, hör' nur, wie verschroben
Der Junge da in seinem Rausche spricht.

Da ist er von den Büchern fortgerannt,
Und während ich ihn beim Studiren glaube,
Sitzt er schon Morgens zechend in der Traube" —
O schnöde Welt! wie werd' ich oft mißkannt!

Trinklied.

Der Wirth, der hat ein Fäßlein,
Das hat so rothes Blut,
Das hat so starkes Fieber,
Läuft fast vor Hitze über:
Ein Aderlaß wär' gut.

Der Wirth der ist nicht faule
Und zapft das Fäßlein an:
„Ihr Herren Wohlgeboren,
Ihr lieben Herrn Doktoren,
O schaut das Blut euch an!" —

„Das Blut ist sehr entzündet
Und schmeckt und schmeckt nach — mehr:
O köstliches Kuriren!
O herrlich Prakticiren!
Wer stets solch Doktor wär'!"

Die Sündfluth.

Wenn vierzig Nächte und vierzig Tag'
Es regnete, was es nur regnen mag,
Den allerbesten, funkelnden Wein —
Das müßt' eine herrliche Sündfluth sein!

Da wär' ein Jubel, da wär' ein Spaß:
Man brauchte nicht Kellner, man brauchte kein Glas;
Zechfrei wär' Alles, was auf der Welt,
Im göttlichen Wirthshaus „Zum Himmelszelt".

Von oben, von unten, die Kreuz und Quer
Strömte der Wein in Strömen daher;
Nichts nützen würde alt Noah's Kniff:
Der Weindunst zöge tödtlich durch's Schiff.

Im Rausche sterben ganz ohne Gnad'
Müßt' Temperänzler und Hydropath:
Die ganze Menschheit schwämme in Wein —
Solch' Bowle würde den Teufel freu'n!

Die Feder.

Die Feder, die aus blauen Lüften
Jüngst vor mir niederfiel in's Moos,
Ich hab' sie regelrecht geschnitten,
Schrieb damit Briefe klein und groß;
Doch alle, ohne daß ich's wollte,
Zu Liebesbriefen wurden sie,
Und nichts als Liebe stand zu lesen
In Prosa und in Poesie.
Was soll das? dacht' ich; And'res schreiben
Wollt' ich — umsonst! und offenbar
Ward mir jetzt erst, daß diese Feder
Eine aus Amors Flügel war.

Liebesmahnung.

O zürne nicht, wenn eine Welle
Zuweilen heiß an's Herz dir schlägt:
Bedenk', daß diese kleine Woge
Mein Glück auf ihrem Rücken trägt.

Fühlst du in dir ein Fluthen, Drängen —
O sieh', das ist ein Menschenglück,
Das auf der Welle kommt getragen —:
O stoß' es nicht vom Strand zurück!

Trennung.

Mein Träumen ist ein Traum von dir allein,
Mein Wachen ist ein Wachen nur für dich,
Mein Denken ist nur ein Gedenken dein,
Mein Leben — gibt's ein Leben noch für mich?

Dies jähe Leid, das mir die Brust durchzückt,
Ist das noch Leben? nein, ein Leben ist,
Wenn man, das Lieb an's heiße Herz gedrückt,
Im Doppelleben, daß man lebt, vergißt.

Doch rißt das Herz ihr von dem Herzen fort,
Nicht lebt es mehr, doch kann auch sterben nicht:
Es zuckt und findet Rast an keinem Ort,
Bis auch das and're Herz im Tode bricht.

Kurzer Traum.

Ach, es war doch gar zu schön
Heute Nacht im Traume!
Bei einander standen wir
An dem Waldessaume,
Sahen nochmals scheu zurück —
„Lebet wohl, ihr Städter!"
Gleich darauf hat's drin gerauscht —
Küßt der Wind die Blätter?

Ja, es wurde wohl geküßt,
Aber nicht vom Winde:
Ich und du, mein Schatzerl, war's,
Küßten uns geschwinde,
Recht geschwind', als wüßten wir,
Wenn der Traum vergangen,
Daß wir dann viel Meilen weit
Nicht zusammenlangen.
Richtig war der Traum auch aus,
Eh' wir's halb nur dachten —
Ach, kein Wunder, daß wir jetzt
Noch nach Küssen schmachten!

Waldstrauß.

Hab' ich keinen Gärtner,
Hab' ich doch den Wald:
Der sorgt mir für Blumen,
Sträucher mannigfalt.

Auf der höchsten Eiche,
Wo er schlief versteckt,
Hat mein Tritt den Kuckuck
Heute früh geweckt.

Ueber alle Wipfel
Flog er, doch im Moos
Standen scheu die Blumen,
Konnten nimmer los.

Wollt ihr euch verstecken?
Kommet all' mit mir,
Immergrün, Maiglocken
Ihr des Waldes Zier!

Das aus düsterm Grunde
Dort herüberschaut,
Komm', geheimnißvolles,
Stilles Farrenkraut!

Jungfräuliche Birke,
Beuge dich herab:
Deiner luft'gen Zweige
Einen brech' ich ab.

Zart, o harte Eiche,
Ist dein Frühlingslaub:
Diesen Ast zum Strauße
Nehm' ich, mit Verlaub.

Hier die Gentiane,
Ein Stück Himmelsblau,
Dort — wer kann euch Blumen
Nennen all' genau?

Kommet alle, alle!
Sagt ade dem Wald!
Tröstet euch: die schönste
Hand umfaßt euch bald.

Der Winter kommt.

O weh ihr schlanken Bächlein
Durch Wiese und durch Wald —:
Der Winter kommt, der Winter kommt,
Macht euch zu Eise bald!

O weh ihr zarten Blumen
Auf Bergen und im Thal —:
Der Winter kommt, der Winter kommt,
Macht welken euch zumal.

O weh du armer Junge,
Amor, was fängst du an?
Der Winter kommt, der Winter kommt:
Du hast kein Röcklein an!

O sieh', dort fliegen Störche —
Heb' deine Flügelein:
Zieh' mit! zieh' mit! im Frühling
Kehr' wieder bei uns ein.

Das ist kein Leben —

Das ist kein Leben, nein, das ist ein Sterben,
Ist langsam Sterben, ist ein still Verbluten:
Das Auge trocken und versiegt die Thränen -
Das Herz nur lebt und in ihm seine Gluten.

Am Fenster sitz' ich Tag' und Nächte traurig —
O könnt' ich schlafen, würde von dir träumen —
Ich starre, als wie suchend, in die Weite:
O komme, Lieb, wie lange willst du säumen?

Die Wolken jagen durch des Himmels Felder,
Die Sterne blinken durch mit hellem Scheine —
Mein heißes Haupt lehnt an der kalten Scheibe:
Ach, wenn ich wäre dieser Wolken eine!

Hin über's Thal, die Berge wollt' ich fliegen
Zum stillen Haus — O Ruhe ihr, der Reinen!
Sie schlafe sanft und hör' nur, wie im Traume,
In tausend Thränen mich herniederweinen.

Ob braun dein Aug' —

Ob braun dein Aug', ob blau es ist gewesen,
Das wußt' ich nicht: mir war es wie ein Buch,
In dem ich konnte deine Seele lesen;
Mir war es wie ein mächt'ger Zauberspruch,
Der mir in Bande schlug mein ganzes Wesen.

Wie Paulus sah ich in den Himmel trunken:
Die eig'ne Seele wollt' entflieh'n zu dir,
Wollt' sterben hin in deinen Blick versunken —
Da hat die Liebe wie ein Engel mir
Zu neuem Leben d'raus hervorgewunken.

Unaufhaltsame Liebe.

Wild, unaufhaltsam strömt des Herzens Welle:
Befiehl ihr, jetzt hübsch stille soll sie stehen,
Soll sanft nach deinem kalten Rhythmus gehen —
Kann sie's? nein! nein! es ras't die heiße Quelle
Geschmolz'ner Lava gleich durch alle Adern,
Durch Arme, Muskeln, daß sie dich umfangen;
Zerschneide sie! sie leben fort als Schlangen.
Dies Herz gab Gott: was willst du darum hadern?
Ich hab's von Gott, doch nicht vom grämlich Alten,
Dem frommen Lieb- und Paradies-Verwehrer —:
Zeus gab es mir, der Semeleverzehrer,
Und brechen kann es, aber nicht erkalten.

Das böse Auge.

Wo krank ich ward, könnt' ich gesunden schnelle;
Ich suche Ruh' in Waldes tiefsten Gründen
Und kann doch vor mir selbst nicht Ruhe finden;
Freud', Trost und Leid schöpf' ich aus Einer Quelle;
Frei will ich sein und ließ' mich gerne binden.

O süßes Schmerzen! hoffnungsloses Hoffen! —
Wie läßt sich all' der Widerspruch vereinen?
Mit Recht mag ich behext den Andern scheinen;
Ich bin es auch: vom bösen Aug' getroffen,
Vom liebsten aller bösen, von dem Deinen.

Alles um Eins.

Weg warfst du Alles, was du dein genannt,
Den Leidensbecher trankst du bis zum Grunde;
Jedoch ein treues Herz hast du erkämpft,
Und glücklich bist du ob dem selt'nen Funde
So stürzt sich kühn der Taucher in die Fluth
Und holt die Perle aus dem Meeresschlunde.

Das wunde Herz.

Amor, dieser blinde Wicht,
Weh, was hat er mir gethan!
Blind sei er? o traut ihm nicht —
Seht mein blutend Herze an:
Kaum war es aus meiner Hut,
Sah's der Schelm nur allzu gut,
Schlüpfte unverseh'ns hinein.
„Halt!“ rief ich, faßt' ihn am Bein,
Zog und zog — „du mußt heraus!“ —
Doch umsonst! wie eine Katze
Stemmt er sich, fängt ein Gekratze
Und ein Krallen an, o Graus!
Daß ich, schreiend auf vor Schmerz,
Fahren ließ; jetzt sitzt er fest,
Thut, als wär's schon längst sein Nest —
Ob das arg zerkratzte Herz
Schmerzt und blutet oder nicht,
Was scheert sich darum der Wicht!

Aus deinem Auge hell und klar —

Aus deinem Auge hell und klar
Entsteigt ein Traum mir wunderbar —:
Mir ist's, ich sei ein Eremite
Und sitze in des Waldes Mitte

Vor meiner Höhle; auf den Knieen
Halt' ich ein Buch; die Wolken ziehen
Ob meinem Haupt, die Bäume rauschen:
Ich höre nichts, ich muß nur lauschen
Den Stimmen, die mir flüstern zu
Aus meinem Buch — welch' sel'ge Ruh',
Welch Frieden strömt aus der Legende,
Der frommen, kindlichen! ohn' Ende
Möcht' ich sie lesen, wieder lesen:
Mir ist's, ich würd' ein besser Wesen,
Würd' wieder ganz ein frommes Kind — —
Doch weh, was klappt der böse Wind
Das Buch mir zu? — mein Träumen endet,
Sobald dein Aug' sich von mir wendet.

Schach.

Sieh', der Springer in dem Schache,
Über dunkle, über lichte
Felder eilt er raubbegierig,
Ruft jetzt: „Schach der Königin!“

„Schach der Königin des Herzens,
Schach der auserwählten Dame!“
Rief ich; dunkle, lichte Stunden,
Alle übersprang ich muthig,
Ruhte nicht, bis du warst mein.

Gefangen.

Wie von Zweig zu Zweig der Vogel
Flog ich frei durch's lichte Leben;
Plötzlich — wie ist mir's ergangen!

Sind Magnete deine Augen?
Oder Schlingen deine Arme?
Unrettbar bin ich gefangen

Weh', der leichte Sonnenfaden,
Der geschwärmt in blauen Lüften,
Blieb an einer Rose hangen!

Wollt' in Prosa, wollt' in Reimen —

Wollt' in Prosa, wollt' in Reimen
Ich beschreiben deine Zier,
Hieße das, mit Kohle malen
Eine Sonne auf's Papier.

Und doch war's nicht äuß'res Schauen,
Das mich dir gefangen gab —
Hast vom Fischer du gelesen,
Den's zur Meerfrau zog hinab?

Meine Seele war der Fischer,
Und dein Auge war die See,
War die stille, klare Fläche,
Der entstieg mein Liebesweh.

Willig bin ich hingesunken —
Halb hast du gewunken mir:
Jetzt — will Gott einst meine Seele,
Muß er suchen sie in dir.

Wunsch.

O könnt' ich mich, o könnt' ich dich
Verwandeln, hui was thäte ich?
Da macht' ich erst die Freude groß!
Hinweg den Leib —: ganz körperlos,
Zu nichts als Luft, zu nichts als Luft,
Zum allerfeinsten Blüthenduft
Würd' ich uns wandeln um, mein Lieb,
Daß nichts von Körper an uns blieb.

Und dann? nun dann wär' höchste Lust!
Ein And'rer sehnt sich Brust an Brust,
Ein And'rer seufzt nach einem Kuß —
Das Alles ist nur Halbgenuß!

Der schwere Leib, der ird'sche Leib,
Das ist ein plumper Zeitvertreib —:
Wie Luft und Duft ganz Eins mit dir,
Ganz Eins, ganz Eins — das wünsch' ich mir!

Ständchen.

Schläfst du oder wachst du,
Herzlieb, Herzlieb, Herzlieb?
Es schleicht zu deinem Fenster
Ein Dieb, ein Dieb, ein Dieb.

Er möchte Küsse stehlen:
O gib, o gib, o gib!
Es hat fürwahr dich Keiner
So lieb, so lieb, so lieb.

Halt fest mit weichen Armen,
Herzlieb, Herzlieb, Herzlieb,
Gefangen und umfangen
Den Dieb, den Dieb, den Dieb!

Mein Lebensschmerz.

Ach, es ist doch zum Verzweifeln
Und mein wahrer Lebensschmerz,
Und ich wünsch' zu allen Teufeln
Mein gefühlvoll, weiches Herz!

Überall, in jedem Städtchen,
Ja in jedem Dorf fürwahr
Gibt's so liebe, schöne Mädchen,
Und ein Kirchlein mit Altar.

Braunen, Blonden, Kleinen, Großen.
Möcht' ich rufen: „kommt, seid mein!
Nur im Frühling bricht man Rosen —
Alle Tag' soll Hochzeit sein!“

Aber ach, wenn ich auch wäre
Türke, Pascha, Sultan gar,
Mehr als Tausend könnt' auf Ehre
Ich doch nehmen nicht im Jahr.

Ja, und wenn ich lieben könnte
Alle von dem Rhein zum Belt,
Lang' vielleicht nach meinem Ende
Kommt die Schönste erst zur Welt!

Ach, und die hab' ich dann nimmer,
Lieg' im Grabe kalt und bleich,
Während über mir sich immer
Neu verjüngt der Liebe Reich!

Nein, das ist doch zum Verzweifeln,
Und ein wahrer Lebensschmerz,
Und ich wünsch' zu allen Teufeln
Mein gefühlvoll, weiches Herz!

Liebesqual.

Sie lehnt traurig an dem Fenster,
Schauet in die stille Nacht,
Und sie flüstert wie im Traume:
„Liebes Lieb, ach, gute Nacht!“

Er, im Kreise froher Zecher,
Fühlt sich plötzlich so allein —
Aus dem Herzen steigt die Frage:
„O mein Schatz, gedenkst du mein?“

Welche Qualen schafft die Liebe:
Sie macht traurig und allein!
Und doch möchte ohne Liebe,
Ohne Liebe Niemand sein!

O wär' ich eine Nachtigall —

O wär' ich eine Nachtigall —
Ich säng' vor Liebchens Haus:
Dann tritt sie bei dem süßen Schall
Auf den Balkon heraus.

Der Mondenschein umflattert licht
Ihr weißes Nachtgewand,
Schaut ihr still lächelnd in's Gesicht
Und küßt die kleine Hand.

Die Nachtviolen senden ihr
Zum Gruß den süßen Duft,
Die Wange streicht ihr der Zephyr,
Der lose, leichte Schuft.

Doch sie merkt all' die Schmeichler kaum
Und lauscht nur meinem Lied,
Das wie ein ahnungsvoller Traum,
Die Seele ihr durchzieht.

Frühlingswünsche.

Im Frühling, wenn sich Baum und Strauch
Hat bräutlich angezogen,
Da kommen mir die Wünsche auch
Gleich Lerchen angeflogen.

Ich möchte sein ein stolzer Baum,
Hoch in den Himmel ragen;
Ich möcht' des Waldes grünen Raum
Als flinkes Reh durchjagen.

Ein starker Adler möcht' ich sein,
Aufwärts zur Sonne streben;
Ich möcht' der Blumen bunte Reih'n
Als Schmetterling durchschweben.

Ich möcht' als Sturm durch Meere hin
Wild tanzen meinen Reigen —
Ich blieb am liebsten wer ich bin,
Wenn du nur wär'st mein eigen.

In der Nacht.

Gedenkst du mein? — und eine Thräne rinnt,
Die Worte löschend, nieder auf's Papier;
Ich sprech' umsonst: Ach, was bin ich ein Kind! —
Die Thräne fällt, und and're folgen ihr.

Im Schlafe Alles — ich noch sitz' allein,
Denk' traurig an das treue, ferne Lieb:
Die Lampe lischt, zur Scheibe blickt herein
Der blasse Mond, will sehen, was ich schrieb.

O ziehe weiter deine stille Bahn,
Kannst Worte wenig, viel der Thränen seh'n —
Doch wenn du kommst an ihrem Hause an,
Dann bleibe leis' vor ihrem Fenster steh'n.

Gib Acht, auch sie denkt jetzt in Kummer mein —
O Mond, die Liebe bringt viel Herzeleid;
Doch besser, tragen solche heiße Pein,
Als geh'n wie du in kalter Einsamkeit.

Ich bin in's Meer gefallen.

Ich bin in's Meer gefallen,
Tief hinein bis auf den Grund,
Liege bei Perl' und Korallen.

Es scheinet die liebe Sonne
Zu mir nieder licht und warm,
Durchströmt mich mit sel'ger Wonne.

Auch seh' ich Lilien und Rosen —
Und kurz, poetisch gestimmt
Bin ich heut' beim Küssen und Kosen.

An Else.

Ach, wie mich doch der Himmel liebt,
Der mir von seinen Engeln all
Den schönsten, liebsten, lieblichsten
Zur irdischen Gefährtin gibt.

Oft bangt mir fast vor meinem Glück:
Mir ist, als könnte plötzlich sie
Entfliegen und heimkehren schnell
An ihren Himmelsplatz zurück.

Doch seh' ich keine Flügelein
An ihrem weißen Schulterpaar —
Still harrend bis man mich einst ruft,
Wird sie auf Erden bei mir sein.

Liebesmacht.

Ach, wer kann auf Erden sagen:
„Nie, nie, nie verlieb' ich mich!
Ich kann hoch den Nacken tragen:
Er beugt nie der Liebe sich!"

Amor ist ein flinker Junge —:
Trotze Einer diesem Gott!
In das Herz mit Einem Sprunge
Hüpft der kleine Sakerlot.

Und er thut, als ob er wäre
Drin schon Jahre lang zu Haus,
Und, wie man dem Schelm auch wehre,
Nimmer bringt man ihn heraus.

Ja, es ist der Gott der Liebe
Flüchtiger als Luft und Licht —:
Schloß und Riegel hilft gen Diebe,
Gegen Liebe hilft es nicht!

Zum Abschied.

O weine nicht, o freue dich,
Bin ich auch fern von dir:
Ob nah', ob fern — ich denke dein,
Die Liebe zieht mit mir.

Sie schickt den Traum mir in der Nacht,
Ist mir am Tag Geleit;
Sie flüstert: Bleibe treu, o Herz,
Bleib' treu in Freud' und Leid!

In Freud' und Leid ich bleibe treu,
Ich liebe dich allein —
Ich finde ja kein lieber Lieb:
Wie könnt' ich untreu sein!

Lied.

Zur Winterszeit gegangen
Bin ich vom Lieb voll Weh —
Ein Herz und unsre Namen
Hab' ich gemalt in Schnee.

Im Frühling kam ich wieder:
Der Schnee war nicht mehr da —
Und viele Blümlein blühen
Auf Liebchens Grab ich sah.

Wohin bist du gegangen
O Schnee? Zur Erd' hinein.
Wo bist du, all mein Lieben?
Ach, tief im Leichenschrein!

Kennst du das auch?

Kennst du das auch? — Man denkt an's Lieb,
Es schlägt das Herz so fiebrisch bang —
Horch, Mitternacht! und noch kein Schlaf?
O Gott, wie ist die Nacht so lang!

Am Fenster heult der Wind vorbei. —
Ein Lieb! ein Lieb! — kann's möglich sein? —
Ein Lieb, ein Lieb, und fern von ihm! —
Die Hand am Herzen schläft man ein

Und träumt: — O du mein herzig Lieb,
Das Leid vorbei und ich bei dir!
Ich presse dich so fest an's Herz,
Und nimmer, nimmer scheiden wir! —

Und weh', man ist erwacht und starrt
Vom Lager in die Nacht hinein,
Und sucht und sucht —: wo bist du, Lieb?
Das Wachen scheint jetzt Traum zu sein.

Es krächzt die Fahne auf dem Dach,
Die Blätter jagt der Sturm empor —
Man drückt in's Kissen das Gesicht,
Und heiße Thränen stürzen vor.

- - -

An Sie.

Allzunahe stehen sich
Dichten und erdichten:
Darum kann ich auch an dich
Nicht Gedichte richten.

Wie die leichten Nebel flieh'n
Vor der Sonne Klarheit,
Will kein Liebeslied erblüh'n,
Wenn die Liebe Wahrheit.

Die stille Klause.

Weit von dem Weltgetöse
In eines Waldes Tiefen,
Wo nie die Axt geklungen —
Da eine stille Klause!
Und keine, keine Stimme,
Als Liebessang von Vögeln,
Die singen von den Bäumen,
Die meine Klaus umwogen,
Und als die deine, deine,
Die Liebes sagt, — dann könnte
Die wunde Seel' gesunden.

Umsonst! wozu dies Denken!
Gekettet bleibt die Seele,
Und nie kann sie gesunden,
Als bis den Leib, den müden,
Umgibt die stille Klause
Inmitten von den Todten.

Die Weide.

Zur alten grauen Weide
Am stillen Bachesrand,
Wo wir in heißer Liebe
Oft saßen Hand in Hand,

Zu ihr, der Stillvertrauten,
Bin ich gegangen heut' —
Ich saß zu ihren Füßen
Und dacht' an alte Zeit.

Noch säumten rings die Blumen
Das Ufer festlich ein,
Als wollten sie zum Strauße
Wie einst gebrochen sein.

Ich hab genommen eine,
Sie fest an's Herz gedrückt:
„Mach' es gesund, o Blume!“
Dann hab' ich sie zerpflückt,

Gab Blatt für Blatt den Wellen,
Und eine Thräne d'rein —
Sie zogen leis' vorüber
Im Abendsonnenschein.

Die alte graue Weide
Ich hab' sie eng umfaßt:
Sie rauschte trüb' im Winde,
Zum Wasser hing ein Ast —

Als dächt' die Einzigtreue
An alte Zeit zurück
Und wollt' mir helfen angeln
Nach dem versunk'nen Glück.

Warme Liebe.

Liebe ist an Sommers Statt:
Wer ein Lieb im Arme hat,
Der kann keck des Winters spotten —
Liebe ist an Sommers Statt.

Wo Zwei stehen treu vereint —
Wenn die Sonne trüb' auch scheint:
Bald wird's warm auch in der Kälte,
Wo Zwei stehen treu vereint.

Lieb' entstand im Paradies;
Daraus hat sie auch gewiß
Ein Stück Wärme mitgenommen —
Lieb' entstand im Paradies.

Treue Liebe ewig brennt —
Feuersglut geht bald zu End':
Darum such' für's kalte Leben
Ein treu Herz, das ewig brennt.

Licht in der Liebe.

Die Liebe ist wie eine Leuchte
Durch einen tiefen, finstern Schacht:
Die Wände strahlen bunt in Farben,
Krystalle blitzen durch die Nacht.

O welche Pracht! viel tausend Sterne!
Es schimmert wie ein Feensaal! —
Die Leuchte lischt —: hinschleichst du traurig
An Wänden, die nur feucht und kahl.

Ein Jahr nach Wunsch.

O käm' ein Zauberer gegangen
Und spräche: „Wünsche dir einmal!“
Ich sagte: nun, ich will mir wünschen
Ein Jährlein ganz nach meiner Wahl —:
Im Frühling mache mich zur Lerche,
Zu einem Reh zur Sommerszeit,
Zu einem Sperling, wenn man herbstet,
Zu einem Bären, wenn es schneit. —

Frühling — im Brautkleid prangt die Erde:
Sie schickt mich in die blaue Luft
Als Liebesgruß dem schönen Himmel
Mit ihrer ersten Blumen Duft.
Der Himmel freut sich ob der Kunde,
Daß seiner harrt die junge Braut;
Er spricht: „Der Bräut'gam naht! verkünde
Dies Allen aus den Lüften laut!“
Ich lasse hell mein Lied erschallen,
Mein Hochzeitslied aus freud'ger Brust:
Der Himmel hält die Erd' umschlungen —
Ich schweb' inmitten ihrer Lust. —
Im Sommer d'rauf, hei welch ein Leben!
Ich jage munter durch den Wald —
Von allen Zweigen tönt's mit Liedern —
Dort an der Quelle mach' ich Halt.
Sie strömt in kühlem Waldesgrunde
Aus Felsenrissen hell und klar;
Von Bäumen ist sie rings beschattet,
Umringt von einer Blumenschaar,
Die bald ihr Köpflein dürstend neiget,
Die Fluthen gierig an sich zieht,
Bald wieder in dem Wasserspiegel
Nach allen Seiten sich besieht.
Ich trete zu der reinen Quelle —
Meist treff' ich schon Gesellschaft an:
Jetzt naht ein Has', jetzt eine Drossel,
Und jetzt ein Specht als Trinkkumpan.
Der Mittag brennt: in meinem Zelte
Von Zweigen, Blättern ruht sich's kühl;

Das Abendroth dringt durch die Zweige:
Ich springe auf von meinem Pfühl,
Ich schweife durch des Wald's Gewinde —
Nichts bangt vor meiner Tritte Schall:
Der Kuckuck setzt zur Ruh' sich nieder,
Vom Zweige grüßt die Nachtigall.
Am Waldessaum ist eine Wiese —
Dort grast sich's gut im Mondenschein.
Der Morgen naht, die Hähne krähen:
Ich tret' in's Blätterdunkel ein. —
Im Herbst sodann, ha welche Wonne!
Da fängt erst recht das Leben an:
Ein jeder Zweig träuft mir von Honig —
Ich lebe wie in Canaan!
Bald hier, bald dort, wie ein Nomade —:
Ein jeder Baum wird mir zum Haus,
Ein jedes Blatt zum Tischleindeckdich,
Die beste Frucht such' ich zum Schmaus. —
Doch halt, was tönt dort von der Hecke?
Ein lustig Volk werd' ich gewahr,
Das singt und sinnt auf Abenteuer —
He! nehmt mich auf in eure Schaar!
Freibeuter sind's; kein eng Gewissen
Und kein Gesetz hält sie gebannt:
Bald als Guerillas, bald in Rotten
Zieh'n sie brandschatzend durch das Land.
„Gestohlen Gut schmeckt uns am besten!"
Das ist ihr freies Losungswort:
Von jeder Frucht den ersten Zehnten
Schleppt keck die Bande mit sich fort.

Ich trete ein als Spießgeselle,
Werd' bald der Vorderste im Zug.
Der Hauptmann spricht: „Für heute, Kinder,
Ist unsrer Arbeit nun genug,
Doch morgen mit dem frühsten Strahle
Seid, Kameraden, frisch und wach!
Nachtlager wollen heut' wir halten
Dort auf den Weiden bei dem Bach."
Vorposten stellt er aus; es wählet
Zum Schutze gegen bösen Thau
Ein jeder sich ein Blatt zum Mantel —
Bald waltet Ruhe auf der Au.
Ich träum', den Kopf im warmen Flügel,
Von einem Reiche in der Luft:
Die Berge sind aus leichten Wolken,
Die Bäume bildet Blüthenduft;
Es weht ein ewig reiner Aether —
Zuweilen nur schwebt durch den Raum,
In's Blau des Himmels sich ergießend,
Als leicht Gewölk ein gold'ner Traum;
Von fernher tönt Gesang der Sphären,
Die Sterne werfen hellen Schein —
Es ist das Reich bewohnt von Elfen,
Die sammeln Sonnengarben ein
Und streuen sie hinab zur Erde,
Die knarrend zieht die trübe Bahn — —
Ein Pfiff reißt mich aus meinen Träumen:
„Heda, wacht auf! der Tag bricht an!"
Ein munter Treiben herrscht im Lager:
Der legt die Schwingen sich zurecht,

Der wäscht mit Thau sich sein Gefieder,
Der wetzt den Schnabel zum Gefecht;
Der Hauptmann mustert seine Garde,
Stellt an die Spitze sich vom Zug:
Zum Weinberg, der dort von der Höhe
Herabblickt, geht der rasche Flug,
Der höher uns und immer höher
Durch sonnengold'ne Lüfte trägt —
Kaum hört man noch im Thal die Wachtel,
Die zu dem Sturm den Wirbel schlägt.
Ein Bogen jetzt hoch über'm Berge —
Und jetzt mit wildem, tollem Schrei'n,
Wie siegestrunk'ne Janitscharen,
Fall'n wir von allen Seiten ein.
Erobert wird im Sturm das Lager;
Die Trauben in der höchsten Noth
Verstecken sich im Laubgezelte:
Wir ziehen sie hervor zum Tod,
Wir schlachten sie wie Kannibalen,
Berauschen uns in ihrem Blut
Und singen, daß die Berge dröhnen:
Vivat! der heurige ist gut! —
Im Winter — Stolz wie ein Woiwode,
In meinen warmen Pelz gehüllt,
Geh' ich durch's Feld mit ernstem Schritte,
Betrachte schweigend das Gefild —:
Die Erde wie nach lautem Feste
Ein gastverlass'ner, öder Saal,
Herabgerissen die Guirlanden
Von Laub und Blüth', die Wände kahl;

Der Sturm, der wilde Nachtgeselle,
Als wie erwacht aus wüstem Traum,
Einsam sein Lied, das tolle, pfeifend,
Daß gellend davon hallt der Raum.
Solch Treiben will mir nicht behagen:
Ich habe mir von Laub und Moos
Gebaut ein duftig weiches Lager
Tief unten in der Erde Schoß.
Da darf mir nicht der Winter folgen;
Der Himmel sendet seinen Schnee,
Daß er mein still Asyl bedecke
Ich fühle nichts von Erdenweh.
Und wenn die Wölfe hungernd heulen,
Die Bäume krächzen in dem Wind,
Schlaf' unten ich in sel'gem Traume
Wie ein verzaubert Königskind.
Ich träume Wochen, träume Monden,
Da endet oben auch das Leid —
Hinweg die weißen Bettlerfetzen!
Hervor das neue, bunte Kleid,
Daß sich Braut Erde mit umhülle!
Die Thiere nah'n zum Hochzeitsschmaus —
Der Zaub'rer kommt mit seinem Stabe
Und spricht: „Wach' auf! dein Jahr ist aus!"

Götz von Berlichingen.

Weg mit der Zeitung! fratzenartig starrt
Teuflisch mich an die ekle Gegenwart;
Ein jeder Tag bringt neuer Lügen Kunde:
Die Menschen treiben mit der Wahrheit Spott,
Als hätten sie verjagt den alten Gott
Und ständen mit dem Bösen nur im Bunde.

War's immer so? Der Spruch: „Ein Wort ein Mann!"
Hat er geübt nicht einst so mächt'gen Bann,
Daß selbst der Stärkste fromm sich vor ihm neigte?
Ein Handschlag galt, weil Ehre noch bestand;
Ein Eid war heilig, wie Held Eisenhand,
Der Götz von Berlichingen, männlich zeigte.

Geworfen in den Kerker, mußte er
Geloben einst, er wolle nimmermehr
Die Grenzen seiner Hofmark überschreiten:
Nie weiter gehen sollt' sein Fuß, als nur
Er nenne sein von Garten, Wald und Flur,
Und nimmer wolle er hinfüro reiten.

Hat er's gehalten? Ha, ihr fraget noch?
Still trug er sechzehn Jahre dieses Joch —
Hat oft geschaut gar traurig in die Ferne;
Sein altes Schlachtroß wieherte im Stall,
Sein Herz erbebte bei dem trauten Schall:
Wie wär' er in den Kampf gestürzt so gerne!

Und als er einst verirrt war auf der Jagd,
Da plötzlich hat er angstvoll sich gefragt:
„Wie? steh' ich nicht auf einem fremden Felde?
Mein Wort gebrochen?! — Ewig wär' mir's Schand',
Säh's auch nur Gott!“ — Gottlob, das Ackerland
War doch noch sein, weil's einen Zins ihm stellte.

In unsrer kleinlich ränkevollen Zeit
Wie gerne läßt man der Vergangenheit
Gigant'sche Schatten sich vorübergleiten!
Gleich wie ein Wanderer mit frohem Schritt
Vom Straßenstaub in's Waldesdunkel tritt,
Freut sich das Herz an Sagen alter Zeiten.

Geduld.

Zu glauben an Unsterblichkeit
Dünkt oft mir wie Vermessenheit.
Gesetzt, wir kämen in die Lage,
Es würd' am Auferstehungstage
Der Herr uns nicht im Schlafe wecken,
Ließ ruhig uns im Grabe stecken —
Wer von uns ringt sich durch die Nacht
Und ruft: „Herr, hilf! ich hab' gedacht,
Ich sei viel mehr als Pflanz' und Thier;
Zieh' doch mein liebes Ich herfür,

Daß oben es an deiner Seit'
Mit dir regier' in Ewigkeit!" —?
Wohl Keiner kann's; d'rum mein' ich eben,
Das Beste wär', sich nicht erheben
Ob Pflanz' und Thier: wie sie, bescheiden
Hinnehmen das, was nicht zu meiden —
Und thut der Herr einst etwas mehr,
So soll uns das auch freuen sehr.

Sei gern in stiller Einsamkeit.

Sei gern in stiller Einsamkeit,
Sei gern allein in düsterm Wald,
Wenn's oben durch die Zweige rauscht,
Von fern des Kuckucks Stimme hallt.

Was weckt dich aus dem Traum? Ein Reh
Tritt durch's Gebüsch und schaut dich an,
Flieht tief erschrocken wieder fort —
Sag', was hast du ihm Leids gethan?

Du thatst ihm nichts, doch weh, der Fluch,
Daß du ein Mensch, der ruht auf dir;
Lagst du auch regungslos im Moos:
Aus deinen Augen sprach die Gier.

Dem Vogel, der dort brütend sitzt,
Gönnst du nur ungern seine Ruh',
Die Blume, die hier purpurn blüht —
Ich will sie brechen, denkest du.

Zu Eremiten kam im Wald
Einst Reh und Vogel liebend her;
Das hat gemahnt an's Paradies —
Gibt's keinen solchen Frieden mehr? —

Geh' oft zur stillen Einsamkeit,
Geh' oft zum düstern Wald allein;
Vergesse gern, daß du ein Mensch —:
Schön ist's, Naturkind nur zu sein.

Die sterbende Waldblume.

Es fällt der Abendschatten in das Thal,
Die Sonne sinkt; nur an der Lindenblüthe
Hängt bienengleich ihr letzter Purpurstrahl.

Im Scheiden streift er noch das Fenster jetzt,
Als grüßte er die trauernde Orchide,
Jüngst aus dem Walde in den Topf versetzt.

Die schaut wie träumend in das Aetherblau,
Denkt an das kühle Moos, an Baumes-Rauschen,
An Vogelsang und den verlor'nen Thau.

Der Mondenschein umflattert ihr das Haupt,
Die Sterne blicken tröstend auf sie nieder —
Sie denkt der Heimath nur, der sie geraubt.

Der Morgen naht: rings blühet auf die Lust;
Doch Eine Blume sieht die Sonne nimmer —
Sie starb am Heimweh nach der Mutterbrust.

Naturliebe.

Willst du dich herzlich freu'n an der Natur,
Dann schau' sie an mit klaren Kindesaugen:
Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!

Bei Pflanzen denke an's Herbarium nicht;
Den Käfer lasse frei vorüberziehen,
Rüst' nicht die Nadel, die an's Brett ihn sticht.

Tritt nicht in die Natur hinaus als Feind;
Sie sei dir nicht ein Buch nur zum Studiren —:
Gib Acht, wie anders sie dir dann erscheint.

Dann träumst du selig von der Kinderzeit
Bei Gras und Blumen; bei der Bäume Rauschen
Fühlt sich dein Herz von aller Sorg' befreit.

Du fragst nicht: ist von Süd, von Ost der Wind?
Spürst nicht gelehrt nach Namen und nach Klassen,
Freust dich der Blumen, weil sie Blumen sind.

Der Vogel auf dem Zweig ist dir bekannt;
Kannst du auch nicht die Species benennen,
Ist er dir lieb durch Stimme und Gewand.

Du schaust entzückt die Sterne in der Nacht,
Doch ob's Orion, Jakobsstab, ob Wagen —
Darauf hast du vor lauter Freud' nicht Acht.

Was ist der Mensch?

Was ist der Mensch? Ein welkes Blatt,
Vom Fatum hin und her getrieben,
Ein Blatt, das in den Staub zerfällt
Mit seinem Hoffen, Hassen, Lieben.

O armes, kleines Menschenherz,
Wozu dein unruhvolles Schlagen?
Wie kurz noch wird es sein — und kalt
Und starr wirst du hinaus getragen.

Viel Bäume stehn im Kirchhofraum,
Der Herbstwind spielt in ihren Zweigen —:
Wie Blatt für Blatt herniederfällt,
So muß zur Erd' sich Alles neigen.

Ruhe im Grabe.

Wie schläft es sich so sanft und gut
Im frischen Waldesmoos!
Doch glaube mir, auch gut man ruht
Im kühlen Erdenschoß.

Ob tannen oder eichen sei
Der Sarg: er ist von Holz
Und hat als Baum einst stark und frei
Gelebt im Walde stolz.

Jetzt sinkt er todt zum stillen Raum,
Todt sinkst auch du hinab —:
Ein neu Geschlecht, ein neuer Baum
Wächst über eurem Grab.

Scheiden.

Scheiden — scheiden — böses Wort!
Traurig, wie es keins kann geben!
Muß das Herz vom Herzen fort,
Wird so arm, so arm das Leben.
Ausgestorben scheint die Flur,
Matter leuchten selbst die Sterne;
Hin zur Liebsten zieht es nur,
Hin zur Ferne.

Eine Rose, die vom Strauch
Man mit rauher Hand gerissen,
Blüht sie eine Weile auch,
Bald doch wird sie welken müssen;
Und wenn Zwei sich lieben treu,
Und das Schicksal sie thut scheiden,
Ach, das Leben ist vorbei
Dann den Beiden!

Trüb und langsam schleicht die Zeit,
Wie ein Alp liegt's auf dem Herzen;
Jede Lebensfreudigkeit
Liegt begraben unter Schmerzen.
Alles todt! Die Nacht allein
Läßt noch eine Hoffnung keimen:
„Ach vielleicht denkt sie jetzt mein,
Mein in Träumen!"

Natürliche Grazie.

Geh' ich frühmorgens durch das Feld,
Ha was glänzt dort am Raine?
Es strahlt wie neugeprägtes Geld —
Sind's Perlen? Edelsteine?
Ist es ein Schleier, den der Wind
Vom Haupte riß dem Elfenkind
Beim Tanz im Mondenscheine?

Und dort die Rosenknospe gar,
Womit seh' ich sie prangen?
Ein Diamantschmuck ist's fürwahr!
Mit hold verschämten Wangen
Steht sie beschaut vom Sonnenschein —
Ja ja, ich merk's: der Liebste dein
Hat ihn dir umgehangen!

Es hat kein Sacktuch von Battist
Die arme nackte Schnecke;
D'rum ihr nicht zu verübeln ist,
Putzt an die Rosenhecke
Zuweilen sie das Näschen auch —
Und daß bei ihr mich dieser Brauch
Ergötzt oft, sag' ich kecke.

Wohin?

Ist dir dein Auge thränenschwer,
Ist dir dein Herz von Leid gepreßt,
Hilft Menschentrost dir nimmermehr,
Woran willst du dich halten fest?

Die Kirche, die ist öd' und kahl:
Das todte Holz, der kalte Stein,
Sie spotten deiner heißen Qual;
Du fühlst dich nur noch mehr allein.

Es tönt so fremd zu deinem Schmerz
Die Predigt und der Orgelklang —:
Wohin, wohin soll flieh'n ein Herz,
Wenn es im Leid erzittert bang?

Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit
Gibt wahren Herzenstrost allein;
Wer zu ihr flieht in seinem Leid,
Der wird gar bald getröstet sein.

O könnt' ich finden Einen —

O könnt' ich finden Einen,
Der der Natur, der reinen,
Gehörte ganz allein,
Der stolz vorbei würd' gehen
An Menschen und blieb' stehen
Beim Vogel in dem Hain,
Den's aus des Fest's Gewühle
Hinzög' zur Waldeskühle —
Ich wollt' sein eigen sein.

Ich wollte zu ihm sagen:
Die Liebe schaffet Klagen,
Die Menschen bringen Weh';
Ich will dich nicht betrüben:
Sollst nicht als Mensch mich lieben,
Nur wie du liebst das Reh,
Nur wie du liebst die Pflanze,
Die steht im Morgenglanze,
Auf stiller Bergeshöh'.

Erdgeheimniß.

Das lieb' ich auch: zum Boden hingestreckt
Gleich einem Kind, das spielt in weichem Sand,
Geheimnisse zu suchen, die versteckt
Im Boden ruh'n; wühlt man so mit der Hand,
Gar Wunderbares wird da oft entdeckt.

Man fühlt in sich gigantische Gewalt;
Es ist, als wär' man Herrscher einer Welt.
Zuerst das Moos weg! das ist schon ein Wald,
Den man mit Einem Fingerdrucke fällt —
Es klafft der Erde aufgeriss'ner Spalt.

Ameisen, Käfer, and'res wild Gethier,
Das in des Forstes Nächten hat gehaust,
Sie flieh'n entsetzt das wankende Revier —:
„Ist's ein Erdbeben, das uns hier umbraust?
In welche Felsenhöhlen flüchten wir?"

Und jetzt die Wurzeln seltsam wirrer Art,
Scheu sich verkriechend in der Erde Schoß —
Heraus damit! — was hängt in ihrem Bart?
Ein längst versunk'nes Marmorfeenschloß,
Ein Schneckenhaus; mir war der Schatz bewahrt.

Und weiter, immer weiter gräbt die Hand
Im lockern Erdreich. Was hält auf? Ein Stein,
Ein Urgebirg. — Zu was bin ich Gigant?
Hinweg mit ihm! — Jetzt, was kann das nur sein,
Das unten liegt auf dem enthüllten Sand?

Ist's eine Larve? Nein, ein Rittersmann!
Man sieht's am Panzer, der den Leib umflicht.
Hervor an's Licht! Ich lös' den Zauberbann!
Schliefst du schon lang? — Hu, wie erschreck' ich nicht!
Was kriecht dort aus der Höhle Bauch heran?

Wie es sich bäumt! wie es die Glieder reckt!
Das ist kein Wurm, das ist die Riesenschlang',
Die in der Erde Tiefen ruht versteckt;
O weh, sie naht! — Mir wurde wahrhaft bang;
Da hat ein helles: Kuckuck! mich geweckt.

Daß ich's ehrlich sag' —

Daß ich's ehrlich sag': Gefallen
Find' ich an den Büchern allen,
An den schwarzgebund'nen, frommen
Nimmermehr. So lang noch kommen
Unser Gott läßt aus der Erde
Einen Strauch, daß grün er werde,
Eine lebensvolle Blüthe,
Mangelt's nimmer dem Gemüthe.
Willst du in des Unglücks Wettern
Suchen Trost aus todten Lettern?
Lieber auf zum Himmel schaue
Und betrachte, wie das Blaue

Durch zerriss'ne Wolken blicket —
So auch Gott bald Tröstung schicket.
Freudig Blühen, frühes Sterben,
Wunsch nach einem bessern Scherben —
Auch die Rose kann dir's sagen,
Brauchst die Bücher nicht zu fragen.

Der Regenbogen.

Siehst du dort oben den Regenbogen?
Kennst du ein schöneres Ordensband
Als dies, das über Himmel und Land
Unser Herrgott hat hergezogen?

Das kann kein König, kein Kaiser geben:
Es ist das Ordensband der Natur,
Gehört den Freien nur auf der Flur —
Hoch siehst du's über Palästen schweben.

Im Tannenwald.

O schönster Dom, den sich Natur erbaut!
Es ragen stolz der Tannen schlanke Säulen,
Die Zweige haben's zierlich überbaut;
Auf dunkelm Grund als licht Gemälde schaut
Der Himmel mit den Wolken durch zuweilen.

In heilig Dämmern ist der Tag gehüllt:
Als bräch' das Licht durch bunte Malereien
Uralter Fenster, spielt es farbig mild;
Mit Balsamdüften ist die Luft erfüllt —
Ein jeder Strauch will seinen Weihrauch weihen.

Als läge Alles betend vor dem Herrn,
Ein ernstes Schweigen! — nur wie stille Beichte
Tönt leises Flüstern in den Zweigen fern;
Die Sonne, blinkend durch als heller Stern,
Strahlt wie vom Hochaltar die ew'ge Leuchte.

Demuth.

Sei demuthsvoll, sei demuthsvoll!
Ich ruf' dir Demuth, Demuth! zu,
O Mensch, dann gehst du ohne Groll
Und furchtlos ein zur ew'gen Ruh.

Du hast gefühlt, du hast gedacht,
Gehabt dein Stücklein Göttlichkeit;
Jetzt sage Dank! und gute Nacht!
Und schlaf' den Schlaf der Ewigkeit.

Mußt nicht dem Kind gleich streitig sein,
Das gähnend auf der Mutter Schoß
Doch nicht in's Bettlein will hinein,
Und immer schreit: „ich bin ja groß!"

Im Frühling.

Juheisa! Juheisa!
Wie schön ist die Natur!
Wie lustig strahlt der Sonne Schein,
Wie singen hell die Vögelein
Im Wald, im kühlen Walde,
Und auf der bunten Flur!

Das Bächlein, das Bächlein
Rauscht durch der Wiesen Grün,
Die Lerche schwebt im Himmelsblau,
Singt Tiroli und Tirolau,
Und Wolken, lichte Wolken
Zieh'n über beide hin.

Und Alles und Alles
Freut sich der Frühlingszeit;
Die Bienen selbst und Käferlein
Dreh'n lustig sich im Sonnenschein,
Und summen und brummen
Vor lauter Lust und Freud'.

Treue Führung.

Als Engel nicht, nicht als Gerippe
Mit einer Fackel oder Hippe
Naht uns von außen her der Tod
Auf eines Anderen Gebot.

Er ruht uns still an unserm Herzen,
Wir zieh'n ihn groß mit Freuden, Schmerzen,
Als unser treustes, sanftes Kind,
Dem wir oft leider böse sind.

Er ist der Treue, der geleitet
Den Belisar, der blind hinschreitet,
Und ihn, der planlos irrte fort,
Führt an den stillen Zufluchtsort.

An Frau Prof. W.

Vielgereiste! hab' Dank, daß Du auch Weinsberg besucht hast
Und Sankt Theobald's Haus, wo er zweisiedelt mit Else,
Einer Tochter des Lichts, umstrahlt von lockigem Goldhaar.
Viele kommen zu ihm aus weiter Ferne gewandert,
Wollen die Stätte erschau'n, wo einst Justinus gelebt hat;
Und den Dichtern zumal und auch schriftstellernden Frauen
Drückt er freudig die Hand, spricht gern mit ihnen vom Vater.
Doch als Du ihm genaht, o Weberin, welche die Fäden
Ihrer Reisen uns hat gewoben zu köstlichem Stoffe,
Da durchbebt' seinen Leib, den heiligen, frohes Empfinden;
Als ob sein Leibgericht käm', so schnalzete er mit der Zunge:
Wie eine Flädlessuppe so gut, gesund und ächt schwäbisch,
Und wie ein Gurkensalat recent und frisch ist Dein Wesen!

Einsam geht Einer durch die Flur.

Einsam geht Einer durch die Flur,
Gedrückt von schwerem Leide,
Doch sorgsam schont sein müder Fuß
Die Blümlein auf der Haide.

So möcht' auch Eins, zum Tod betrübt,
Oft weinen nur und weinen,
Doch seinen Kindern muß zu lieb
Es froh und glücklich scheinen.

Leben im Ganzen.

Schon Millionen Menschen starben,
Und wenn je einer kam zurück,
Sprach er als Geist mit hohlem Blick:
„Ich muß noch viele Jahre wandern!“
Weg von solch trüber Welt! zu andern
Propheten will ich geh'n, sie fragen:
Was könnt ihr mir von drüben sagen?
Ihr Bäume, Blumen auf der Flur,
Die ihr am Herzen der Natur
Als treuste Kinder ruht, euch will
Ich fragen; doch ihr bleibet still:

Ich seh' nur, daß ihr unverdrossen
Jetzt wachset, blühet, treibet Sprossen,
Und wieder traurig welket jetzt,
Doch schnell von andern seid ersetzt,
Die's wieder treiben ganz wie ihr. —
Die beste Antwort gebt ihr mir:
Das Einzelne, das muß vergehen,
Mag auch das Ganze fortbestehen.

Schneckenlied.

Der Schneck ist ein possierlich Thier;
Sieht man frühmorgens einen,
Wie er sein Köpflein reckt herfür,
Da sollte man fast meinen,
Es schau' aus seinem Giebelhaus
Ein alter Junggesell heraus
Mit einer Zipfelmütze.

Doch Mittags, wenn die Sonne brennt,
Da wird's auch heiß dem Schnecken
Da thut er seiner Hörner End'
Nur langsam faul vorstrecken,
Und läßt sie hängen schlipp und schlapp,
Als ob er mit der Schellenkapp'
Ein alter Hofnarr wäre.

Nachts aber, wenn Leuchtkäferlein
In Liebesscherz sich jagen,
Da will das tolle Lustigsein
Dem Schnecken nicht behagen;
Er richtet auf sich hoch und lang,
Daß sie sich plötzlich fragen bang:
Ei, steht dort nicht der Teufel?

Blauer Himmel, gold'ne Sonne.

Blauer Himmel, gold'ne Sonne,
Grün Gezweige, Vogelsang —
Was bei all der Frühlingswonne
Macht dich armes Herz so bang?

Du bist frei! die dich geknechtet
Manche Tage, manches Jahr,
Fliehen jetzt von dir geächtet,
Deiner Zweifel dunkle Schaar;

Du bist frei! die Pfaffenkette
Sank gebrochen hin vor dir — —
Nach der alten Kerkerstätte
Sehnt sich der Gefang'ne schier.

O Natur, du wonnereiche,
Laß mich fühlen, daß ich frei!
Ach, an meines Glaubens Leiche
Schleich' ich zitternd nur vorbei.

Hexenritt.

Meine Frau Nachbarin
Hat eine Katz,
Die Augen sind feurigroth,
Die Haare kohlschwarz.
Tagsüber auf dem Dach
Liegt sie und schnurrt;
Abends steigt sie herab,
Reibt sich und knurrt,
Macht einen Buckel und
Ringelt den Schwanz —
„Ruhig, mein Schwarzer, bald
Geht es zum Tanz!“
Und um die Mitternacht —
Ei welch Gebraus! —
Reitet die Nachb'rin zum
Schornstein hinaus;
Und wie der Teufel groß
Ist jetzt die Katz,

Und die Frau auf ihr schreit:
„Juhe mein Schatz!
Hopedehophop
Im fliegenden Lauf
Trage mich, Schwarzer, zum
Blocksberg hinauf!“

Genügsamkeit.

Du bist, du lebst, du darfst dich freu'n:
Um dich, in dir ist die Natur;
Sollt' darum dich dein Leben reu'n,
Weil es für diese Erde nur?

Kurzsichtiger! dann siehst du nicht,
Wie schön auch diese Erde ist,
Verdienst nicht, o habsücht'ger Wicht,
Daß du auf ihr der Erste bist.

Der Rabe.

Der Tanne Krone wiegt sich in dem Wind,
Der spielend säuselt durch der Nadeln Kamm;
Wie zu der Mutter Füßen sitzt ein Kind,
Lehn' ich halb träumend am bemoosten Stamm.

Die Blicke schweifen durch der Zweige Grün:
Die Wolke, von dem Wipfel fast erfaßt,
Streift vielgestaltig ob den Nadeln hin —
Da rauscht's — ei sieh! ein schmucker Waldesgast.

Ein Rabe kehrt bei meiner Tanne ein;
Es bäumt der Ast wie ein wild Rößlein sich,
Doch scheint der Schwarze schon gewohnt zu sein
Solch kecken Ritt. — Ha, wie beneid' ich dich!

Ein Vogel sein, das heißt erst recht gelebt!
Nicht wahr? schwebt man hoch oben in der Luft,
Von Aetherblau und Sonnengold umwebt,
Da scheint die Erde unten eine Gruft?

Wie muß sich's oben athmen rein und leicht!
Frei schlägt das Herz, das hier im Druck erschlafft;
Das Blut, das hier trüb durch die Adern schleicht,
Dort oben rollt's in freud'ger Lebenskraft.

Dein schwarzes Auge blickt so kühn und frei,
Du schaust von deiner Zinne stolz herab —
Da rauscht dein Flügel — weh, in banger Scheu
Fliegst du davon mit einem lauten: Krab!

Und Krab! und Krab! hell durch die Lüfte schallt:
„Verdammter Schreihals, sei doch endlich still!“
Umsonst, der Schuft sagt es dem ganzen Wald,
Daß Einer hier inkognito sein will.

Im Walde.

Singet, o Waldvögelein,
Singet eure schönsten Lieder,
Und ihr Tannen rauscht darein,
Daß in's Herz der Sonnenschein
Alter Liebe dringe wieder.

Von dem Herzen löst sich da
Band um Band; der starre Glaube
Wird ein frei Haleluja —
Hell erscheint, was man nur sah
Trüb verhüllt im Kirchenstaube.

Waldlust.

Geh' ich in den Frühlingstagen
Durch den neubelaubten Wald,
Alles Leides da entschlagen
Sing' ich, daß es weithin schallt;
Möcht' gern aller Welt es sagen,
Welche Lust mein Herz durchhallt.

Und das Eichhorn hat verborgen
Schnell sich in den höchsten Ast,
Schaut auf mich herab mit Sorgen;
Und der Kuckuck, der ohn' Rast
Rief dem Echo guten Morgen,
Hält den Athem an in Hast.

Doch sie hören froh mich singen,
Und der Kuckuck bricht den Bann,
Läßt den hellen Ruf erklingen;
Freudig fängt von Tann' zu Tann'
Sich das Eichhorn an zu schwingen,
Weiß, daß ich kein Jägersmann.

Und es flüstert in den Bäumen:
Wanderer, willkommen hier!
Mord nicht bringst du diesen Räumen,
Uns're Lust ist Freude dir;
Bleib' bei uns! gut läßt sich träumen
In dem stillen Waldrevier.

Wozu das Schreien?

In alle die bekannten Schablonen
Der privilegirten Confessionen
Paßt mein Glaube nicht, ich weiß es wohl;
D'rum muß ich mir's auch lassen gefallen,
Daß ich von den braven Frömmlern allen
Werde gescholten gottlos frivol.

Sie sind die Weisen, die Allgerechten;
Wer anders glaubt gehört zu den Schlechten,
Wer anders denkt ist ein Atheist:
Ihn sollte man spießen, ihn sollt' man verbrennen,
Ihn foltern, bis er müßte bekennen,
Daß ihr Glaube nur der wahre ist.

Strenggläubige Schäflein, o laßt mir die Freude,
Zu gehen auf einer freieren Weide
Und außerhalb eures Pförchs zu steh'n!
Wozu das Schreien? Der gute Hirte,
An den ihr glaubet, gewiß er würde
Mich nicht als reißenden Wolf anseh'n.

Lebensschnelle.

Ich zähle meine Tage nicht,
Weiß kaum wann ich geboren;
Schnell brennt herab das Lebenslicht
Dem Weisen wie dem Thoren —:
Kargt' ich mit meinem Leben auch,
Es ging' ja doch verloren!

Und ist es aus, so müssen sich
Die hellen Aeuglein schließen;
Kein Arzt kann dann mehr wecken mich,
Kein Tränklein mag mehr sprießen:
Darum will ich in raschem Zug
Das Leben auch genießen.

Dem kurzen Liedchen, das vom Baum
Der Vogel singt den Winden,
Dem wunderschönsten Morgentraum,
Der mit dem Tag muß schwinden,
Der Blume sei mein Leben gleich!
Sein End' muß Alles finden.

Alles, was man je geliebt —

Alles was man je geliebt
Nach dem Tode wiederfinden —
Ob's wohl schönern Glauben gibt?

Einen schönern weiß ich wohl:
Ewig haben! nie verlieren!
Frisches Leben statt Idol!

Liebe, liebe die Natur!
Und in jedem Lüftchen, Halme
Findest du der Todten Spur.

Die Natur ist wie ein Kranz
Tausendfach in Knospen, Blüthen,
Stengeln, Blättern, doch stets ganz!

Was dir stirbt, o warte nicht,
Bis als Geist, bis es als Schemen
Kranker Sehnsucht zu dir spricht!

Laß es nicht gestorben sein,
Und es kann dir niemals sterben:
Die Natur bleibt ewig dein!

Der Weidenbaum.

Der seltsamste von allen Bäumen,
Fürwahr, das ist der Weidenbaum:
Sieht man im Frühling ihn, im Winter,
Daß es derselbe glaubt man kaum.

Im Lenz welch Sprossen und welch Treiben!
Gelehnt an seinem Stamme sitzt
Der Hirt' und dudelt auf der Pfeife,
Die er aus saft'gem Zweig geschnitzt.

Als ob die schlanken Aeste winkten
Den Vögeln, wird der Baum nie leer
Von Finken, Sperlingen und Meisen,
Bachstelzen hüpfen um ihn her.

Das ist ein Singen und ein Grünen!
Doch weh! wie sieht's im Winter aus?
Trüb steht er da mit schrund'ger Rinde,
Mit einem Kopfe dick und kraus.

Die lust'gen Zweige abgehauen —
Sieht man ihn so im Mondenschein,
Schleicht leise man vorbei und banget,
Ein alter Kobold möcht' es sein.

Unsterblichkeitsbeweise.

Der Fisch wär' lächerlich fürwahr,
Der so argumentiren wollte:
Ich wüßte nicht, wozu ich sollte
Ein Fisch sein, warum offenbar
Nicht nur in meinem Elemente
Der Herr ich wär', nein mich auch sehnte
Nach etwas außer ihm, nach Fliegen,
Die sich ob meinen Wassern wiegen,

Warum ich endlich hätte gar
An meiner Seit' ein Flossenpaar,
Das doch ein Flügelansatz klar,
Wenn ich nicht einstens Vogel würde. —
In Hoffnung auf das Himmelreich
Denkst du, o Mensch, dem Fische gleich.

Ertappt!

Wie's oft so kommt, ich fühlt' mich gram
Den Menschen einst, und darum nahm
Ich zu dem Walde meinen Lauf;
Ich stieg bergab, ich stieg bergauf,
Und in dem wildesten Gemisch
Von Wurzeln, Steinen, Moos, Gebüsch,
Wo Eichen starrten schwarz und kraus,
Da dünkt' ich mich erst recht zu Haus,
Warf seufzend mich zur Erde hin:
„Mich reut's, daß auch ein Mensch ich bin!
Zu dir, zu dir zieht mich's, Natur,
Wär' ich ein Thier im Walde nur!"
Da hat's gerauscht, da kam's heran,
Ein Eichhorn sah vom Baum mich an.
Schnell war in meiner Hand ein Stein —
Wie schwer ist's doch, kein Mensch zu sein!

In ein Album.

Papier'ne Albums! fern sollt ihr mir bleiben!
Dies goldbordirte Volk mir nie gefällt,
Und hat schon oft mir meine Ruh' vergällt;
Ein Album nur weiß ich auf dieser Welt,
In das ich möcht' von Herzen gerne schreiben.

Und dieses Album könntest du mir geben —
Ja, wär' dein Herz, dies reine Album, mein,
Tief wollt' ich schreiben meinen Namen ein,
Und unauslöschlich müßt' die Tinte sein —
Kein and'res Album wünscht' ich für mein Leben.

Härterwerden des Herzens.

Nicht immer stirbt man an den Wunden,
Sie werden Narben mit der Zeit —
Schon oftmals hab' ich schlimm empfunden
Der Menschen Herzenshärtigkeit,
Ich wollte zürnen, wollte klagen,
Doch jetzt muß ich oft selbst mir sagen:
„Auch du bist von der Milde weit!“

Es fühlt mein Herz der Narben Drücken,
Es wurde hart mein weicher Sinn,
Und nimmermehr will es mir glücken,
Daß ich wie früher duldsam bin.
Im Leben Kampf, o das ist Freude!
Doch traurig, wenn man wird im Streite
Des Herzens Härterwerden inn'.

Glücksfreunde.

Wenn Schwalben in's Haus dir fliegen,
Dann wisse, der Sommer ist da;
Sitz'st du dem Glück in dem Arme,
Dann hörst du viel' freundliche Ja,
Es ist ein Loben und Lieben
Wie lauter Vogelgesang,
Ein Zwitschern und Schnäbeln ohn' Ende —
Das heißt — soll ich sagen, wie lang?
Klopft der Oktober an's Fenster,
Und scheint nicht mehr sonnig dein Glück,
Husch, fliehen Freunde und Schwalben,
Kein Liebesruf bringt sie zurück.

Die treue Rebe.

Mit kurzen Worten will ich euch berichten
Was sich in Weinsberg jüngst hat zugetragen;
Ob Dichtung oder Wahrheit, mögt ihr schlichten.

Es lebte dort zufrieden ohne Klagen
Ein armes Bäuerlein einfacher Sitte,
Sein ganzes Leben war nur Müh'n und Plagen.

Oft dämmerte es kaum in seiner Hütte,
Da sah man ihn, die Schaufel auf dem Rücken,
Zu seinem Weinberg lenken schon die Schritte.

Hier fühlt' er nimmer seiner Armuth Drücken,
Er pflegte seine Lieblinge, die Reben,
In stiller Hoffnung, daß der Herbst mög' glücken.

In ihrem Wachsen, Blüh'n lag ihm sein Leben,
Er hoffte, bangte, bis der Herbst erschienen,
Dann hat den Wein er Reicheren gegeben.

„Das bischen Geld mög' einst den Kindern dienen!“
Er aber ging zu seinen Reben wieder,
Und neues Leben lebt' er fort mit ihnen.

So schwanden seine Jahre fromm und bieder,
Da ist er einst zum Weinberg nicht gekommen —
Bald ruhten in der Erde seine Glieder.

Und eine Rebe hat der Sohn genommen
Aus jenem Weinberg, und als Liebesspende
Hat er gepflanzt sie auf das Grab beklommen.

Sie wuchs heran, doch schienen fremde Hände
— Was bald dem Sohn gar seltsam aufgefallen —
Sie zu verpflegen Tag und Nacht ohn' Ende.

Er mochte noch so früh zum Grabe wallen,
Den kleinsten Dienst auch fand er schon geschehen,
Und Niemand that es von den Freunden allen.

Ging er hinaus, ob nicht des Windes Wehen
Die Rebe Nachts vom Pfahl gerissen habe,
Fand er sie schon neuangebunden stehen.

Und so empfing sie jede Liebesgabe
Und wuchs gar freudig; sieh', da ist gekommen
Der Todtengräber einst zum Sohn am Grabe

Und sprach zu ihm: „O hättet Ihr genommen
Aus Eurem Weinberg doch der Reben keine,
Die Unglücksel'ge stört die Ruh' des Frommen.

Schon öfters sah ich, seit gepflanzt hier eine,
Wenn ich noch spät ein Grab grub, wie im Leben
Bei ihr den Vater steh'n im Mondenscheine."

Da wollt' der Sohn dem Vater Ruhe geben,
Und riß sie aus dem Grab mit inner'm Bangen,
Pflanzt' sie im Weinberg zu den andern Reben.

Doch als er wieder einst dahingegangen,
O weh! da sah er sie in Thränen stehen,
Und ihre Blätter welk herniederhangen. —

Der Geist wird seitdem nimmermehr gesehen.

Sonne stehe still!

O Josua, du starker Mann,
Du machst die Sonne stille stahn,
Entgegen aller Wissenschaft;
Hätt' ich ein Fünkchen deiner Kraft,
Das Firmament ließ ich in Ruh',
Doch meiner Lebenssonne zu
Rief ich: „halt an und bleibe steh'n,
Pressir' nicht mit dem Untergeh'n!"

Vereinung.

Stets muß ich sinnen diesem Traume nach,
Muß denken sein in gut und bösen Tagen,
Ihn wie Gebet in meiner Seele tragen:

Schon Alles schlief, im stillen Wohngemach
Lag wie ein Blüthenschnee des Mondes Schimmer,
Ich stand am Fenster, konnte schlafen nimmer.

Dort rechts die Burg vom Silberstrahl umglänzt,
Und hier der Garten mit den alten Bäumen,
Noch rauschten sie wie zu der Jugend Träumen —

Und dieses Haus mit Rebenlaub umkränzt,
Und in ihm ungetrennt noch all' die Meinen —
Mir war, das Unglück müßte jetzt erscheinen,

Als träte grinsend jetzt der Tod hervor:
„Ich brech' auch gern aus eurem vollen Kranze!"
Und bräch' und bräch', und langsam sänk' das Ganze.

Da sah ich ferne einen schwarzen Chor,
Ein langer Zug — was soll er nur bedeuten?
Und eine dumpfe Glocke hört' ich läuten.

Und näher jetzt und näher kam's heran
Zum Hause; und, o weh', ich sah sie halten,
Langsam ein großes Leichentuch entfalten.

Es faßte fieberkalt die Angst mich an —
Wen wollen sie von uns zu Grabe bringen?
Wacht auf! wacht auf, daß wir uns fest umschlingen!

Nein, keins allein! nicht Trennung! nehmt uns ganz! —
Und Wunder, ha! ich sah das Haus in Falten
Sich legen und zum Sarge sich gestalten.

Und um ihn wand die Rebe sich als Kranz,
Zum Kirchhof ging's, zu Grabe ward gesungen,
Wir innen hielten innig uns umschlungen.

Der arme Poet.

Jüngst hört' ich singen; vor dem Fenster saß
Auf einem Baum, der Schnee statt Blüthen trug,
Ein armer Zeisig; in den Augen las
Ich ihm den Hunger, wie er nach mir klug
Hinschaute, sich dabei nicht stören ließ
Und fröhlich sang, obgleich es Winter war,
Und kalt der Wind ihm durch die Federn blies.
Er dauert' mich, ich streut' ihm Brocken dar,
Doch während ich zertheile in der Hand
Das weiche Brod, da überfiel es mich
Gar traurig plötzlich — hält die Noth gebannt
Die freien Vögel auch? muß suchen sich
Einen Verleger für sein kunstlos Lied
Auch selbst der arme Fittigsänger hier,
Der bittend von dem kahlen Zweige sieht:
„O gib mir Brod, daß ich kann singen dir!“ —?

Die Blumen stehen am Bächlein.

Die Blumen stehen am Bächlein,
Das rennt über Kiesel und Stein,
Die Weide mit langen Flechten
Schaut über Beide herein.

Ob ihrem Wipfel da gaukelt
Ein lustig Schmetterlingspaar;
Hoch drüber in blauen Lüften
Schwebt einsam ein stolzer Aar.

Und ob dem Aar ist die Sonne,
Die wirft so blendenden Schein,
Daß man nicht noch höher kann schauen
Nach Gott und den Engelein.

Verborgenes Leid.

In deiner Seele Tiefe
Hab ich einen Blick gethan,
D'raus sah mit todten Augen
Dein Lebensglück mich an.

Wohl schaut dein Auge ruhig,
Dein Mund manch Scherzwort spricht,
Kein Schmerz zuckt um die Winkel,
Mich aber täuscht es nicht.

Eine Leiche ruht im Grunde
Des See's verlassen, allein,
Still zieh'n ob ihr die Wasser,
Umglänzt vom Mondenschein.

Vergeblich Suchen.

Und fliegt auch noch so hoch die Lerche,
Und freut sich an der Sonne Strahl,
Am Ende sinkt sie traurig nieder
Und ruhet aus im stillen Thal.

Und schlägt ein Herz auch noch so freudig
Im Glauben an die Menschlichkeit,
Matt kehrt's zurück vom Liebesuchen,
In seinem Innern tiefes Leid.

Viel hat's gehofft, doch nichts gefunden,
Der Name „Mensch" war leerer Klang,
Still freut sich's nun bei Pflanz' und Thieren,
Und schlägt bei Menschen todesbang.

Stillleben.

In dem Gebirge einsam liegt ein See,
Ergraute Felsen starren rings um ihn,
Auf ihren Häuptern ruht der ew'ge Schnee,
Leis Sonn' und Mond durch das Gewässer zieh'n.

Und eine Tanne steht im stillen Kreis,
Umklammert mit den Wurzeln das Gestein,
In ihren dunkeln Nadeln hängt das Eis,
Sie schaut wie träumend in die Fluth hinein.

Der Leichentrunk.

Er hat gesorgt sein Leben lang,
Jetzt ruht er in der kühlen Erde,
Auf seinem Grab ertönt Gesang:
„Schlaf sanft nach deines Leibs Beschwerde!"

Sie ziehen heim, die Thränen wischt
Vom Aug' der Sohn, zum Leichenschmause
Wird Wein und Kuchen aufgetischt,
Seit lang' war keiner mehr im Hause.

Die Nachbarn reden dies und das,
Und lassen schmecken sich das Essen,
Der Sohn sieht träumend in das Glas,
Er kann den Vater nicht vergessen.

Wie ferne Schattenbilder zieh'n
Vorüber seiner Kindheit Tage;
Es zieht ihn nach dem Weinberg hin,
Wo sie getheilt einst Freud' und Plage.

Leis schleicht er zu der Thür' hinaus,
Sucht, was ihm könnte Ruhe geben,
Die Nacht sinkt auf das Trauerhaus —
Er sitzt stillweinend bei den Reben.

Waldboden.

Wie ist der Boden hier so glatt und rein,
Mit Nadeln wie so zierlich überlegt,
Als hätten Elfen bei des Mondes Schein
Gar säuberlich gekehrt, gewichst, gefegt,
Damit es gut zum Tanzen möge sein.

Und ha, was seh' ich, was habt ihr gemacht?
Der Schuhe Sohlen sind ja spiegelblank!
Habt ihr auch mir ein Tänzlein zugedacht?
Tanz' nicht, ihr Schelmen! doch will ich zum Dank
Auf eurem Boden gehen sanft und sacht.

Vogelsang.

Die Amsel und die Lerche,
Der Zeisig und Kuckuck,
Die singen: „Kuckuck! Tirileri!
Ihr Menschen seid nicht klug!“

Sie singen und sie pfeifen:
„Kuckuck! Tirili! Tirolau!
Viel lieber als Buchdruckerschwarz
Ist uns des Himmels Blau,

Ist uns das frische Grün des Walds,
Das gold'ne Sonnenlicht,
Und uns're Liedlein klingen hell,
Verlegt man sie auch nicht!“

Contrast.

Seltsam, schaurig muß es sein,
Eingehüllt im Leichentuch
In dem Sarge ganz allein,
Und die Bretter, halbverfault,
Geben einen blassen Schein.

In des Himmels Lust versenkt
Ist die Seele, plötzlich schrickt
Sie zusammen, schaudernd denkt
Sie des Leibs, der jetzt verwest
Bei den Würmern eingeengt.

In ein Stammbuch.

Wie wird durch dich verschönert dieses Leben!
Dir sei ich d'rum mit Leib und Seel' ergeben!

Kaum daß ich dies mit meinem Blut geschrieben,
Ist neben mir gestanden schon der Satan,
Und hat das Blatt mir hastig wollen nehmen;
Doch schnelle rief ich: „Dir nicht, Leviathan,
Ich habe einem Engel mich verschrieben!“ —
Wie mußte sich der dumme Teufel schämen!

Klage.

Wär' ich in dir, o Norden,
Mit deiner Sterne Pracht,
Mit deinen Meteoren
In stiller Mitternacht!

Wär' ich in dir, o Süden,
Wo alles farbig glüht,
Wo hoch die Palmen ragen,
Wo still die Lotos blüht!

Doch weh so mitten drinnen
Im Land nicht warm, nicht kalt,
Dem Schatten gleich, der sehnend
Am styg'schen Ufer wallt!

Warum sterben?

Traurig ist der Tod fürwahr!
Manchen Menschen sah ich sterben,
Manche Lippe sich entfärben,
Nimmer will mir's werden klar:
Warum sterben müssen? sterben?

Leib jetzt schwer und Füße kalt,
Wollen, nimmer können sprechen,
Fühlen, wie die Augen brechen,
Wie der Tod in's Herz sich krallt —
Warum sterben müssen? sterben?

In den schwarzen Leichenschrein
Nun hinein — hinausgetragen —
Erde drüber — Würmer nagen —
Und hernach? was wird es sein? —
Warum sterben müssen? sterben?

Christnacht.

Weihnachtsabend ist vorüber,
Alle Kerzen sind erloschen,
Und die Kinder nun zu Bette,
Jetzt, o Christkind, komm', o komme!
Trage wieder schnell die armen
Christtagsbäumchen in den Wald!

Standen sie im Glanz der Lichter
Nicht wie nur durch Thränen lächelnd?
In den Wald, den stillen, trauten,
Zu den Füßen ihrer Mütter,
Zu den alten, hohen Tannen
Stell an's alte Plätzchen sie.

Christkind! Christkind! komm', o komme!
Horch, der Wind rauscht an das Fenster,

Ach mir ist, er bring' die Klage
Aus dem fernen Tannenwalde:
„Wehe, daß Natur muß leiden,
Wenn der Mensch sich Freude macht!“

Lebenslauf.

Der lichte Tag, die dunkle Nacht,
Die Stunde froh und trüb durchwacht,
Sie schreiten all' an dir vorbei,
Es ist ein buntes Vielerlei,
Bald ernst, bald lustig angezogen;
Auch Amor fehlt nicht mit dem Bogen,
Und hinter ihm wirst du gewahr
Die Freudigsten der ganzen Schaar.
Jetzt kommt der Letzte von dem Schwarm,
Der fasset keck dich unter'm Arm:
„Komm' mit, ich führe dich nach Haus,
Der tolle Fastnachtszug ist aus!“

Irrlichter.

In der Nacht, der stillen, feuchten,
Auf dem Kirchhof, um die Gräber,
Sieht man schweben trübe Leuchten.

O ihr armen Sonnenstrahlen
Freutet euch an Kränzen, Blumen,
Mußtet hart die Lust bezahlen.

Wird hinab gesenkt die Leiche,
Fliehet ihr nicht schnell vom Sarge,
Fallt ihr heim dem Todtenreiche.

Wollt ihr noch die Blumen küssen,
Eilet! eilet! o wie traurig,
So in Nacht hinsterben müssen!

Wenn die schwarzen Schollen fallen,
Nimmermehr schaut ihr die Sonne,
Dürft nur, weh! im Dunkeln wallen.

In der Nacht, der stillen, feuchten,
Auf dem Kirchhof, um die Gräber
Schwebet ihr als trübe Leuchten.

Entstehung der Censur.

Als die Götter alle schieden
Von der prosakalten Erde,
Da entflohen auch die Parzen,
Clotho, Lachesis die weise,
Und die ernste Atropos.

Dieser war zum Götterfluge
Wohl zu schwer die Schicksalsscheere,
Oder war sie in der Eile
Unbemerkt ihr auch entfallen,
Kurz, des andern Morgens frühe
Trat ein Bauer zum Tyrannen,
Fröhlich, mit entblößtem Haupt:
„Sieh', o Herr, was ich gefunden!
Eine schwere, gold'ne Scheere,
Frisch bethaut lag sie im Grase,
Dir zu Füßen leg' ich sie!“
Lang' beschaute sie der König;
An den eingegrab'nen Zeichen,
An den magischen Figuren,
Die wie schwarze Schlangen grausig
Durch das helle Gold sich wanden,
Ahnete gar bald er ihren
Ursprung, ihre Göttlichkeit.
Doch nach seinem Sinn sie nützend
Wählt' er sie zu einer neuen,
Unerhörten Herrscherwaffe,
Gab sie seiner Diener einem:
„Zwicke, zwacke ohne Rasten,
Herrlich schneidet diese Scheere
Ueberwuchernde Gedanken,
Ich ernenne dich zum Censor,
Fortan herrsche die Censur!“
— Ach, seit jener Zeit, der ernsten,
Ist manch' Jahr dahingegangen,
Nimmer stiegen Götter nieder,
Kalt und fühllos rollt der Erdball

Durch die öden Aetherräume,
Atropos auch kehrte nimmer:
Doch vertausendfacht indessen
Ward und nachgeahmt die Scheere;
Und in allen Städten sitzen,
Die Gedankenfäden schnipfelnd
Mit der Scheere, die Censoren,
Die modernen Herren Parzen, —
Ein ungöttliches Geschlecht.

Vergänglichkeit.

Weh', wer mag sich freu'n des Lebens?
Lebt man doch dem Tod entgegen!
Weh', wer mag an Lust sich ketten?
Höchste Lust wird ja zum Leide!

Ach, die schönsten Blumen sprießen
Naß von Thränen aus den Gräbern,
Und der Hauch des Todes trübet
Auch das schönste Menschenauge.

Das Wiegenlied.

Das Kindlein in der Wiege
Deckt man mit grünem Schleier zu,
Ein Liedlein wird gesungen,
Dann schläft es lächelnd ein in Ruh.

Von Sorgen hart gequälet
Legt' ich mich jüngst in's weiche Gras,
Ein Baum gab seinen Schatten,
In dessen Laub ein Vogel saß.

Der Vogel hub an singen,
Umspannt war ich von Zweigen lind,
Ich schlief und träumte selig
Wie unter'm Schleier schläft ein Kind.

Schmetterling.

Was durch den Aether dort gaukelt
Sanft von den Lüften geschaukelt,
Das leichte farbige Ding,
Für einen Vogel zu klein,
Kann's doch kein Käfer sein,
Wie heißt man es? „Schmetterling.“

Schmetterling? was ist das?
Schau, über die Felder, das Gras
Fliegt es! welch' herrlicher Duft
Auf gedoppeltem Flügeleinpaar!
Nennt's wie ihr wollt, doch fürwahr
Es ist die Blume der Luft.

Vogelleben.

O kalte Erde für ein heißes Herz!
Der Lerche gleich möcht' ich mich himmelwärts
Aufschwingen in der Lüfte leicht Revier;
Die Sorgen alle blieben unter mir,
Ich flög', bis kaum zu seh'n Gebirg und Thal,
Gewiegt vom freien, warmen Sonnenstrahl,
Und ließ der Brust entströmen hell mein Lied,
Und erst wenn rings die Erde Nacht umzieht,
Tief unten Alles liegt in stiller Ruh',
Senkt' ich auch leise mich der Erde zu,
Und ließ mich nieder an dem Waldessaum,
Der Mondenschein umflösse mich im Traum —
Und käm' die Sonne hinter'm Berge dort,
Husch wär' ich wieder in die Lüfte fort!

Der Bann.

Ich bin im Walde gegangen
Im klaren Mondenschein,
Es schliefen die Eichen und Tannen,
Die Birke wachte allein.

Die Birke in weißem Gewande,
Umgeistert vom Mondenlicht,
Stand wie eine schlanke Jungfrau,
Die zaub'rische Worte spricht.

Umsonst! sie kann nimmer finden
Das rechte Wort, und im Bann
Bleiben die Ritter und Knappen
Und sie selbst im einsamen Tann.

Gestorbenes Hoffen.

Ich hab' gesandt mein frohes Hoffen
Zu allen Himmeln aus nach Glück:
Dem Vogel gleich, vom Pfeil getroffen,
Kam es todtkrank zu mir zurück,

Barg sterbend sich an meinem Herzen,
Drin ruht's nun wie im Sarkophag;
Mein Leben glimmt wie Todtenkerzen —
Es wacht am Sarge Nacht und Tag
Die Klage nimmermüd und singet
Leis vor sich hin ein Sterbelied,
Das trüber stets und trüber klinget,
Bis daß die Kerzen sind verglüht.



Kuckuck.

Soviel hab' ich dem Kuckuck abgelauscht:
All' and're Vögel singen krause Lieder,
Doch er, so oft er auch die Stimme tauscht,
E-cis E-cis ertönt es immer wieder.
O sagt, vielleicht, vielleicht ist das der Ton,
Der erste Ton von jener Melodie,
Die wir im Paradies verloren schon,
Und die seitdem wir leider fanden nie.
Oft wenn mir in der Waldeseinsamkeit
Der Kuckuck rief sein unergründlich Wort,
Sein Zauberwort aus längst versunk'ner Zeit,
Wünscht' ich: nur einmal, einmal rede fort,

Nur einmal sag' die ganze Formel mir,
Dann hätten mit ihr auch den Schlüssel wir
Zum Paradiese, dem verlor'nen, wieder.
Umsonst! er schweigt — auch mich traf ja der Fluch!
Vergebens singt der Vogel seine Lieder,
Vergebens ist des Kuckucks Zauberspruch,
Der Menschheit Kinderzeit kehrt nimmer wieder,
Sie ist verscherzt! — Seit wir so weit, so weit
Von uns'rer Mutter, der Natur, verirrt,
Hat sich der Thiere Sprache uns verwirrt,
Und wie ein Echo aus der Märchenzeit,
Wie ein unlösbar süßes Räthsel irrt
Der Kuckuckruf durch die Waldeinsamkeit.

Meteorologische Beobachtung.

Immer kälter wird die Erde —
Ist's, daß sich der Pol verkehrt,
Sich der Sonne Flecken mehren,
Wie man vom Catheder lehrt?
Nein! gleich bleiben sich die Pole,
Gleich des Firmaments Gewalt,
Aber Lieb' und Glaube fliehen,
Darum wird die Welt so kalt.

Todesahnung.

Wenn ein Trinkglas springet gellend,
Oder plötzlich steht die Wanduhr,
Spricht man wohl mit düst're Ahnung:
Gab vielleicht ein Freund, ein ferner,
Nachricht seiner Todesstunde?
Stirbt aus uns'rer Mitte eines,
Werden Gläser nicht, noch Uhren
Kund' uns seines Todes geben,
Uns're Herzen aber werden
Plötzlich springen, stille steh'n.

Die Abendglocke.

Wenn der Abendglocke Klang
Durch die stille Dämm'rung dringet
Wie ein klagender Gesang,

Hört man leises Flüstern geh'n
Durch des alten Kirchhofs Bäume,
Nebel sieht man aufersteh'n.

Und im Geisterzug es wallt
Langsam nach des Dorfes Kirche,
Wo die Glocke niederschallt.

Schatten schweben an der Wand,
Durch die Halle braust die Orgel,
Wie gespielt von Geisterhand.

Und vom Glockenstrange flieht
Bang' der Küster, den verstorb'nen
Pfarrer am Altar er sieht.

Kennt ihn an dem weißen Haar —
Wie auf seine Worte lauschend
Steht um ihn die Schattenschaar.

Und dem Küster ist es jetzt,
Als ob ihm der Pfarrer winke,
Flüchtet aus der Kirch' entsetzt.

Des verstorb'nen Pfarrers Blick
Fühlt er auf dem Rücken haften,
Sieht nochmals in Angst zurück.

Und vom Mondenschein umsäumt
Liegt so ruhig still das Kirchlein,
Alles scheint ihm nur geträumt.

Wie verschwunden ist der Graus —
Und ein Vaterunser betend
Schreitet langsam er nach Haus.

Eheleben.

Die Ehe ist das Ruhen zweier Herzen,
Da ist kein Sehnen mehr und ist kein Schmerzen,
Da ist kein Suchen, nein, man hat gefunden,
Man lebt und lebt doch nimmer zählt man Stunden,
Es ist ein Leben, wie zwei Bäume leben,
Die ihre Wurzeln in einander weben,
Treuinnig mit den Zweigen sich umfassen;
Kommt auch ein Sturm, keins kann vom andern lassen,
Derselbe Thau trifft sie, derselbe Regen,
Was einem wohlthut, bringt dem andern Segen,
Mag Mond, mag Sonne auf sie niederschauen,
Sie steh'n vereint in kindlichem Vertrauen,
Sie harren still, was ihnen kommt von oben,
Ob Freud', ob Leid — sie sind in Eins verwoben.

Magnetismus.

Wer von den Aerzten ist verlassen,
O der ist darum nicht allein,
Er darf nur liebend dann umfassen
Natur, das treue Mütterlein.

Wo nicht mehr helfen Pulver, Pillen,
Essenzen, Salben und Mixtur,
Da heilt, vereint mit festem Willen,
Die Kraft der lebenden Natur.

Das Walddoktorlein.

Sag' mir, bist du begegnet
Nie dem Walddoktorlein?
Zwar Tags ist es verzaubert:
Man hält's für einen Stein.

Doch Nachts da wird's ein Zwerglein,
Geht leise durch den Wald,
Sanft lächelnd macht's an jedem
Baum, jeder Blume Halt,

Betrachtet sie von unten
Bis zu dem höchsten Blatt,
Schaut sorglich, ob man keines
Am Tag verwundet hat.

Dann streichelt es, verbindet;
Ein Balsamfläschchen gar
Zieht es oft aus der Tasche —
Hell glänzt sein Silberhaar.

Leuchtkäferlein die tragen
Laternchen vor ihm her —
Wer's einmal so gesehen,
Vergißt es nimmermehr,

Und schont auf seinem Gange
Das kleinste Blümelein,
Denkt: „Möcht's nicht thun zu Leide
Dem sanften Doktorlein."

Der Thränensee.

Wenn alle Thränen flössen
Zusammen in Einen See,
Und zur Wasserlilie würde,
Wer gestorben an Liebesweh,

Da gäb's einen See groß und traurig,
Wie keiner auf Erden wär',
Doch den Grund könnt' niemand erschauen
Vor den bleichen Lilien umher.

Mutterliebe.

Nimmer stirbt die Mutterliebe,
Denn sie sorgt selbst noch im Grabe,
Daß ihr Kind an jedem Tage
Eine stille Freude habe.

Diese Freude — o nichts Schön'res
Kann ja eine Mutter schenken —
Ist das täglich neuerweckte,
Dankbare Ansiegedenken!

Nachtwächtersang.

Im schlichten zwilchenen Gewand,
Den langen Stock in meiner Hand,
Ahnt ihr in euren Betten drin,
Ihr Menschen, nicht wer ich wohl bin:
Ich bin, ich bin ein König!

Der nächt'gen Stunden schweren Lauf
Sing' ich die Straßen ab und auf —
Der Mondenschein umgoldet mich,
Die lichten Sterne neigen sich
Vor mir, vor mir als König.

Wenn Alles schläft, allein noch wacht
Ich, ich, der König in der Nacht;
Es schwingt sein Wolkenbanner schwer
Der Nachtwind und singt vor mir her:
Heil dir, Heil dir, o König!

Der Holzbauer.

Im Hohlweg schallt ein Fluchen, Schrei'n,
Er haut auf seine Pferde ein;
„Hio! und wenn verreckt ihr fast,
Den Berg hinauf mit eurer Last!

Hio, hio!“ Er schiebt am Rad,
Lärmt, schwingt die Geißel, endlich naht
Des Berges Ende; keuchend stehn
Die Pferde still, — nicht kann ich's sehn.

„Hast du im Leib denn auch ein Herz?
Glaubst du, das Thier fühl' keinen Schmerz?
Schau hier die Striemen, dort das Blut
Am Knie! Weißt du, wie weh das thut?“

Da sieht der Bauer an mich wild;
Doch plötzlich, ha, was macht ihn mild?
Ja, täusch' ich mich nicht, glänzt fürwahr
Im Aug' ihm eine Thräne gar.

„O Herr, ich hab' ein Herz wie Ihr,
Mich dauert mehr als Euch mein Thier;
Doch haltet meine Frag' zu gut:
Wißt Ihr, wie weh der Hunger thut?

Mein Mitleid, meiner Peitsche Knall,
Sie übertönt der Jammerschall
Der Meinen, die zu Haus in Noth
Mich flehen: Vater, schaff' uns Brod! —

Darum, ihr Rößlein, lauft, o lauft!
Dies Holz, im Herrschaftswald erkauft,
Muß heut noch in der Früh zur Stadt,
Und mit dem Fuhrlohn mach' ich satt!"

Steiger frei! *)

(Juni 1845.)

In der Zeitung las ich heut':
Doctor Steiger ist befreit!
Doctor Steiger, der Gefang'ne,
Fast Erschoss'ne, fast Gehang'ne! —
Hei, wie hat mich das gefreut!

*) Dr. Steiger, von der Jesuitenpartei in Luzern 1845 zum Tode verurtheilt.

Auf dem Absatz dreht' ich mich
Einmal, zweimal. — Wäre ich
Jetzt nur Herr von Millionen,
Hätt' ich Büchsen, hätt' Kanonen,
Donnern wollt' ich fürchterlich!

Steiger frei! Durch's ganze Land
Ließ ich's schmettern, Feuerbrand
Müßte rings die Berge röthen,
Zischend flögen die Raketen —
Ein vielstreifig Freiheitsband.

Aber so — gar nichts? Doch ja!
Einen Vogel hab' ich da:
In dem Käfig, hinter Stangen
Sitzt er — also auch gefangen?
Mit Beschämung fast ich's sah.

Schnell das Fenster aufgemacht!
Schau, wie hell die Sonne lacht!
Fliege fort! Doch vor der grauen,
Schwarzen Vögel krummen Klauen
Nimm, o Flüchtling, dich in Acht!

Hohenasperg 1851.

So war es und wird's ewig sein:
Wer Freiheit liebt, den sperrt man ein,
Daß für ihn Luft und Sonnenlicht
Nur karg, zerhackt durch Gitter bricht;
Doch wer mit feigem Sklavensinn
Die Tyrannei nimmt schmeichelnd hin,
Den Nacken kammerdien'risch beugt,
Ein stets zufried'nes Lächeln zeigt,
Das ist fürwahr der gute Mann,
Dem freien Lauf man gönnen kann. —
Ich sitze hier auf harter Bank,
Nach Wald und Heimath sehnsuchtskrank;
„Der arme Kerl!“ wohl Mancher spricht —
Seid still! Mitleid begehr ich nicht,
Auch keinen Dank! Wer wirkt und schafft
Für's Volk, das johlt und lärmt und gafft
Und kurz nur denkt und schnell vergißt,
Mit Recht der ein Gefang'ner ist.
Was ich that, that ich mir zu lieb,
Weil es in mir nicht ruhig blieb,
Weil's in mir hat gekocht, gegährt;
Weil ich mich fühlte selbst entehrt,
Hätt' ich nicht laut und frei bezeugt,
Daß mein Hals keinem Joch sich beugt.
Jetzt — nun es muß der junge Wein
Ja auch in's enge Faß hinein,

Und klarer, kräft'ger als zuvor,
Ringt er sich aus dem Bann hervor.
— Dein denk ich, o Weinsberger Thal,
Durchleuchtet von der Sonne Strahl,
Dein Grün geküßt von blauer Luft!
Hier diese weißgetünchte Gruft,
Wie starrt sie winterlich mich an!
Und doch, der Lenz kam schon heran;
Im Hofe, wo die Linde steht,
Der blaue Lieutenant bummelnd geht,
Sproßt durch das Pflaster junges Gras,
Und des Aufsehers Bube aß
— Ich sah es deutlich — Beeren schon,
Zwar grasgrün – „Bauchweh kriegst davon!"
Rief ich; er, klopfend auf den Bauch,
Lacht' spöttisch: „Gelt, du möchtest auch?"
„Wart' Schlingel!" Drauf der kleine Wicht:
„Kämst gern heraus, doch kannst halt nicht!"

Authentisch.

Als List — nicht mit fz den Musikanten,
Den weihberauchten und salongewandten
Hier mein' ich — als der Volksmann Friedrich List
Ward, wie's in Deutschland manchmal Mode ist,

Ob seines Freimuths vor Gericht gezerrt,
Und dann auf Hohenasperg eingesperrt,
Kam auf den Berg zu ihm heraufgekeucht
Ein Freund aus Stuttgart, nahm ihn in die Beicht':
Warum er auch so toll gewesen sei
Und hab' als Landstand ungefragt und frei
Und ohne jegliche Devotion,
In off'ner, sträflicher Petition,
Die Fehler der Regierung schroff enthüllt?
Jedoch, es sei der Landesherr ja mild:
Er solle ein peccavi stimmen an,
Dann werd' der Kerker ihm wohl aufgethan."
Da lächelte mitleidig Friedrich List:
„Bei mir umsonst all' deine Mühe ist —
Viel lieber auf dem Berge bei Gefang'nen,
Als unten in dem Thal bei den Befang'nen."

Aufruf.

(1859.)

Ihr schlaft und träumt — erwacht! erwacht!
O hört den Klag'ruf durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Nein das ist Menschenstimme nicht!
Hört, wie's mit Riesenlauten spricht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Woher der Schall? wer ist's, der ruft?
Es tönt aus Aachen's Kaisergruft:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt aus Straßburgs Dom am Rhein,
Schallt aus dem Bundesschloß am Main:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Es schallt dumpf von dem Nordseestrand,
Es schallt durch's ganze deutsche Land:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt vor Hütte und Palast,
Es schallt allüberall ohn' Rast:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Ihr schlaft und träumt — erwacht', erwacht!
O hört den Mahnruf durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Erwacht! erwacht! noch ist es Zeit —
O Fürst und Volk, macht euch bereit,
Daß Deutschland einig stehe!

Unsere große Zeit.

(Januar 1871.)

Ich bin ein Verräther — wem ist's nicht bekannt?
Es sagt's ja der Schulze, der Büttel,
Der Amtmann, der Pfarrer, die Herren von Stand;
Und fragt sie im leinenen Kittel
Der Bauer: „Er ein Verräther? warum?“
Da heißt's: „O Bauer, wie schwätz'st doch so dumm!
Er hält es ja mit den Franzosen!“

O kleine, erbärmliche, alberne Zeit!
Die Narren, sie nennen's die große,
Weil ihnen ein Kaiser daher kommt geschneit,
Weil im Blute liegt der Franzose;
Weil der Franctireur, aufgeknüpft am Baum,
Von Vaterlandslieb' träumt den letzten Traum,
Weil Dörfer brennen und Städte.

Weil das kalte Feld ist durchrieselt mit Blut,
Weil Leichen rings starren an Leichen,
Weil Verwundete ächzen in Fieberglut
Umgeistert vom Mondlicht, dem bleichen,
Weil riesengroß schreitet von Land zu Land
Das Leid im Bettler- und Trauergewand,
Und Hunger grinsen und Typhus.

Verzeiht mir, erleuchtete Geister, verzeiht —
Mein Herz ist viel weicher geschaffen,
Und nimmermehr dünkt's ihm erhabene Zeit,
Wenn sich Völker befehden in Waffen,
Wenn unter dem Faustrecht die Freiheit weint,
Und wenn man vom Gotte der Liebe noch meint,
Er freue, wie Mars, sich der Schlachten.

Und auf Wilhelmshöh', statt auf Galgenhöh',
Der gefürstete Missethäter —
Und ringsum Parteihaß und blutiges Weh' —
Und „Franzosenfreund“ und „Verräther“
Gescholten ein Jeder, der's menschlich meint,
Und der den Menschen auch ehrt noch im Feind!
— Zwerghafte Größe der Zeiten!

Klage.

(1875.)

Gesteh'n wir's nur, die Zeit ist schlecht,
Wir tappen arg im Dunkeln:
Kein Hoffnungslichtlein leuchtet uns,
Kein Sternlein will uns funkeln.

Wohin wir schau'n, ist trübes Schau'n,
Kein Himmel will uns blauen;
Die Zukunft liegt gar bös verhüllt
In düsterm Nebelgrauen.

Im Winterbau schläft Dachs und Bär
Und saugen an den Tatzen —:
So schläft jetzt jede Volkskraft, nur
Die Gründer hört man schmatzen.

Gewalt vor Recht, Kanonengeist,
Gemeinheit aller Sorten,
Bedientenstolz — ja, traurig ist's
Auf dieser Welt geworden!

Doch zürn' ich d'rum den Fürsten nicht!
Ministern, Generalen
Mach' ich auch keinen Vorwurf ob
Zerstörten Idealen.

Das Volk, das Volk nur klag' ich an
Und seinen guten Magen:
Der ist plebejisch stark und kann
Unglaubliches vertragen.

Ohne Freiheit.

(1877.)

Ein Deutschland — ja, das wäre gut,
Und all der braven Krieger Blut,
Es wäre nicht umsonst geflossen —
Hättst du, o Einheit, aus der Schlacht
Die Schwester Freiheit mitgebracht,
Sie nicht vom Erbe ausgeschlossen.

Jetzt prangst du stolz im Stahlgewand,
Das Schwert Caroli in der Hand;
Es zittern vor dir Deutschlands Feinde:
Des Ruhmes Glanz, der Größe Pracht
Umstrahlt dich, indeß durch die Nacht
Die Freiheit irrt, die vielbeweinte.

Ihr beide, schwesterlich vereint,
Wie wär't ihr stark! Doch so — es scheint
Mein Aug' die Geisterhand zu sehen,
Die einst bei des Belsazers Mahl
Schrieb an die Wand im Königssaal
Den Spruch von Fall und Untergehen.

Fiat justitia!

Es ist des Schicksals harter Schluß,
Daß Staatsanwält' es geben muß,
Strafklagsteller und andere Leut',
Die näher zu kennen Manchen gereut.
Das sind so des Schicksals eigene Schnurren,
Und Sünde wär's, dagegen zu murren;
Doch Eins nehm' ich der Vorsehung übel:
Die Gerichtsherrn lesen doch auch die Bibel,
Und sollten d'rum lieb christlich sein,
Und nicht wie Heiden sperren ein:
Drei Monat, zehn Monat, Ein, zwei Jahr —
Je länger, je lieber offenbar!
Natürlich, gerecht sind all' diese Strafen
(Sie stützen sich auf Gesetzparagraphen),
Aber hart! und wie hart? das fassen nicht
Diese strengen Herren vom Gericht;
Sie ahnen nicht wie Gefang'nen zu Muth:
Es ist oft als hätten sie Tinte statt Blut
In den Adern, und statt des Herzens sei
Eine Streusandbüchse von schwerem Blei.
Ha! sonst, bei'm Himmel, müßten sie wissen,
Wie traurig es ist, die Freiheit missen,
Sein weggerissen von Weib und Kind.
Die Wälder durchbrauset der Frühlingswind,

Auf dem Absatz dreht' ich mich
Einmal, zweimal. — Wäre ich
Jetzt nur Herr von Millionen,
Hätt' ich Büchsen, hätt' Kanonen,
Donnern wollt' ich fürchterlich!

Steiger frei! Durch's ganze Land
Ließ ich's schmettern, Feuerbrand
Müßte rings die Berge röthen,
Zischend flögen die Raketen —
Ein vielstreifig Freiheitsband.

Aber so — gar nichts? Doch ja!
Einen Vogel hab' ich da:
In dem Käfig, hinter Stangen
Sitzt er — also auch *gefangen*?
Mit Beschämung fast ich's sah.

Schnell das Fenster aufgemacht!
Schau, wie hell die Sonne lacht!
Fliege fort! Doch vor der grauen,
Schwarzen Vögel krummen Klauen
Nimm, o Flüchtling, dich in Acht!

Hohenasperg 1851.

So war es und wird's ewig sein:
Wer Freiheit liebt, den sperrt man ein,
Daß für ihn Luft und Sonnenlicht
Nur karg, zerhackt durch Gitter bricht;
Doch wer mit feigem Sklavensinn
Die Tyrannei nimmt schmeichelnd hin,
Den Nacken kammerdien'risch beugt,
Ein stets zufried'nes Lächeln zeigt,
Das ist fürwahr der gute Mann,
Dem freien Lauf man gönnen kann. —
Ich sitze hier auf harter Bank,
Nach Wald und Heimath sehnsuchtskrank;
„Der arme Kerl!" wohl Mancher spricht —
Seid still! Mitleid begehr ich nicht,
Auch keinen Dank! Wer wirkt und schafft
Für's Volk, das johlt und lärmt und gafft
Und kurz nur denkt und schnell vergißt,
Mit Recht der ein Gefang'ner ist.
Was ich that, that ich mir zu lieb,
Weil es in mir nicht ruhig blieb,
Weil's in mir hat gekocht, gegährt;
Weil ich mich fühlte selbst entehrt,
Hätt' ich nicht laut und frei bezeugt,
Daß mein Hals keinem Joch sich beugt.
Jetzt — nun es muß der junge Wein
Ja auch in's enge Faß hinein.

Und klarer, kräft'ger als zuvor,
Ringt er sich aus dem Bann hervor.
— Dein denk ich, o Weinsberger Thal,
Durchleuchtet von der Sonne Strahl,
Dein Grün geküßt von blauer Luft!
Hier diese weißgetünchte Gruft,
Wie starrt sie winterlich mich an!
Und doch, der Lenz kam schon heran;
Im Hofe, wo die Linde steht,
Der blaue Lieutenant bummelnd geht,
Sproßt durch das Pflaster junges Gras,
Und des Aufsehers Bube aß
— Ich sah es deutlich — Beeren schon,
Zwar grasgrün - „Bauchweh kriegst davon!“
Rief ich; er, klopfend auf den Bauch,
Lacht' spöttisch: „Gelt, du möchtest auch?“
„Wart' Schlingel!“ Drauf der kleine Wicht:
„Kämst gern heraus, doch kannst halt nicht!“

Authentisch.

Als List — nicht mit fz den Musikanten,
Den weihberauchten und salongewandten
Hier mein' ich — als der Volksmann Friedrich List
Ward, wie's in Deutschland manchmal Mode ist,

Ob seines Freimuths vor Gericht gezerrt,
Und dann auf Hohenasperg eingesperrt,
Kam auf den Berg zu ihm heraufgekeucht
Ein Freund aus Stuttgart, nahm ihn in die Beicht':
Warum er auch so toll gewesen sei
Und hab' als Landstand ungefragt und frei
Und ohne jegliche Devotion,
In off'ner, sträflicher Petition,
Die Fehler der Regierung schroff enthüllt?
Jedoch, es sei der Landesherr ja mild:
Er solle ein peccavi stimmen an,
Dann werd' der Kerker ihm wohl aufgethan."
Da lächelte mitleidig Friedrich List:
„Bei mir umsonst all' deine Mühe ist —
Viel lieber auf dem Berge bei Gefang'nen,
Als unten in dem Thal bei den Befang'nen."

Aufruf.

(1859.)

Ihr schlaft und träumt — erwacht! erwacht!
O hört den Klag'ruf durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Nein das ist Menschenstimme nicht!
Hört, wie's mit Riesenlauten spricht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Woher der Schall? wer ist's, der ruft?
Es tönt aus Aachen's Kaisergruft:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt aus Straßburgs Dom am Rhein,
Schallt aus dem Bundesschloß am Main:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Es schallt dumpf von dem Nordseestrand,
Es schallt durch's ganze deutsche Land:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt vor Hütte und Palast,
Es schallt allüberall ohn' Rast:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Ihr schlaft und träumt — erwacht', erwacht!
O hört den Mahnruf durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Erwacht! erwacht! noch ist es Zeit —
O Fürst und Volk, macht euch bereit,
Daß Deutschland einig stehe!

Unsere große Zeit.

(Januar 1871.)

Ich bin ein Verräther — wem ist's nicht bekannt?
Es sagt's ja der Schulze, der Büttel,
Der Amtmann, der Pfarrer, die Herren von Stand;
Und fragt sie im leinenen Kittel
Der Bauer: „Er ein Verräther? warum?"
Da heißt's: „O Bauer, wie schwätz'st doch so dumm!
Er hält es ja mit den Franzosen!"

O kleine, erbärmliche, alberne Zeit!
Die Narren, sie nennen's die große,
Weil ihnen ein Kaiser daher kommt geschneit,
Weil im Blute liegt der Franzose;
Weil der Franctireur, aufgeknüpft am Baum,
Von Vaterlandslieb' träumt den letzten Traum,
Weil Dörfer brennen und Städte.

Weil das kalte Feld ist durchrieselt mit Blut,
Weil Leichen rings starren an Leichen,
Weil Verwundete ächzen in Fieberglut
Umgeistert vom Mondlicht, dem bleichen,
Weil riesengroß schreitet von Land zu Land
Das Leid im Bettler- und Trauergewand,
Und Hunger grinsen und Typhus.

Verzeiht mir, erleuchtete Geister, verzeiht —
Mein Herz ist viel weicher geschaffen,
Und nimmermehr dünkt's ihm erhabene Zeit,
Wenn sich Völker befehden in Waffen,
Wenn unter dem Faustrecht die Freiheit weint,
Und wenn man vom Gotte der Liebe noch meint,
Er freue, wie Mars, sich der Schlachten.

Und auf Wilhelmshöh', statt auf Galgenhöh',
Der gefürstete Missethäter —
Und ringsum Parteihaß und blutiges Weh' —
Und „Franzosenfreund" und „Verräther"
Gescholten ein Jeder, der's menschlich meint,
Und der den Menschen auch ehrt noch im Feind!
— Zwerghafte Größe der Zeiten!

Klage.

(1875.)

Gesteh'n wir's nur, die Zeit ist schlecht,
Wir tappen arg im Dunkeln:
Kein Hoffnungslichtlein leuchtet uns,
Kein Sternlein will uns funkeln.

Wohin wir schau'n, ist trübes Schau'n,
Kein Himmel will uns blauen;
Die Zukunft liegt gar bös verhüllt
In düsterm Nebelgrauen.

Im Winterbau schläft Dachs und Bär
Und saugen an den Tatzen —:
So schläft jetzt jede Volkskraft, nur
Die Gründer hört man schmatzen.

Gewalt vor Recht, Kanonengeist,
Gemeinheit aller Sorten,
Bedientenstolz — ja, traurig ist's
Auf dieser Welt geworden!

Doch zürn' ich d'rum den Fürsten nicht!
Ministern, Generalen
Mach' ich auch keinen Vorwurf ob
Zerstörten Idealen.

Das Volk, das Volk nur klag' ich an
Und seinen guten Magen:
Der ist plebejisch stark und kann
Unglaubliches vertragen.

Ohne Freiheit.

(1877.)

Ein Deutschland — ja, das wäre gut,
Und all der braven Krieger Blut,
Es wäre nicht umsonst geflossen —
Hättst du, o Einheit, aus der Schlacht
Die Schwester Freiheit mitgebracht,
Sie nicht vom Erbe ausgeschlossen.

Jetzt prangst du stolz im Stahlgewand,
Das Schwert Caroli in der Hand;
Es zittern vor dir Deutschlands Feinde:
Des Ruhmes Glanz, der Größe Pracht
Umstrahlt dich, indeß durch die Nacht
Die Freiheit irrt, die vielbeweinte.

Ihr beide, schwesterlich vereint,
Wie wär't ihr stark! Doch so — es scheint
Mein Aug' die Geisterhand zu sehen,
Die einst bei des Belsazers Mahl
Schrieb an die Wand im Königssaal
Den Spruch von Fall und Untergehen.

Fiat justitia!

Es ist des Schicksals harter Schluß,
Daß Staatsanwält' es geben muß,
Strafklagsteller und andere Leut',
Die näher zu kennen Manchen gereut.
Das sind so des Schicksals eigene Schnurren,
Und Sünde wär's, dagegen zu murren;
Doch Eins nehm' ich der Vorsehung übel:
Die Gerichtsherrn lesen doch auch die Bibel,
Und sollten d'rum lieb christlich sein,
Und nicht wie Heiden sperren ein:
Drei Monat, zehn Monat, Ein, zwei Jahr —
Je länger, je lieber offenbar!
Natürlich, gerecht sind all' diese Strafen
(Sie stützen sich auf Gesetzparagraphen),
Aber hart! und wie hart? das fassen nicht
Diese strengen Herren vom Gericht;
Sie ahnen nicht wie Gefang'nen zu Muth:
Es ist oft als hätten sie Tinte statt Blut
In den Adern, und statt des Herzens sei
Eine Streusandbüchse von schwerem Blei.
Ha! sonst, bei'm Himmel, müßten sie wissen,
Wie traurig es ist, die Freiheit missen,
Sein weggerissen von Weib und Kind.
Die Wälder durchbrauset der Frühlingswind,

Die Wolken jagen am Himmelszelt,
Die Fluren grünen, die Knospe schwellt,
Die Vögel singen, aus Wintersbanden
Fühlt sich Alles befreit, wie neu erstanden —
Der Gefangene nur sitzt traurig, allein,
Und seufzt: „wie lange noch wird es sein!“
Euch, die ihr mit Strafklagformularen
Unfehlbarkeit wollt offenbaren,
Euch, die ihr klug die Strafe messet,
Und d'rob das Menschlichsein vergesset,
Wünsch' ich, es mög' in allen Ehren
Viel Jahr' lang Euer Leben währen,
Der Pfarrer soll am Grabe noch
Euch loben, — in dem Sarg' jedoch
Sollt ihr noch einmal erwachen zum Leben,
Mit angstvollem Schrei nach Freiheit streben,
Nach Luft und Licht, an die Lieben zu Haus
Mit Thränen denken — „hinaus! hinaus!“
Umsonst! was Ihr Andern gabt tropfenweis ein,
Das soll Euch auf Einmal — doch nein! o nein!
Ich will nicht, wie ihr, vandalisch richten,
Ich will Euch keine Qualen erdichten;
Und ist Eure Schuld auch noch so schwer —
„Mein ist die Rache!“ spricht der Herr.

Ein Wunsch.

Oft möcht' ich sein ein Roß, das seinen Reiter
Abwerfend muthig durch die Eb'ne springt,
Ein Räuber, der, zerbrechend seine Fesseln,
Den Kerkermeister wild zu Boden ringt
Und mit dem Fuße jetzt auf dessen Nacken
Zum Todesstreich den Kettenstumpen schwingt.

Da ist Gefühl der Freiheit! Doch so muß ich
Hindämmern still, wie ein gefang'ner Leu,
Der hinter'm Gitter ruht und an der Tatze
Sich nagt; das Volk, das unten geht vorbei,
Meint, das sei lauter Sanftmuth und Behagen —
Er aber denkt tief innen: Wär' ich frei!

Todtenklage.

(Februar 1862.)

1.

Als im Sarg du lagst gebettet,
Auf die kalte, bleiche Stirne
Fiel da eine heiße Thräne —
Nicht um dich, um mich geweint.

Ach! zum ersten Mal, o Vater!
Hattest du dein Kind verlassen;
Keine Antwort meiner Klage
Kam aus deinem lieben Mund.

Kalt lag deine Hand in meiner,
Als ob Böses ich verschuldet;
Einsam stand ich, nur die heiße
Thräne durfte mit dir gehn.

2.

Angstvoll hat dein Herz geschlagen
Oft in mancher nächt'gen Stunde,
Während ich auf weichem Kissen
Träumte einen frohen Traum.

Jetzt, seit Ruhe du gefunden,
Fühlt mein Herz so bitt're Qualen,
Als ob in dasselbe wäre
Uebersiedelt all dein Schmerz.

O, willkommen deine Sorgen!
O, willkommen deine Schmerzen! —
Doch dein Herz war auch voll Liebe:
Gieb auch diese Liebe mir!

3.

Kann man auf zerriss'nen Saiten
Spielen fröhliche Accorde?
Kann aus dem zersprung'nen Herzen
Tönen einer Freude Klang?

Seit du todt, ist Alles worden
Mir so fremd, als ob mich zöge
In das Grab, in's Reich der Schatten,
Eine liebe Geisterhand.

Lebe wohl, du gold'ne Sonne!
Lebet wohl, ihr Blüthenbäume!
Klaglos geht der müde Pilger
Durch die dunkle Pforte ein.

4.

Immer höher geh'n die Wogen,
Zieh'n ein Schiff zum finstern Grunde —
Und das Schiff? — ist meine Seele;
Und die Wogen? — sind das Heimweh.

Und das Steuer ist gebrochen,
Und der Sturm hat es verschlungen —
All mein Denken ist versunken
In ein stilles, tiefes Grab.

In der Erde ruhst du, Vater!
Vor dem Sturme sanft geborgen —
Mehr als alle lichte Sonnen
Ist mir jetzt die Erde lieb!

Meine Else.

1878.

Allgewaltig, vielgestaltig
Dringt die Liebe auf mich ein:
In mein Wachen, in mein Träumen
Wirft sie ihren gold'nen Schein.

Gegenwart, Vergang'nes, Zukunft
Mengt sie vor mir zauberhaft —
In das bunte Reich der Märchen
Fühl' ich seltsam mich entrafft.

Denn mein liebes, kleines Elschen
— Daß man sie ja nicht verbrennt! —
Ist ein Hexlein, ist ein Kobold,
Wie man keinen größern kennt.

Vielgestaltig wie ein Proteus,
Leicht und luftig wie der Wind,
Wechselt sie in tausend Formen,
Die doch alle lieblich sind.

Wenn sie, wie ein Bienlein emsig,
Auf und ab die Stiegen rennt,
Ordnet, putzt und kocht und rechnet,
Als sei das ihr Element,

Wenn sie gar im weißen Schürzchen,
Aufgestülpt das Aermelpaar,
Selbst den Teig zum Hausbrot knetet,
Ist sie Hausfrau offenbar.

Aber wenn Besuche nahen,
Wie da stolz die Schleppe rauscht!
In Salondam' hat dann plötzlich
Sich die Hausfrau umgetauscht.

Wie ist zart und klein ihr Händchen!
Doch wie fest und unbeirrt
Hält dies Händchen die Pistole,
Wenn die Frau zur Schützin wird.

Wann sie, selbst die schönste Blume,
Ihre Blumen pflegt und gießt,
Ei der tausend! sieht man staunend,
Daß sie Gärtnerin auch ist.

Hüpfen, gleichwie junge Böcklein,
Die sich tummeln auf der Flur,
Ihre feinen, weißen Finger
Flink durch die Klaviatur,

Zaubert selbst in Wintertagen
Sie mir Frühlingssonnenschein,
Spielt mir weg die böse Laune,
Als mein kleines Davidlein.

Im Marienzimmer oben,
Wo die Gnadenmutter steht,
Und die ew'ge Lampe flimmert,
Kniet sie oftmals im Gebet.

Wie ein Kind denkt sie: „Nicht schaden
Kann's und nützen doch vielleicht!“
Bete fort, du liebe Nonne,
Der an Reinheit keine gleicht.

Muß ich über Feld zu Kranken,
Geht sie mit mir stundenweit,
Nimmer fürchtend die Ermüdung,
Ob es regnet oder schneit.

Lustig plaudernd, mich erheiternd,
Trappt sie mit mir früh und spat,
Stets in gleichem Schritt und Tritte,
Als mein guter Kamerad.

Spricht mein Elschen: „Komm' zum Walde!“
Singen die Waldvögelein
Ihr zum Preis — und was erschau' ich
Durch der Blätter Dämmerschein?

Wie sie wandelt durch die Bäume
In dem langen, lichten Haar,
Leichten Schritts, wie die Gazelle,
Ist Waldfräulein sie fürwahr.

In der Weibertreu Ruinen
Geht sie träum'risch oft allein,
Um die duftige Gewandung
Geistert still der Mondenschein.

In dem alten, dicken Thurme,
Wo die Aeolsharfen sind,
Sitzt sie nieder auf die Steinbank,
Durch die Saiten rauscht der Wind:

„Ritterfräulein! Ritterfräulein
Mit dem gold'nen Lockenhaar,
Ritterfräulein, Ritterfräulein,
Das zu schön zum Sterben war,

Ei, wie tief bist du gesunken,
Bist nun gar ein Elslein nur,
Bist ein kleines Kernerweibchen
Und von Adel keine Spur!"

Laß mein Elslein mir in Ruhe!
Laß dein Spotten, dummer Wind!
Du weißt gar nichts! müßt' sonst wissen,
Daß wir sehr von Adel sind.

Ich — Sohn eines Dichterfürsten!
Sie — ihr adlig' Banner wallt
Ob den Sternen — hat auf Erden
Schon der Engel Lichtgestalt.

Als mein Schutzgeist, mein Hauselfchen
Bleibt sie, bis ich geh', bei mir,
Dann? — wer wird so traurig fragen! —
Jetzt wie Kinder froh sind wir!

Theobald Kerner.

Die Dichtungen

von

Theobald Kerner.

Zweiter Theil.



Der Hexenschuß.

Eine Idylle.

> Beschütz' uns, Herr, vor Zauberei,
> Vor Teufel und vor Hexen!
>
> Altes Kirchenlied.



Der Hexenschuß.

Ich sage zwar ungern über Jemand etwas Böses, zumal hinter seinem Rücken, aber wahr bleibt wahr, der Monat März ist ein ganz perfider Monat! Sein jüngerer Bruder, der April, nun in Gottes Namen, von dem erwartet man gar nichts anderes als Schabernack und Streiche voll jugendlichen Uebermuths, er wirft bald mit Blumen, bald mit Schneebällen um sich, wie ihm gerade die Laune ankommt, aber man kann ihm nicht von Herzen böse sein, er hat einen unverwüstlichen Humor, lacht und weint in einem Athem wie ein hysterisches Mädchen und will nicht besser scheinen als er ist, es ist eben ein toller Junge, dem die Frühlingsluft etwas zu Kopf gestiegen ist; aber der März, das ist ein steifer, abgemessener Diplomat, ein Hofmann, der es weder mit dem alten Herrn, dem Winter, noch mit dem Erbprinzen, dem Frühling, verderben will. Die lustigen Vorreiter des Frühlings, die Veilchen, Schneeglöckchen u. s. w., empfängt er mit einem so kalten, höflichen Lächeln, daß diese, die wunder was für einen herzlichen Empfang erwartet hatten, traurig und verdutzt kaum ihr Köpflein zu erheben wagen und denken: Wären wir nur mit guter Manier wieder fort! Ja, es ist keine Frage, der März ist ein ganz widerwärtiger Monat, und nicht umsonst sagt der hundertjährige Kalendermann:

„Zu Anfang oder zu End' der März seine Gifte send't!“ Fast jeder Monat zeigt dadurch ein gutes Herz, daß er die Kinder lieb hat, ihnen irgend eine Freude mitbringt, der Dezember den Christtag, der Mai Blumen, der Juni Kirschen u. s. w., und der April, der arme Schelm, der nicht viel zu verschenken hat, erlaubt ihnen wenigstens am ersten Tage seines Erscheinens ungestraft lügen zu dürfen, so viel sie wollen; aber der März, der heimtückische Geselle, um sie anzulocken, zeigt er ihnen bald da, bald dort ein Veilchen, erzählt ihnen vom beginnenden Frühling und auf einmal mitten im besten Reden bläst er sie kalt und boshaft an, daß sie entsetzlich husten und Thee trinken und den Hals mit Watte umwickeln müssen wie mitten im Winter — nein, ich bin dem März ernstlich böse, er hat auch mir schon manche Frühlingshoffnung verdorben, aber deshalb bin ich doch nicht wie so Viele, namentlich in unserm gemüthlichen Schwaben, die nicht zufrieden sind mit den Fehlern, die ihr Nebenmensch hat, und ihm noch ein Dutzend dazu andichten zu müssen glauben, und daß der März so gottlos sein soll und sich gar an einem Pfarrer vergreifen könnte, nein, das wäre zu arg! es kann und darf nicht sein und wenn auch die Pfarrerin von Hasloch es noch so steif und fest behauptet; warum sie das aber thut und wie die Sache geschehen ist, das will ich jetzt erzählen:

Es war im Monat März, ein klarer, sonniger Tag und Morgens etwa um 10 Uhr. Die Frau Pfarrerin arbeitete schon seit einer Stunde im Garten, sie hatte eine Rabatte sauber gefelgt und hergerichtet und steckte jetzt sorgsam nach der Schnur Zwiebeln, sprach mitunter auch mit der Nachbarsfrau über den Zaun, daß gestern die vierzig Ritter gewesen seien und es gottlob doch nicht gefroren habe, ihre Katze

habe heute Nacht Junge bekommen und es sei ein Dreischeckle darunter u. s. w. Der Herr Pfarrer aber saß in seinem Studierzimmer, denn, wohlverstanden, es war Samstag und morgen der Sonntag Okuli, und da hatte er über das vierzehnte Kapitel des Evangeliums Lucä zu predigen, welches von der Austreibung des Teufels handelt. Doch als ob der Teufel selbst seine Hand heute im Spiele hätte und nicht leiden könnte, daß man despektirlich von ihm spreche, wollte die Predigt diesmal gar nicht vom Flecke gehen und alles hinter den Ohren kratzen nützte dem Herrn Pfarrer nichts, er kam nicht über das: „Geliebte Zuhörer in Christo!" hinaus, zudem schien ihm die Sonne auf's Papier und wie er an's Fenster trat und den Vorhang herunter lassen wollte, da lag Wiese und Wald so duftig und sonnig da, und die Bäume hatten schon einen grünen Anflug und der Storch klapperte auf dem nahen Kirchendache, daß ihn plötzlich eine Frühlingssehnsucht befiel, er Bibel und die andern grauen Folianten zuklappte und sich zu einem Morgenspaziergange entschloß. Wer weiß, vielleicht geht in der freien Natur das Predigtmachen besser, sagte er, und sein alter Spitzer that wie närrisch vor Freude, als sein Herr die Stiefel anzog und sich zum Fortgehen fertig machte. Nebenbei gesagt, wer eine Naturgeschichte der Pfarrer schreiben wollte, dürfte a nicht vergessen, zu bemerken, daß die Pfarrer eine besondere Affektion zu den Spitzerhunden besitzen; wo ein Pfarrhaus ist, da ist auch ein dicker, kläffiger Spitzer, der es besonders auf die schwarzen, ohnehin etwas defekten Hosen des Schulprovisors abgesehen hat, dagegen nützt keine Schmeichelei; schon des bösen Spitzers wegen sind die Provisoren alle für eine Trennung der Schule von der Kirche. Unser Pfarrer, als guter Ehemann, vergaß nicht, sich im

Vorbeigehen von der Frau Pfarrerin zu verabschieden und betrachtete mit Rührung die langen Reihen der gesteckten Zwiebeln und schmunzelte bei dem Gedanken an die zukünftigen Zwiebelkuchen, denn alle Pfarrer essen gerne Zwiebelkuchen. Die Pfarrersfrauen verstehen aber auch vorzüglich, sie zu backen, und das ganze Dorf schnoppert mit der Nase, wenn es im Pfarrhause Zwiebelkuchen giebt. Woher diese Vorliebe der Pfarrer für Zwiebelkuchen? wer löst diese geheimnißvolle Frage? Wie vieles noch viel Sonderbareres müssen wir gläubig annehmen, ohne daß wir es mit dem Verstande erklären können! z. B. welcher Zufall spielt anscheinend bei der Wahl eines Lebensberufs? Der Eine wird Schuhmacher, der Andere Schreiner, weil es der Vater, Pfleger oder irgend eine Base so will, ohne Rücksicht auf das Aeußere, jedenfalls kommt Lavater'sche Physiognomik nicht dabei in Betracht; und doch, wenn das Aussehen dabei Zufall ist, warum haben die meisten Schuhmacher schwarze, kurze Haare, breite, stumpige Nasen, graue Stechaugen, erscheinen groß, wenn sie sitzen, klein, wenn sie stehen? Die Schlosser und Schmiede dagegen haben zwar auch meist schwarze Haare, aber diese sind wollig, oft auch lockig, die Gesichtsbildung ist edler, die Augen groß und schwarz, die Gestalt schön geformt; die Schreiner, Glaser hinwiederum haben blonde Haare, blaue Augen, sind meist, zumal die Glaser, schlank. Bei den Schneidern ist zwar die hellbraune Haarfarbe überwiegend, doch ist bei ihnen der Handwerksraçentypus weniger ausgeprägt, dafür sind alle Schneider eifrige Politiker, dadurch bekommt die Nase etwas Spitziges, und unter den Schneidern schwärmen sonderbarerweise die Modeschneider alle für den Nationalverein, während die Flickschneider mit den bestehenden deutschen Zuständen zufrieden

sind, doch Revolutiönchen und Straßenkravallen sich zeitweis auch nicht abgeneigt zeigen, wahrscheinlich weil dabei mehr Kleider zerrissen werden. Die Irrenärzte sind meist brünett, die Hydropathen und Homöopathen blond mit röthlichem Anfluge; unter den Musikern und auch bei einzelnen Advokaten findet sich nicht selten die baßgeigenrothe Haarfarbe. Dann die Vornamen! hier glaubt man vollends, der Zufall spiele eine ausschließliche Rolle. Einem entfernten Verwandten, Großonkel, einer Gevatterin zu lieb giebt man dem Kinde diesen, jenen Vornamen, oft lang vorher ehe man weiß, welche Haarfarbe, welche Körperform es bekommen wird, und doch welche mystische Folge hat der Vorname! Es bekommen z. B. zwei Kinder in der Taufe denselben Vornamen, etwa Friederike. Unmittelbar nachher nennt man das eine Rickele, das andere bleibt durch sein Leben Friederike. Sollte man glauben, daß diese Namensänderung Einfluß auf die Gestalt äußern könnte? Und doch! Das Rickele bleibt klein, niedlich, mit Neigung zum Dickwerden, die Friederike wird schlank, oft sogar hager, lang, blond, während das Rickele oft brünett wird. Die Henrietten sind meist blond, doch mitunter giebt es auch braune, die Jettchen aber sind alle blond und tragen zwei Löckchen auf der Seite, ebenso die Lisetten, Lieschen, bei denen gerne Teint und Haare röthlich auftreten; blond sind auch die Rosinen, Röschen, brünett dagegen die Catharinen (Käthchen blond), Hedwigs, Barbaras, Fannys. Die Carolinen haben alle schöne, offen in die Welt schauende Augen, die Sophies und Gertruden zeichnen sich durch dicken Haarwuchs aus. Die Jungfrau Maria denkt man sich zwar und malt sie mit lichten, blonden, röthlichen Haaren, die meisten Marias sind aber braun oder schwarz, selten hellblond. — Während so bei dem weiblichen

Geschlechte der Vorname auf die äußere Erscheinung seinen unverkennbaren Einfluß äußert, modelt sich bei dem männlichen Geschlechte der Character nach demselben. **Nulla regula sine exceptione!** Darum im Voraus bitte ich demüthig um Absolution, wenn ich das gewichtige Wort sage: Die Carls, Roberts, Franz, Friedrichs, Ferdinands sind meist (meist! also es giebt rührend rühmliche Ausnahmen!) etwas leichtsinniger Natur. Die Fritze, in der Jugend gerne bös, jähzornig, oft die Sorge ihrer Eltern, werden mit der Zeit gut, bahnen sich durch Energie ihren Weg. Ein Onkel Fritz, früher ein Hauptthunichtgut, zum Landwirth, Soldaten, Forstmann bestimmt, dann lange verschollen und plötzlich unverheirathet mit Gicht und unermeßlichen Reichthümern aus Mexiko zurückgekehrt, ist der Stolz und eine Hauptacquisition für eine Familie, doch der Verdacht, er sei eine Zeit lang Sclavenhändler gewesen, bleibt immer an ihm hängen; eine makellosere, ehrenwerthere Erscheinung, auch eine Goldgrube, aber ehrlich, strengsolid, wenn auch etwas pedantisch, ist ein Onkel Philipp; eine Familie, die einen Onkel Philipp hat, ist wohlgeborgen! Mit den Christians, namentlich den Onkel Christians hat es eine eigene Bewandtniß. In der Jugend arbeitsam, haushälterisch, oft auch zum Pietismus sich neigend, bekommen sie im Alter gerne etwas Zerfahrenes, Allzugutmüthiges. Ein Onkel Philipp giebt gerne und reichlich, aber er überschreitet nicht seine Zinsen, weiß zu rechnen, beschränkt sich im Wohlthun mehr auf die Familie, hinterläßt dieser ein kolossales Vermögen; ein Onkel Christian wird auf einmal krankhaft freigebig, giebt ohne Ansehen der Person, würde gerne Tische und Stühle verschenken, und antwortet auf alle Vorstellungen seiner Familie in Bezug auf das schmelzende Vermögen nur mit einem seligen Lächeln.

Die Heinrichs, Wilhelms, Hermanns, Dagoberts, Augusts sind tüchtige, fleißige Menschen, die Edmunds literarisch höchlich gebildet, die Georgs, Eugens, Moritz, Richards intelligent und praktisch, die Theobalds — ach sich selbst kennen, ist das Schwerste! — Doch die Theobalds, glaube ich, sind etwas romantischer Natur, nehmen die Welt zu ideal, sind herzlieb, aber mißkannt, ach mißkannt! ich z. B. komme mir oft wie ein gerupfter Engel vor, verfolgt von dem übrigen Federvieh, weil in meiner Natur gänzlich mißkannt, unverstanden.

Als ich, schön wie ein Frühlingstag,
In meiner Wiege lächelnd lag,
Da trat herein die Fröhlichkeit,
Der Scherz und die Gutmüthigkeit,
Und segneten mich feierlich:
Stets unser Geist umschwebe dich!
Doch weh! kaum waren fort die drei,
Kam eine böse Fee herbei,
Legt' auf mich ihre dürre Hand
Und sprach: „Mißkannt-mißkannt-mißkannt-
Mißkannt soll sein Justini Sohn
In Ewigkeit!“ und schlich davon.
Der Fluch, den dieses Weib aussprach,
Er geht mir durch mein Leben nach,
Ich bin ein fröhlich, scherzhaft Blut
Und tief im Herzen seelengut,
Doch ach, mißkannt! mißkannt! mißkannt!
Schein' bald zu grob, bald zu galant,
Bald bäurisch plump, bald raffinirt,
Zu blöd' bald, bald zu ungenirt,
Daß ich mich selbst oft kaum versteh' —
Der Teufel hol' die böse Fee!

So begleitet wohl jeden Namen ein gutes oder böses Feengeschenk durchs Leben, an traumhaft zarten, dem Verstande unsichtbaren Fäden und doch in fester Hand hängt das Schicksal des Menschen; wo kann sich ein Sterblicher rühmen, hinter die Coulissen der Zukunft schauen zu können?

Aber um zu meinem Pfarrer zurückzukehren – „Doch ein wunderschöner Frühlingsmorgen!“ sagte der Pfarrer zu sich, als er zum Dorfe draußen war und dem nahen Walde zuwanderte, und es freute ihn, wenn eine Biene an ihm vorbeisummte, oder ein gelber Schmetterling in der freien Luft flatterte, und die Sonne brannte ihn so behaglich auf den schwarzen Rücken, daß er nur hätte schnurren mögen wie ein Kater; aber bald wurde sie ihm fast zu heiß, und er mußte gar ein paarmal Halt machen und sich die Stirne trocknen, denn die Pfarrer schwitzen gerne; mag das nun daher kommen, daß sich ihr Körper schon von früher Jugend an durch die vielen examina an das Schwitzen gewöhnt hat, oder trifft der Fluch: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! billigerweise hauptsächlich die Pfarrer? Dem sei wie ihm wolle, kurz unser Pfarrer machte keine Ausnahme von der Regel und wurde zur wandelnden Filtrirmaschine, war darum recht froh, als er den Schatten des Waldes betrat. Langsam schlenderte er am Bache hin, der, kaum erst von den Banden des Eises befreit, lustig von Stein zu Stein herabsprang und murmelte und rauschte, daß es eine Freude war. Ja, dem Pfarrer, der sonst eine ziemlich kühle Einbildungskraft hatte, schien es, als singe der Bach eine besondere wohlbekannte Melodie und er sagte: „Sonderbar, träum' ich oder wach' ich? aber mir ist's als sänge der Bach das Lied vom kleinen Rekruten“, und unwillkürlich pfiff er vor sich hin: „Wer will unter die

Soldaten, der muß haben ein Gewehr, der muß haben ein Gewehr, das muß er mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer!" Doch über sich selbst erschrocken, daß er am Samstag, dem Tag vor dem Sonntag Okuli, solche weltliche Gedanken haben konnte, griff er in die Rocktasche, zog Bleistift und Papier heraus und lagerte sich im schwellenden Moose am Rande des Baches, um an seiner Predigt weiter zu arbeiten. Sollte er einen persönlichen, substantiellen Teufel annehmen oder nicht? Das war offenbar der kitzliche Punkt seiner Predigt. Unser Pfarrer war ein grundbraver christlicher Mann, nichts weniger als ein Freigeist, aber als ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts und einer, der die Welt gesehen — war er doch erst voriges Jahr mit seiner Frau in Friedrichshafen gewesen und über den See bis nach Rorschach gekommen — wollte es ihm schwer fallen, sich den Teufel greifbar mit Pelz und Hörnern wie einen alten Steinbock vorzustellen; bedachte er aber wieder, daß seine Gustel — dies war der Vorname der Frau Pfarrerin — schon lange hinter ihm war, sich um eine Stadtpfarrersstelle zu melden, so hielt er es bei der Nähe der Residenz für sein Fortkommen für unerläßlich, seinen Zuhörern einen persönlichen Teufel zu predigen, und bald hatte er sich so in den Gedanken hineingearbeitet, daß die Predigt noch nicht zur Hälfte fertig war und er seinen Bauern schon einen ganzen Teufel voll Teufeln und Unterteufeln vordemonstrirt hatte. Aber mochte die Frühlingsluft ihn so müde gemacht haben oder äußerte die eigene Predigt einen einschläfernden Eindruck, kurz unser Pfarrer ließ bald Papier und Bleistift sinken nickte mit dem Kopfe, und sein Schnarchen vermengte sich mit dem Rauschen des vorüberziehenden Baches. Nun muß ich aber einen großen Irrthum berichtigen. Wie der Pfarrer in den Wald

trat, hatte der Bach allerdings ein Lied gesungen, aber nicht, wie der Pfarrer geglaubt hatte, den kleinen Rekruten, sondern folgenden Vers, dem man's nicht übel nehmen muß, wenn er etwas wässerig lautet, es hat ihn ja ein Bach gemacht:

O Pfarrer, lieber Pfarrer mein,
Ade!
Ich lauf' in' Neckar und dann in' Rhein
Ade!
Und von dem Rhein lauf' ich in's Meer,
O Pfarrer, Pfarrer, hüt' dich sehr
Vor Liebeszauberei'n!

Der Pfarrer aber hatte, wie oben bemerkt, diesen Vers ganz falsch aufgefaßt und lag jetzt in sorgenlosem Schlummer unter einer Tanne. Im Walde aber ging eine Hexe spaziren, eine alte dürre Waldhexe, wie sie sonst nur in den Märchenbüchern zu existiren pflegen, die suchte am Bach alle möglichen Frühlingskräuter zu einem Hexentranke und die seltene Wurzel Mandragora, womit man sich unsichtbar machen kann, und die am liebsten bei Wasserfällen gefunden wird. Wie die Hexe des schlafenden Pfarrers ansichtig war, da schrie sie vor Freude laut auf, drehte sich auf dem Absatz und sang:

Ich hab' gefangen einen Fisch,
Juhe!
Er liegt auf Gottes grünem Tisch,
Juhe!
Statt Schuppen hat er Kleider an,
Und ist und ist und ist ein Mann!
Juhe! juhe! juhe!
Wer A sagt, sagt auch B!

Es erging ihr nicht anders, als wie der Luna mit dem Endymion, je länger sie ihn ansah, desto mehr gefielen ihr das breite Gesicht und die runden Formen des Pfarrers, wie es ja häufig geschieht, daß sich die Gegensätze anziehen, z. B. kleine Männer gerne große Frauen heirathen, große Männer von kleinen Frauen beherrscht werden u. s. w., und sie beugte sich herab und drückte ihm einen Kuß auf die fleischigen Lippen, setzte sich neben ihn ins Moos, legte sein Haupt auf ihren Schooß und sang, indem sie ihm Wangen und Stirn streichelte:

„Pfarrer, ich beschwöre dich,
Pfarrer, Pfarrer, liebe mich!
Herz und Sinn sei dir gefangen,
Daß dich treibe heiß Verlangen,
Mich in Liebe zu umfangen!
Pfarrer ich beschwöre dich,
Pfarrer, Pfarrer, liebe mich!“

Es war ein schönes Bild! neben dem rauschenden Waldbach die dürre Hexe unter der alten Tanne, in ihrem Schooße der Kopf des Pfarrers. Ihre Haare hingen wild herab und immer hastiger und drohender wiederholte sie die Beschwörung, aber der Pfarrer schlief ruhig weiter in bundestäglicher Gelassenheit, nur hie und da athmete er tief auf, er hatte einen sonderbaren Traum: Er träumte, er war gestorben, ein Amtsbruder hatte ihm am Grabe eine rührende Trauerrede gehalten, viele seine Beichtkinder hatten geweint, jetzt war Alles heimgegangen, tief unten im Sarge ruhte sein Körper im Kirchenrocke, mit gefalteten Händen, bleich und kalt, auf dem Grab aber unter den frischen Blumen und Kränzen saß seine Seele hungernd und frierend, recht übler Laune. Die Himmelskutsche, die sie in den Himmel führen

sollte, kam so lange nicht, der Abend sank herab und ihr ward so traurig und verlassen zu Muthe. Da wurde sie in ihrem trüben Sinnen durch ein kleines Geräusch und Geknupper aufgestört, und wie sie hinsah, erblickte sie ein Mäuschen, das schaute sie aus seinem Löchlein mit klugen Aeuglein an, aber die Aeuglein bewegten sich seltsam wie Feuerrädchen im Kreise und wurden mit jeder Bewegung größer, und die Maus auch, und jetzt war sie wie eine Ratte, und jetzt wie eine Katze, und jetzt wie ein Affe, und jetzt war es wie ein alter, großer, schäbiger Steinbock, glotzte ihn mit schrecklichen Augen an und rief: „Pfarrer, kennst du mich?“ Ob er ihn kannte! ach es war ja leibhaftig der Teufel, wie er ihn bei Lebzeiten in seiner Predigt seinen Zuhörern vordemonstrirt hatte und zitternd und zagend rief die Seele! „Ja, gnädiger Herr, ich habe die Ehre!“ Kein traurigerer Anblick, als eine nackte, zitternde Seele! Das mochte selbst der Teufel empfinden, oder that es ihm wohl, daß er mit „gnädiger Herr“ angeredet ward, kurz, mit gemilderter Stimme fuhr er fort: „Armes, graues Weihrauchwölkchen — damit meinte er spöttelnd die Seele des Pfarrers — mit einem einzigen Athemzug könnte ich dich in das unendliche Nichts hinausblasen, daß dich selbst kein Engel mehr finden könnte, aber wozu dir dein bischen Himmelsseligkeit nehmen? sie wird mager genug ausfallen! schwebe unangefochten von Ewigkeit zu Ewigkeit in der geheiligten Langeweile dort oben, doch daß du auch gar nichts Freudiges und Kräftiges zur Erinnerung aus dem Leben mit dir nehmen wirst, sieh, darum bedauere ich dich! Schon in der Jugend, statt von Freiheit und Waldesduft von Schulstaub umfangen, eingeklemmt zwischen Latein und Hebräisch, kroch deine Seele trotz der dicken Hülse mager und krank den dürren Steinpfad deines

Lebens entlang, und was Andern der höchste Genuß, die Liebe, blühte dir nur wie eine Distel hager und steif am Wege als stachliche Blume der Pflicht. Die paar Minuten, eh die Himmelskutsche vorbeikommt, kehre noch einmal ins Leben zurück und genieße ein warmes, gesundes Stück Leben!" Und damit gab der Teufel der Seele ein paar magnetische Striche, und ihr war es als kochte sie wie Lava und brauste auf wie Champagner, und sie war plötzlich in dem Körper eines Studenten, und der sang mit kräftiger Baßstimme:

Hol' der Teufel die Poeten!
Keinen Groschen taugen sie;
Ihre Liebesliedchen: Dinge
Sind es ohne Saft und Brüh';
Wer den Mondenschein kann preisen
Und der Nachtigallen Weisen,
Kannte wahre Liebe nie!

Wenn der Regen fällt in Strömen,
Und kein Stern blinkt weit und breit,
Wenn der Sturm rast um die Dächer,
Als wär' Hexensabbath heut,
Tief im Bett liegt Bas' und Vetter,
Das, das ist ein Liebeswetter,
Deß' ein rechter Kerl sich freut!

Seinen Mantel umgeschlagen
Zieht er durch die schwarze Nacht,
Mögen schnarchen die Philister,
Wenn nur treu die Liebe wacht!
Ströme Regen! Sturmwind heule!
Wenn ich zu der Liebsten eile,
Hab' ich euer nimmer Acht!

Und jetzt, an des Gäßleins Ende,
Schreit er wie des Nachbars Katz',
Und schon kommt sie angetrippelt,
Ja, sie ist's, sein treuer Schatz;
Und der bösen Welt zum Possen
Halten sie sich fest umschlossen,
Kräftig folgt sich Schmatz auf Schmatz.

So, umtost von Elementen,
Sich zu lieben keck und frei,
In die Arme sich zu schließen
Trotz der ganzen Klerisei,
Alles Ungemachs vergessen,
Herz an Herzen fest zu pressen,
Das ist wahre Poesei!

O, wie war der Seele bei diesem Sang so wohl! wie fühlte sie sich expandirt und auf einmal war's ihr, als machte sie einen Freudesprung und konzentrirte sich jetzt ganz auf den Lippen des Studenten, eine lustige, rosige Maid umhalste ihn, küßte ihn und rief: Endlich endlich bist du da! aber du bist heute lange ausgeblieben! mit welcher Sehnsucht habe ich dich erwartet! zu Tode möchte ich dich drücken! und — der Pfarrer erwachte, rieb sich die Augen, seine Gustel stand vor ihm und sagte: Dieser feste Schlaf! wie habe ich an Dir gerüttelt und geschüttelt! — Die Frau Pfarrerin nämlich, nachdem sie mit dem Zwiebelstecken fertig geworden, wollte auch das schöne Wetter profitiren, ihrem Manne entgegengehen und hatte ihn hier im Schlafe getroffen.

Wo war aber die Hexe hingekommen? Diese war noch da, aber gewöhnliche Menschenkinder sahen sie nicht, weil sie ein altes, verschrumpftes Stückchen von der Mandragora-

Wurzel anhängen hatte. Wie der Pfarrer gegen alle ihre Beschwörungsformeln so kalt geblieben war und nur immer weiter geschlafen hatte und wie am Ende gar seine Ehehälfte dazu gekommen war, da ergrimmte sie in Wuth und Eifersucht und ihre Liebe verkehrte sich in glühenden Haß, und eben als der Pfarrer aufstehen wollte und sagte: „Komm, Gustel, gib mir die Hand!“ zog sie ihr Hexenpistol aus dem Gürtel, hielt's dem Pfarrer mitten aufs Kreuz und drückte los. „O weh! o weh!“ schrie der Pfarrer und sank wieder zurück. „Aber was hast Du denn?“ rief die Pfarrerin. „Ach, ich weiß nicht, seufzte der Pfarrer, aber es ist ein horrender Schmerz, ich glaube, ich habe einen Hexenschuß!“ „Ja, ja, da haben wir's, sagte die Pfarrerin, aber wer wird auch im Monat März, wenn man so wie Du zum Schwitzen geneigt ist, auf den feuchten Boden sich hinlegen! Du weißt doch, daß der März ein ganz perfider Monat ist!“ — Der März ein ganz perfider Monat! nun, er ist's zwar, aber diesmal hat ihm die Frau Pfarrerin doch gründlich unrecht gethan! die Hexe, nur die böse Hexe war daran Schuld!



Ein Märchen.

Viel wohler als in des Palastes Pracht
War mir auf dieser mühevollen Fahrt.
Uhland.



Ein Märchen.

Ei, wie herrlich erglänzte schon von weitem der Palast des großen Königs Markolfus! Wer aber in die Nähe kam, der mußte schon eine blaue Brille aufsetzen, daß ihm die Augen nicht weh thaten von all dem Glanze des farbigen Marmors, der goldenen Balkone und Kuppeln und der prächtigen Spiegelgläser, in denen sich die Sonnenstrahlen in tausend Lichtern brachen.

Und im Schloßgarten, das war eine Pracht! Wie Soldaten in schnurgerader Linie standen die schön geschnittenen hohen Pomeranzen- und Citronenbäume in großen grünen Kübeln mit goldgelben Früchten, und dazwischen schaukelten sich in goldenen Käfigen wunderbar prächtige ausländische Vögel, und es war ein See da von lauter Rosenwasser und sprangen Springbrunnen mit Eau de Cologne und Nachts brannten tausend farbige Lampen, daß es taghell im Schloßgarten war und der Mond nur wie eine trübe Stalllaterne und ganz beschämt dazwischen schien.

Aber wer erst das Glück hatte, in's Schloß selbst hineinzukommen, der war lange sprachlos vor Erstaunen und konnte nur ah! ah! sagen. Alles glitzerte da von Gold, Marmor, Ebenholz, Spiegeln, Sammt und Seide, und Tapeten waren da und gar vollends Teppiche — schöneres konnte man

gar nicht sehen und wagte gar nicht recht darauf zu gehen, schlich nur sanft auf den Zehen wie eine Katze. Die Bedienten, wie die stolz darein sahen! sie hatten mächtige Schnurrbärte und große Stöcke in der Hand mit silbernen Knöpfen so groß wie Kindsköpfe, und waren ganz wie Generale, nur noch viel vornehmer und hatten breitere Goldborden am Frack. Auf den Treppen standen wunderbar große Porcellanvasen und marmorne Statuen und in den Gängen brannten Tag und Nacht Lampen mit nichts als ächt türkischem Rosenöl gefüllt, das roch so vornehm daß man gar nicht aus dem Kopfweh herauskam. Aber erst die Gemächer, wo der König und die Königin wohnten, und vollends der Thronsaal! Nein, das kann ich gar nicht beschreiben, die Pracht war zu groß! Alles wie im Himmel, nur noch tausendmal schöner.

Der König saß auf einem Throne, der war zwölf Ellen hoch, ganz von Dukatengold, er hatte in der einen Hand einen langen Scepter, in der andern einen Reichsapfel, der war aus einem einzigen wasserhellen Diamant und so groß wie ein Kürbis, und die Krone auf seinem Haupte war von ganz unermeßlichem Werthe, mit drei Reihen Edelsteinen garnirt, auch hatte er einen langen Purpurmantel an und ein breites Schwert an der Seite.

Der Königin Kleid war von himmelblauer Seide mit goldenen Sternen besät, und daran war ein Purpurmantel mit diamantenen Agraffen befestigt; in der einen Hand trug sie einen Scepter, der stellte eine hohe Lilie dar, die Blätter und der Stengel waren aus gediegenem Golde, der Blumenkelch aber aus einer einzigen Perle geschnitzt; in der andern Hand hatte sie statt des Reichsapfels ein Sacktüchlein von ächten Brüssler Spitzen mit Perlen gestickt und um das

Haupt war ein Diadem geschlungen, die Edelsteine daran glänzten in den hellsten bunten Farben wie der schönste Regenbogen. Das war ein herrlicher Anblick.

Zur Seite des Königs, nach ihrer Würde gestellt, standen in glänzenden Uniformen und Ordensbändern die Herzoge, Prinzen, Minister, Marschälle, Generale, Grafen, Barone, Leibärzte, Prälaten, Stallmeister und ganz unten der Hofnarr, der hatte ein goldenes Glöckchen an der Kappe, das gab, wenn er sich bewegte, einen melancholischen Ton; wäre das Glöckchen von Silber gewesen, hätte es heller geklungen, aber Gold war eben viel vornehmer. Auf der Seite der Königin standen die Herzoginnen, Prinzessinnen, Oberhofmeisterin, Comtessen, Hofdamen, alle wunderschön geschminkt, weiß und roth, in weißen Kleidern mit schneeweißen Handschuhen, und hatten in der einen Hand ein Bouquet von künstlichen Pariser Blumen, in der andern ein Riechfläschchen. Es war Alles durchaus nobel! Wenn die Königin nießte, so senkte der König langsam den Scepter und die Prinzen und Prinzessinnen, Comtessen und der ganze Hofstaat verneigten sich, nur die Leibärzte schauten bedenklich darein. Wenn aber der König gähnte, so senkte die Königin ihre Lilie und gähnte auch, aber nur ein klein bischen, und die Herzoge, Hofdamen und der ganze Hof neigten sich und gähnten auch, doch so sittsam, daß man's gar nicht merkte und es nur wie ein süßes Lächeln aussah; der Oberhofkoch aber schaute den König fragend an, bekam aber keine Antwort, das wäre gegen die Etikette gewesen. Es war auch eine Spieluhr da eine große Spieldose, die war an der obersten Stufe des Thrones so künstlich angebracht, daß der König nur ein klein wenig mit dem Fuß auf eine Feder drücken durfte, da spielte sie wundersame Melodieen: „Wir winden

dir den Jungfernkranz“ und „das Schiff streicht durch die Wellen!“ Das waren ihre beliebtesten Lieder. „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod“ spielte sie auch, aber die Königin hatte darüber so weinen müssen, daß es nimmer gespielt werden durfte. Auch ein Schlachtlied konnte sie spielen. Wenn das ertönte, schauten die Generale muthig darein und klirrten verstohlen mit den Sporen, sie hätten auch gerne den Schnurrbart gestrichen, das schickte sich aber nicht.

Nun geschah es, daß einmal in der Natur draußen gerade Frühling war, aber durch die schweren seidenen Gardinen im Schlosse konnte er nicht dringen. Der König und die Königin saßen auf dem goldenen Throne im Thronsaal, umgeben vom Hofstaat, und die Spieldose spielte das schöne Lied: „Freuet euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht!“ Da stürzte plötzlich gegen alle Etikette und ganz unangemeldet ein Hirtenbübchen herein — wie es hereingekommen, ist noch heute ein Räthsel — und schrie: „Der Feind kommt! der Feind kommt! man hörte ihn schon von Ferne trommeln!“ Dieser Schrecken! Alles wankte und zitterte und wurde schneeweiß, der Obergeneral rief mit fürchterlicher Stimme: „Sauve qui peut!“ und stürzte hinaus und Alle ihm nach, die Prinzen und Prinzessinnen, Minister, Marschälle, Comtessen, Barone, auch die Prälaten und Leibärzte flohen über Hals und Kopf, der Hofnarr lief, daß das Glöckchen traurig läutete, und die Hofhistoriographin verlor die Feder und verschüttete das Tintenfaß, und man sah die Löcher in ihren blauen Strümpfen hinten, als sie mit einem Satz zur Thüre hinaussprang, auf und davon.

Nun waren der König und die Königin ganz allein im Saal und konnten sich nicht von der Stelle bewegen, denn

sie hatten eine Ohnmacht, die Spieldose spielte aber immer noch: „Freuet euch des Lebens!“ es war rührend und traurig zugleich.

„Das ist eine schöne Verlegenheit!“ sagte das Hirtenbüblein und zupfte den König und die Königin an der Nase und den Ohren, bis sie aufwachten, und führte sie schnell die Treppe hinab und durch den Schloßgarten, bis sie an eine alte Eiche kamen. Hinter dieser lag ein großer Stein, den wälzte es weg, und nun stiegen sie mehrere Stufen hinab und gelangten in einen dunkeln unterirdischen Gang. Durch den gingen sie, das Hirtenbüblein voran, zwei Stunden lang, daß die Königin vor Angst und Müdigkeit schier verging; es schienen ihr dies die schwersten Stunden in ihrem Leben. Als sie endlich wieder an das Tageslicht kamen, war das Tageslicht schon gar nimmer da, es war Nacht geworden, sie waren mitten in einem Walde und der Mond schien hell durch die Bäume. „Was ist das wie lauter Silber auf den Blättern?“ fragte die Königin. „Das ist der Mondschein!“ sagte das Büblein und trug Moos und Zweige herbei und bereitete für den König und die Königin ein Lager und deckte sie mit dem Purpurmantel zu; da schliefen sie fest ein, denn sie waren durch die Wanderung gar müde geworden und das Büblein schlief auch. Als es aber frühmorgens erwachte, da war der König und die Königin schon wach und saßen auf dem Blätterhaufen und konnten gar nicht aus der Verwunderung herauskommen. Erstens hatten sie so gut geschlafen wie noch nie und waren sonderbarerweise ohne alles Kopfweh aufgewacht; dann sahen sie Dinge um sich, die sie eigentlich noch gar nie gesehen hatten. „Was ist denn die große prachtvolle Kugel hinter den Bäumen, schöner als ich je eine in meiner Schatzkammer habe?“

fragte der König. „Das ist die aufgehende Sonne!“ sagte das Hirtenbüblein. „Und ach diese herrliche Musik auf den Zweigen und in der Luft? so hat unsere Spieldose nie gespielt“ — sagte die Königin. „Das sind die lustigen Vögel im Walde!“ sagte das Büblein. „Und die Diamanten überall im Grase?“ „Das ist der Thau.“ „Aber ich spüre so ein seltsames Krabbeln im Magen!“ sagte der König. „Und mir ist die Zunge so trocken!“ sagte die Königin, „was ist das?“ „Das ist Hunger und Durst“, lachte das Büblein und zog aus seiner Hirtentasche ein großes Stück Schwarzbrod und gab dem König und der Königin jedem die Hälfte und füllte sein Lederkäppchen an dem nahen Bache mit Wasser; da tranken der König und die Königin und aßen das Brod bis aufs letzte Brosämchen und sagten: „Das war einmal gut!“ Namentlich das Wasser schmeckte der Königin ungemein gut, sie hatte bis jetzt nur Orangewasser getrunken und Limonade und hie und da Mandelmilch.

„Jetzt ist's aber Zeit, daß wir weiter gehen!“ sagte das Büblein; da merkte die Königin erst, als sie aufstand, daß ihr schönes seidenes Schleppkleid durch die Wanderung in dem dunkeln, feuchten Gang ganz schmutzig geworden war und auch der lange Purpurmantel des Königs hatte Flecken bekommen. „Das Geschlampel taugt überhaupt nichts auf der Fußreise!“ sagte das Büblein, und nachdem es vorher höflichst um Erlaubniß gebeten hatte zog es sein Habenmesser heraus und schnitt der Königin die Schleppe ab, und das Kleid ringsum einige Schuh. So gingen sie weiter; da aber die Sonne bald heiß herniederschien, nahm es dem König und der Königin zuerst die Kronen ab, dann die Purpurmäntel und Scepter und wickelte Alles zu einem Pack zusammen und trug es hintendrein. An einem tiefen

See aber sagte das Büblein: „Darf ich?“ und der König sagte: „Ja!“ Da warf es das ganze Päcklein in das Wasser, und der König und die Königin sahen fröhlich zu, wie es hinabsank, das Wasser silberne Ringlein machte und wieder glatt wurde und die Sonne hell daraus hervorschien, und dem Büblein war's jetzt so federleicht zu Muthe, daß es fröhlich ein Lied sang, zuerst leis vor sich hin, und als ihm der König gnädig zuwinkte, mit lauter, heller Stimme:

Juheisa! Juheisa!
Wie schön ist die Natur!
Wie lustig strahlt der Sonne Schein,
Wie singen hell die Vögelein
Im Wald, im kühlen Walde
Und auf der bunten Flur!

Das Bächlein, das Bächlein
Rauscht durch der Wiesen Grün;
Die Lerche schwebt im Himmelsblau,
Singt Tiroli und Tirolau,
Und Wolken, lichte Wolken
Zieh'n über beide hin.

Und Alles und Alles
Freut sich der Frühlingszeit;
Die Bienen selbst und Käferlein
Dreh'n lustig sich im Sonnenschein
Und summen und brummen
Vor lauter Lust und Freud!

So wanderten sie bald langsam, bald schnell bis zum Abend, und die Königin hatte einen Blumenstrauß gepflückt und trug ihn wie eine Kostbarkeit mit. Als sie aber an

ein Dorf kamen, da saß am ersten Haus ein Scheerenschleifer, der drehte lustig sein Rad und sang:

Großes Rad, kleines Rad,
Dreht euch, dreht euch früh und spat,
Alles muß sich drehen;
Auch das Glück, auch das Glück,
Dreht sich oft im Augenblick,
Auf den Kleinen soll der Große
Nicht verachtend sehen.

„Der Mann hat nicht Unrecht!“ sagte der König, die Königin aber trennte eine Perle aus ihrem Sacktüchlein und gab sie dem Manne um seinen schwarzen Schlapphut, den setzte sie dem König auf und sagte: „Ist er nicht weicher als die Krone?“ Im Dorf aßen sie Milch und Brot und Eier und übernachteten und schliefen auch wieder herrlich und wachten Morgens ohne Kopfweh auf. Und so kamen sie nach vielen Tagereisen zu einem alten verfallenen Schlosse, das mitten im Walde lag. Neben dem Schlosse wohnte ein Köhler, der hatte einst unter dem Vater des Königs Markolfus lange Jahre als Kriegsmann gedient, und es war ihm eine große Freude, den Sohn seines alten Herrn zu sehen. Bei ihm blieben sie, bis der Köhler und das Hirtenbüblein dem König eine eigene Hütte erbaut hatten, und dann nahm das Büblein Abschied und sagte weinend: „Behüt Euch Gott!“ Die Königin weinte auch und der König drückte ihm die Hand und sagte: „Du bist mir lieber als ein Baron!“ Da lachte das Büblein durch die Thränen durch und sagte treuherzig: „Das glaub' ich wohl, ich bin auch mehr als das, ich bin ein Mensch!“

Der Köhler machte dem König einen Bogen und Pfeile und einen Jagdspeer und zeigte ihm, wie man Schlingen

legt, und bald verstand auch die Königin Netze zu stricken und war selig darüber, daß sie so geschickt sei, und sang bei der Arbeit wie eine Amsel, und der König kam selten von der Jagd ohne einen Braten, und sah ganz gebräunt aus von der Sonne, daß ihn Niemand mehr erkannt hätte, aber so gefiel er gerade der Königin. Ein paar Ziegen hatten sie auch, die der Köhler um eine Perle aus dem Sacktüchlein der Königin im nahen Dorfe gekauft hatte, und der König und die Königin waren herzlich zufrieden und hatten gar kein Heimweh nach der früheren Pracht, worüber sie sich oft selbst verwunderten; aber es war ihnen, als seien sie ganz andere Menschen geworden, wüßten jetzt erst, was leben heißt. Eines Abends aber hatte der König, als er von der Jagd heimkehrte, einen großen Schrecken: er sah plötzlich bunte Gewänder und Waffen durch das Gebüsch schimmern und sah, daß es vornehme Kriegsleute waren. „Das sind die Feinde, die uns suchen!“ rief er der Königin zu und wollte sein Schwert von der Wand holen, die Königin zitterte aber wie ein Espenlaub. Doch da waren es, als sie näher kamen, viele Herzoge, Grafen und Barone aus dem früheren Hofstaat des Königs Markolfus, und trugen auf einem rothsammetenen Kissen die Kronen und Scepter des Königs Markolfus und der Königin. Das Hirtenbüblein hatte ihnen wahrscheinlich gesagt, wo es die Krone versenkt hatte und den Weg zu König Markolfus angegeben. Sie kamen zum Könige, der unter seiner Hütte stand, und sprachen, denn sie kannten ihn nicht: „Hat sich nicht in diese Gegend der König Markolfus geflüchtet? Seine Feinde sind geschlagen und verjagt und wir kommen, ihm wieder Land und Krone anzubieten.“ — Da fiel es dem König zentnerschwer aufs Herz, als sollte ihm auf

einmal alle Freude weggenommen und dafür ein kalter Stein in's Herz gelegt werden, und er sah seine Frau, die Königin, bedeutungsvoll an und diese zwinkerte mit den Augen, schüttelte den Kopf und deutete wehmüthig zurück auf die Hütte. Da sagte der König: „König Markolfus, den ihr sucht, ist wohl schon lange aus Betrübniß gestorben oder unter dem Schwerte seiner Feinde gefallen, in dieses stille Waldthal ist er nicht gekommen!“

Darauf zogen die Herzoge und Grafen und Barone mit dem rothsammetenen Kissen, auf dem die Kronen und Scepter ruhten, langsam und traurig weiter, und der König und die Königin sahen ihnen mit Herzklopfen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren, und fielen jetzt einander jauchzend in die Arme, und der König rief: „Gottlob, ich muß nimmer König sein, der schwere Traum ist auf immer vorbei!“ und sie waren seelenvergnügt, vergnügter als je, und aßen fröhlich zu Nacht, Schwarzbrot, Milch und Hasenbraten. „Selbstgeschossenen!“ sagte der König. „Selbstgebratenen!“ sagte die Königin, und beide waren stolz darauf, es schmeckte herrlich! —

Das Märchen ist zu Ende, Schade darum!

Etwas vom Monde.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder.

Lenau.



Etwas vom Monde.

„Die Zeiten werden immer schlechter!“ seufzen die Menschen, und wer kann da besser ein Wort mitreden als ich, der Mond, der schon Jahrtausende auf die Erde herabsieht und die Menschen in Freud und Leid belauscht, wenn kein anderes Auge wacht. Die Zeiten werden immer schlechter, ich fühle es auch; ist es mir doch oft selbst, als schienen meine Strahlen nimmer so helle wie sonst, das macht, weil ich nimmer mit so innerlicher Freude auf die Erde herabschaue. Nun, die Menschen werden immer undankbarer, kälter gegen sich selbst, wie sollte ich Alter es übel nehmen, daß sie es auch gegen mich werden? Doch daß es mich oft schmerzt, kann ich nicht läugnen. Es ist wahr, ich trage wohl selbst viel Schuld an diesem Kummer. Denn wer hieß mich auch an die Menschen mich so ketten? Die anderen Gestirne der Nacht bleiben immer in heilig stolzer Entfernung von den Menschen, unbekümmert um deren Loos, und wenn sie je einmal populär sein wollen, schneuzen sie sich nach Bauernmanier, daß es als Sternschnuppe herabfällt — ich aber, ich meinte von jeher, ich müßte mit den Fröhlichen lachen und traurig sein mit den Weinenden; immer mehr entfremden sich die Menschen der Natur, ich

aber, ich gieße noch immer auf ihre Erde mein Herzblut aus in meinen Strahlen, und mein bleiches Licht gleitet lautlos über Thäler und Seen, als müßte ich immer und immer wieder den verlorenen Kindern der Natur die stille Heimath zeigen und leise flüstern: „O kehret zurück!" Abends, wenn die Töne der Betglocke, die zur Anbetung dessen ermahnen, der auch mich erschaffen hat, am stillen Abendhimmel verschweben, erhebe ich mich zu meinem nächtlichen Amte. Mit rothgeschlafenen Bäcklein luge ich hinter dem Berge hervor. „Der Mond! der Mond!" rufen plötzlich die Kinder mitten in ihren Spielen und hüpfen freudig zu einer lichten Stelle, mich besser zu schauen. „Ei, seht einmal, was er heute für einen rothen, dicken Kopf hat!" sagt eines der Kinder. „Ach, wenn es nur nicht Krieg bedeutet!" seufzt ein altes Mütterlein, ihr Enkelein auf dem Arme, dieses aber zappelt ungeduldig mit den kleinen Füßchen und reckt die Aermlein nach mir aus, als ob es mich an der Nase packen wollte, ich aber meine, ich müsse meinen Mund auch noch zu einem Lächeln verziehen, nur um den Kindern Freude zu machen.

Endlich habe ich mich ganz über die Bäume hervorgearbeitet und stehe schrägs über der alten Kirche, meine Strahlen aber gaukeln wie lustige Elflein auf den Zweigen der großen Linde. Im Dorfe ist jetzt Alles still geworden, nur die Brunnen plätschern lauter in freudigem Glanze, und dort auf der Bank vor dem Hause flüstert vertraulich ein Pärlein; ich glaube, die guten Leutchen würde es nicht frieren, würde ich auch noch viel kälter scheinen. Doch sind denn meine Strahlen in der That kalt? Der Astronom dort drüben auf seinem Thurme meint es steif und fest, doch was behauptet der nicht von mir? ich sei ein wasserloser

Erdkörper voll ausgebrannter Krater, meint er. Sieht er selbst sein ausgetrocknetes Innere? Denn das ist eben das Seltsame, ja, ich darf wohl sagen, ohne allzu unbescheiden zu erscheinen, das Originelle an mir, daß jeder Mensch das in mir findet, was er sucht, daß ich jedem das bin, das er innerlich selbst ist. Oder scheine ich nicht warm und traulich der Schildwache am Stadtthor dort, die auf's Gewehr gelehnt gedankenvoll nach mir aufschaut und leise vor sich hinsingt:

„Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's ferne Lieb gedacht!"

Der Dieb aber, der dort hinten durch die Gasse schleicht und verstohlen zu mir aufsieht, ob ihn meine Strahlen nicht verrathen, friert es ihn nicht innerlich bei meinem Anblick, als sähe er einen Todtenkopf? das macht, ich bin der Widerstrahl seines eigenen Gewissens.

Auf dem Marktplatz im Haus mit den grünen Läden, da schläft jetzt ruhig ein Bube, der hat aber großen Respekt vor mir! Einmal wie er recht unartig war, hat ihm sein Vater das Männlein im Monde gezeigt und gesagt: „nimm dich in Acht! das Männlein war auch einmal so wild und streitig wie du, da hat es der Mond zu sich hinaufgezogen und behält es so lange, bis er einen noch böseren Buben sieht." Seitdem, wenn das Büblein noch so lustig auf der Straße lärmt, wenn es mich über die Dächer kommen sieht, sagt es zu seinen Kameraden ganz kleinlaut: „gute Nacht!" und schleicht in's Haus, als ob's kein Wässerlein trüben könnte. —

Dem armen Poeten im Dachkämmerlein drüben spare ich oft das Oel in der Lampe. Wenn ich recht hell scheine, dann rückt er das Tischchen an das Fenster und schreibt in

meinen Strahlen. Dafür belohnt er mich aber auch reichlich mit Gedichten an mich, ich muß doch schauen, ich glaube, er hat eben wieder eines fertig:

Der Tag war laut, still ist die Nacht,
Und hell der Mond am Himmel wacht;
Was mag der Bleiche hüten?
Nicht Geld, nicht Gold, nicht irdisch Gut,
Er hält in seiner treuen Hut
Des Herzens heil'gen Frieden.

Er scheint auf Berge, scheint auf's Thal,
Scheint auf die Wälder allzumal,
Scheint auf die stillen Seen;
Er scheint tief in das Herz hinein,
Und leis stellt sich das Heimweh ein
Mit seinen süßen Wehen.

Nun das geht noch an! da bin ich doch wenigstens von einer respektablen Seite aufgefaßt; aber das kann mich ärgern, wenn man herzlose Verse über mich macht, z. B.:

„Der Mond steht über dem Thurme
Wie das Tüpfelein auf einem i!“

oder

„Der Himmel ist ein Liebesbrief,
Der Mond ist die Oblate.“ —

Mich gar zu einer Oblate degradiren, das ist doch himmelschreiend! —

Ach schon wieder steht der alte bleiche Mann am Fenster! den sehe ich alle Nacht, da preßt er die heiße Stirn an die kalte Scheibe und starrt unbeweglich zum Himmel auf,

als wäre er todt. Wenn aber der Sturm die Wolken vor mir hertreibt, daß sie allerlei schwarze und lichte Gestalten bilden, da breitet er oft die Arme wie sehnend aus, als wollte er etwas erreichen und könnte es nicht, und spricht leise vor sich hin:

„Der Mond, der scheinet so helle,
Die Todten, die reiten so schnelle,
Fein's Liebchen, graut dir nicht?“

Seine Frau, mit der er fünfzig Jahre gelebt, ist ihm gestorben, das hat den alten Mann wahnsinnig gemacht.

Der alte Nachtwächter, der eben unten vorbeigeht und am Eckhause die Stunde ruft, ist mein bester Freund. Weil ich und er den Nachtdienst versehen müssen und ich mit ihm komme und gehe, hält er mich so ziemlich für seinesgleichen und grüßt oft freundlich zu mir herauf; ich glaube das Herz zerspringt ihm oft fast vor Ungeduld, daß er nicht mit mir reden kann; die Gaslaternen, die eitlen, herzlosen Dinger, kann er auch wie ich für den Tod nicht leiden und das Liebste ist ihm, wenn ich ihm scheine oder wenn er mit seiner großen Laterne gravitätisch durch die dunkeln Straßen schreiten darf. Sonst hatte er eine schöne, helle Stimme, aber das Alter hat sie ihm jetzt ein bischen zittrig gemacht, oder der Schrecken, wie er behauptet. Denn wie er einmal hat eben angefangen zu singen: „Hört ihr Christen laßt euch's sagen!“ da ist ihm eine große schwarze Katze vom Dach herab auf den Kopf gesprungen, daß ihm vor Schrecken die Stimme versagte. Obgleich ich damals hell dazu schien, läßt er sich's doch nicht nehmen, die Katze sei eine Hexe oder gar der Böse selbst gewesen und seitdem würde er doch gewiß nie seinen langen Stock gegen eine Katze aufzuheben

wagen; — „denn man weiß nicht, was dahinter steckt,“ sagt er oftmals.

Es ist eine thörichte Sache um den Aberglauben, doch sollte ich eigentlich am wenigsten darüber schimpfen, erwirbt er doch gerade mir viele Freunde. Die alte Jungfer dort im Hause mit dem hohen Giebeldach hält auch große Stücke auf mich. Eben schaut sie fest nach mir auf, reibt sich den Hals, und die drei höchsten Namen anrufend, murmelt sie dreimal halblaut: „Was ich seh nimmt zu, und was ich reib' nimmt ab.“ Das soll Sympathie sein gegen den Kropf, so hat ihr wenigstens die Tochter des alten Schäfers angerathen, als sie ihr beim Nachhausegehen aus der Kirche ihr Leid klagte.

Wo mag wohl jetzt der alte Schäfer sein? richtig, ich habe ihn gefunden! Da schläft er in seinen grauen Mantel eingehüllt auf der Wiese nicht weit vom Tannenwalde, neben ihm steht sein Schlafkämmerlein, das rothe Häuschen mit den zwei großen Rädern; aber wenn ich scheine, da geht er nicht hinein, da schläft er immer im Freien. „Die Mondstrahlen machen mir helle Träume,“ sagt er. Von was mag er jetzt wohl träumen? vielleicht von seinem Bruder, der vor einer Woche mit seinen Kindern nach Amerika ausgewandert ist. Ich könnte ihm das Neueste von ihm erzählen. Dort auf dem großen schwarzen Schiffe, das fast lautlos durch die goldenen, ewig wechselnden Kreise der Wellen gleitet, sitzt er, an den hohen Mastbaum gelehnt, und eine Thräne blinkt ihm durch die grauen Wimpern. „Ich kann heute nicht schlafen,“ seufzt er, „das Heimweh bringt mich fast um! Nun, ich that's ja bei Gott nicht mir zu lieb, nur meinen armen Kindern! Ach wer weiß, der Mastbaum hier war vielleicht eine Tanne in meiner Heimath

und ich bin als Kind oft mit meinem Bruder darunter gesessen und wir haben uns Geschichten vom Walddokterlein erzählt! vom Walddokterlein! ach, was war das eine schöne Zeit! da lagen wir oft unter den Tannen und schauten hinauf durch die zackigen Wipfel in die blaue Luft und erzählten uns unsere Gedanken, Träume und Wünsche. Auf einmal stand aber die Zigeunerin mit dem schönen Kinde auf dem Rücken vor uns; das Kind war in ein Tuch gebunden und umschlang lächelnd mit seinen Aermlein den braunen Hals der Mutter. — „Nun störe ich doch nicht die Herren Grafen, Prinzen und Kaiser und was ihr als in euren Träumen sein mögt?“ sagte sie dann spöttisch lächelnd. Wir aber hatten immer eine große Freude, so oft wir sie sahen, denn, nannte man sie auch in der ganzen Gegend nur die braune Hexe, uns hatte sie noch nie etwas zu Leide gethan, im Gegentheil, sie brachte uns oft gar seltsam geformte Wurzeln und Steine mit oder erzählte uns vierlerlei wunderschöne Geschichten. Eine aber, die vom Walddokterlein, war immer unser Leibgeschichtchen; noch seh ich sie wie heute, wenn sie vor uns im Moose sitzend anhub:

„Kinder, und vor Allem laßt es euch gesagt sein, habt mir nur immer die Blumen recht gern, sie sind die Engel der Erde. Wer sie liebt, dem lohnen sie mit Gegenliebe und hauchen ihm Trost zu, wenn er traurig ist. Sie haben keine Waffen sich zu wehren, und keinen Mund, um zu klagen, aber sie haben auch ihr feines Gefühl und beben bis in die innerste Faser, wenn der Mensch sie unsanft berührt. Im Walde, da begegnet man oft Nachts einem kleinen, kleinen Männlein, das ist das Walddokterlein. Dieses ist am Tag verzaubert zu einem moosigen Steinblock, aber Nachts, wenn die alte Eule um die Eiche fliegt, da wirds

ein freundliches Zwerglein und geht leise, leise durch den Wald und betrachtet überall die Blumen, Sträucher und Bäume. Wo ein Blättchen einen Riß hat oder ein Zweiglein geknickt ist, oder eine Blume traurig ihr Köpflein senkt, da bleibt es stehen und zieht aus seinem grünen Röckchen mit den großen Taschen ein Balsamfläschchen oder sonst ein Gläslein mit wundersamer Flüssigkeit gefüllt, und bestreicht damit sorgsam die Wunde oder gießt wohl auch einige Tropfen auf die Wurzel, daß die Pflanze wunderbar gestärkt sich wieder erhebt. Oft aber auch, wenn es bemerkt, daß seine Hülfe zu spät kommt, murmelt es leise ein frommes Sterbsprüchlein, daß die Blumenseele sanfter sich loslöse. Damit es auf seinem Gange besser sieht, fliegen in dunkler Nacht die Leuchtkäferlein mit ihren Laternchen vor ihm her, im Mondschein aber glänzt sein langes, weißes Silberhaar gar schön durch die dunkelgrünen Waldblätter. Darum, o Kinder, schon dem sanften Walddokterlein zulieb thut den Pflanzen nichts muthwillig zu Leide!“

Die Zigeunerin war dann nach einer solchen Erzählung uns meist wie plötzlich verschwunden, so daß wir oft innerlich schaudernd sagten: „ist es nicht, als hätte sie sich wie das Walddokterlein in das dunkle Farrenkraut dort verzaubert und das Maiblümchen daneben sei ihr Kind mit den blonden Locken?“ — Doch wohin bin ich gerathen mit meinen Gedanken, ich armer, alter Mann! o Bruder! Bruder! ich bin heute recht von Herzen betrübt! aber der Mond scheint ja so schön über mir, er scheint auch auf dich und die liebe Heimath; dort oben im ew'gen Vaterhause sehen wir uns bald, recht bald wieder!“

Wie meine Strahlen so hell auf dem weißen Felle der schlafenden Lämmer spielen! der schwarze zottige Hund aber,

der treue Caro, schaut aufmerksam lauschend in die Ferne; nur hie und da blickt er freudig wedelnd nach seinem Herrn, als wollte er sagen: „du kannst ruhig schlafen, ich wache!“ — Der alte Schäfer hat mir und der Natur manches Geheimniß abgelauscht, aber Eines bleibt für ihn doch das unschätzbarste, er erträgt Freud und Leid mit seltener Fassung und sagt: „das kommt daher, weil ich immer in der Natur bin. Ich sehe, wie die Blumen und Vögel unter dem Himmel, die doch viel unschuldiger als ich sind, geduldig Sturm und Regen ertragen und wie sie beim geringsten Sonnenblick mit Blühen und Singen wieder ihren Schöpfer loben, wie sollte ich, ein vernünftiger Mensch, im Unglück verzweifeln wollen?“

Die Frau dort drüben im Landhaus mit der Altane könnte von ihm lernen! Die kniet schon zwei Nächte am Bettlein ihres todten Kindes, des Mädchens mit den großen schwarzen Augen, und meint, es könnte gar nicht möglich sein, daß es nimmer lebe, und will immer noch das starre Händlein warm küssen. Zwei Wachskerzen, die unten am Bettlein stehen, sind düster herabgebrannt und mein Licht spielt um das bleiche Gesichtchen, daß die Mutter oft plötzlich meint, das Kind habe sich bewegt oder gar gelächelt. —

Auf der andern Seite des Thales auf der kleinen Anhöhe liegt der Kirchhof; unter dem weißen Kreuze, das so hell in meinen Strahlen blinkt, als ob jemand mit einem großen weißen Tuche winkte, ruht des Schäfers Frau. Da schaut er oft lächelnd hinüber, in neuester Zeit öfters als sonst und sagt: „sei nur zufrieden, liebe Alte, ich komme jetzt bald!“ Wie freut es mich da, ihm die langen silbernen Haare zu küssen! —

O ich alter Mond! bald werde ich auch um diesen guten, treuen Freund ärmer geworden sein! Ohne Aufhören wechseln unter mir die Geschlechter der Menschen mit ihren Freuden und Leiden; mir aber sind meine Wolken, in die ich mich hüllen kann, bald das Liebste geworden; täglich wandle ich einsamer, lebensmüder meine weite Bahn, doch nimmer darf ich einkehren zur Ruhe und muß rastlos wandern wie Ahasverus, und geduldig ausharren bis zu jenem Tage, dem keine Nacht mehr folgt.

Zuflucht.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

F. Freiligrath.



Zuflucht.

Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit,
Daß ich dir fern, wie thut mir's leid!
Mir ist, als ob mein bess'res Ich,
Als ob mein Schutzgeist von mir wich.
Oft in der Nacht hör' ich Gesang,
Wie einer fernen Glocke Klang; —
Das ist das Heimweh wohl in mir,
Das mächtig mich hinzieht zu dir,
Von der ich, ach, so weit, so weit,
Du Zauberkind: Waldeinsamkeit!

Im Wald, inmitten in dem Wald,
Wo nur des Vogels Sang erschallt,
Ein Flüstern geht durch Strauch und Baum.
Wie träumt man da so sel'gen Traum,
Fühlt sich so schmerzlos, wünschefrei,
Als ob man selbst jetzt Pflanze sei;
Und wie ein Kind im Mutterschooß,
Ruht man beglückt im weichen Moos.

Der Zweige grün erglänzt im Gold
Der Sonne magisch, wunderhold;
Auf Ast und Blättern hüpft der Glanz,
Wie lichter Geister Zaubertanz.

Selbst in der Buchen Dämmerschein
Bricht triumphirend er herein.
Geheimnißvoll aus Schatten schaut
Der Fingerhut, das Farrenkraut;
Der Birke Stamm blinkt silberweiß
Durch das tiefdunkle Tannenreis,
Und ob der alten Eiche zieh'n
Die Wolken vielgestaltig hin —
Ja, da ist Ruhe! da ist Frieden!
O, wär' ich nie von dir geschieden,
Waldeinsamkeit!

Ich weiß ein Märchen von einem Königssohn, der lag schon seit Monden krank, zum Tode krank; aus allen Enden der Welt wurden die gelehrtesten Aerzte geholt und umstanden sein Bett mit den seidenen Gardinen und fühlten den Puls und untersuchten das Herz und behorchten den Athem, und Alle schüttelten den Kopf und flüsterten: er ist unwiederbringlich verloren!

Da, in der lauen Sommernacht, als die Aerzte schliefen und die Krankenwärter auch, schlüpfte der Mondenschein durch das offene Fenster und schaute dem Königssohn in das blasse Antlitz und gleitete magisch über ihn hin. Da erhob sich der Königssohn und schritt lautlos wie von Geistern getragen mit geschlossenen Augen die hohen Treppen hinab und kam in einen Wald; dort standen drei hohe Eichen: hier verließ ihn der Mondschein. Und der Königssohn öffnete die Augen und verwunderte sich, daß er mitten im Walde war und fiel nieder in das Moos vor Ermattung und Schwäche. Plötzlich aber trat aus dem Schatten der Bäume eine wunderholde lichte Frauengestalt zu ihm heran, ihr Gewand war grün mit silbernem Gürtel, auf dem Haupte trug sie eine Krone

von Blumen und darüber einen blauen goldgestickten Schleier, und der Morgenwind spielte in ihren langen Locken. Statt des Scepters hielt sie den frischen Zweig einer Birke und berührte damit den Königssohn. Da fühlte dieser ein neues Leben durch die Adern strömen, daß er fröhlich und gestärkt sich erhob. „Wer bist du, gütige Fee,“ rief er, „die sich meiner erbarmt, mir heilend naht, wo jede menschliche Hülfe verzweifelt?“ „Ich bin die ewig junge, frische, frohe Natur!“ sprach sie, „so weit die Bäume grünen, die Wolken sich jagen, der blaue Himmel sich spannt, so weit ist mein Reich. Nur Lebendiges macht lebendig, nicht künstliche Wasser, nicht todte, getrocknete Kräuter, nicht zerstoßene Krystalle bringen dir Leben. Wo die Blumen blühen, die Winde wehen, die Quelle dem Felsen entsprudelt, da suche Genesung. Bleibe mir treu und gut, und nimmer wird Krankheit dir nahen können!“ Mit diesen Worten war sie verschwunden, der Königssohn aber suchte sie durch Wald und Feld und rief sie bei Namen. Wo er hinsah, vermeinte er sie von Ferne zu schauen. Bald war es ihr grünes Kleid, das hell durch die Bäume schimmerte; als er aber näher hinzukam, war es nur die frische Waldwiese, auf der die Schmetterlinge lustig gaukelten. Bald glaubte er ihren Silbergürtel von Ferne auf dem Boden glänzen zu sehen, ja gewiß hatte sie ihn im schnellen Laufe verloren — es war aber das Bächlein, das sich von der Sonne beleuchtet durch das Wiesenthal schlängelte. Hatte sie ihre Blumenkrone im Grase und auf Zweigen neckend zerstreut, ihm den Weg, wo sie gegangen, zu zeigen? überall fand er Blumen und Blüthen. Nur ungern kehrte er Abends zum Schlosse zurück, da war es ihm, als er noch einmal zurücksah, als winkte ihm von weitem noch ihr Schleier, es war aber der Himmel mit den aufgehenden Sternen. So

bestürzt im Schlosse Alles über das plötzliche Verschwinden des Königssohns gewesen war, so erfreut waren jetzt Alle, ihn gesund wiederzusehen, nur unter den Aerzten erhob sich ein harter Streit, jeder behauptete, die unerwartete Genesung sei nur eine Folge seiner Kur gewesen. „Ich habe es ja gleich gesagt, man muß die Nachwirkung meiner Pillen abwarten!“ sagte der eine. „Was, Pillen! meine Pulver haben den Effekt hervorgebracht!“ sagte der zweite. „Als ob meine Mixtur für gar nichts anzuschlagen wäre!“ eiferte der dritte und so ging es der Reihe nach fort und sie zogen brummend ab, und jeder erzählte zu Haus, er habe dem Königssohn das Leben gerettet. Der Königssohn aber war von Herzen froh, gesund zu sein, ging jeden Tag hinaus in Wald und Feld und blieb der gütigen Fee, die ihn mit ihrem Zauberstab so wunderthätig berührt hatte, sein Lebenlang treu und dankbar. —

Und was lehrt uns dieses Märchen? Die Natur ist doch der beste Arzt! Glücklich, wer sich ihrer Heilung anvertraut! Jeder Mensch, liegt er auch nicht todtkrank zu Bette, wie der Königssohn, ist den Andern unsichtbar an einer unheilbaren Wunde erkrankt, sie heißt: verlorener Glaube an die Menschheit. Wer auch äußerlich hart und kalt erscheint, im Innern hat er doch ein weiches Herz, das hie und da mimosenartig zusammenzittert, von rauher Berührung wund wird. Und wie die Lerche, hat sie sich auch im lustigen Frühlingsmorgen noch so hoch aufgeschwungen in das unendliche Aetherblau, als wollte sie in den Himmel selbst hineinschlüpfen und in das Hosiana der himmlischen Chöre einstimmen, doch Abends traurig zurücksinkt auf die stille, dämmernde Erde; so sinkt der Mensch, mag ihn auch die Begeisterung der Jugend noch so hoch in den Himmel der

Ideale getragen haben, von bittern Erfahrungen getäuscht, allmälig langsam zurück in die kalte Wirklichkeit. Dem leichten Abendwölkchen gleich, das golden und goldener am Himmel erglühend, als sei es aus unsterblichen Sonnenstrahlen gewoben, doch Strahl für Strahl wieder abgeben muß an die hereinbrechende Nacht, bis es Eins mit ihr ist, so erlischt Licht um Licht, als würde ein Christtagsbaum ausgeblasen, der sonnige, warme Glaube an die Menschheit, und müde all der Enttäuschungen flüstert man sich selbst wehmüthig zu: „es will Abend werden!“ und sehnt sich hinab in die versöhnende Nacht. Glücklich, wen dann die Sehnsucht nach Waldesfrieden und Waldeinsamkeit mächtig ergreift, daß er sich loszureißen vermag aus dem Treiben der Menschen, dem Eremiten gleich, der aus dem wilden Geräusche des Lebens in die Tiefe der Waldnacht flüchtet und dort seine stille Hütte baut! Glücklich, wem die gütige Fee Natur mit ihrem Zauberstabe die Schläfe lindernd berührt, wenn sein Herz, wie die Aeolsharfe vom Sturmwind erfaßt, ausbrechen will in die tiefgefühlte Klage:

Ach, daß es so viele Leute
Und so wenig Menschen giebt!
Daß man hassen lernt am meisten
Was am meisten man geliebt!
Daß, wen gestern, wen noch heute
Ich laut nannte meinen Freund,
Morgen schon mit stiller Wehmuth
Ich erkennen muß als Feind!

Ach, so viele, viele Falschheit!
Und die Wahrheit, wo ist sie?
So viel Täuschung, so viel Dichtung,
Und doch keine Poesie!

Ew'ger Kampf! nicht aber Feinde
Mit geöffnetem Visir,
Nur ein feiges, hinterrückses,
Wespenartiges Gethier!

Ueberall die Etiquette,
Dieser steife Ehrengast,
Sie, die jede warme Regung
Schlangenmäßig, kalt umfaßt!
Und ringsum das Menschentreiben,
Und doch Herzenseinsamkeit —
Ach, wer menschlich fühlt auf Erden,
Hat auf Erden wenig Freud'!

Mein Jean.

> Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan?
>
> N. Lenau.



Mein Jean.

Es giebt Begebenheiten auf der Welt, Ereignisse, die so ganz außer der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sind, daß Menschen, wenn sie davon hören oder lesen, sagen: „Nein, das ist nicht möglich! nein, das kann nicht passirt sein! das glauben wir nicht!“ Auch ich kann nicht darauf Anspruch machen, daß das größere Publikum dem, was ich nun erzähle, Glauben schenke; nur wenn mir einer dabei in die ehrlichen Augen schauen könnte, würde er sagen: „Ja, es muß doch wahr sein!“ Es ist etwas Schönes um ehrliche Augen! Aus den Augen schaut die Seele. Eine ehrliche Seele lehnt sich weit heraus, ruft Jedem freundlich „Guten Morgen“ zu; es giebt aber auch Augen, hinter denen sitzt die Seele lauernd, wie eine alte böse Jungfer mit dem Strickstrumpfe, wirft nur hie und da einen falschen, stechenden Blick durch's Fenster; es giebt Menschen, die haben den Stachel, den die Wespe am unedelsten Theile sitzen hat, auf der Zunge. O, solche Kaktuszungen in eines Menschen Mund, was können die Unheil anstiften? Man sagt, sieben Hornisse können ein Pferd tödten; wie viel braucht's böse Zungen, um einen guten Namen umzubringen? — keine drei! Hol' der Teufel diese Zungendrescher! Doch

das ist ein unnöthiger Wunsch, er holt sie ohnedies — ob er sie aber fressen wird? ich glaub' es nicht, sie sind krätig wie ein Weißfisch, er wird sie nur würgen, wie ein Rattenfänger eine bissige Ratte. Mit dem Alter wird man ein Philosoph, die Schwaben werden ohnedies im 40sten Jahre gescheid, so gescheid, daß sie fast Berliner sein könnten, aber in der Politik bringen sie's nicht weit, sie zäumen, wie alle Völker von Abraham bis auf unsere Zeit, den Gaul am Schwanz auf. Ein paar Steuern, ein paar Kasernen, ein paar Reformen mehr oder weniger, das läßt eigentlich den Menschen, was er ist, ein hinfälliges, geplagtes Geschöpf, so lange er, wie der Elephant, Bäume umreißt und Büffel zerstampft und dafür an einer Maus stirbt, die ihm in den Rüssel gekrochen ist. Man hält's für geringfügig, aber an Flechten und Krätze kann der Mensch auch sterben, es bedarf nicht immer tiefer Wunden, und so wird's bei uns ein ewiges Kränkeln sein, nie zu einem gesunden öffentlichen Leben kommen, trotz der schönsten Kammerdeklamationen, nie werden wir große Staatsbürger sein, so lange wir Freude daran haben, Kleinstädter zu sein. — Das ist ein ewiges Gequix und Aufpassen und Hinundhergeschwätz all' der Kaffee-, Bier- und Weinbasen — die Männer liefern zu dieser Schwätzrotte auch ihr ansehnliches Kontingent und sind dann wo möglich noch gemeiner als die Weiber —, daß jeder edle, großartige Gedanke, jedes verständige Wort schon im Keime erstickt, weil es unter die Dornen fällt. Aus solchem Molchensumpf kann nie ein kräftiger Baum erwachsen, in dessen Schatten sich gut ruhen läßt, nur Binsengestrüpp, hinter dem Frösche quaken. Ha, wer gegen diese Stechfliegen der Menschheit, dieses schwatzgierige, zungenspitze, wie die weißen Ameisen Indiens alles benagende,

untergrabende Ungeziefer und Fraubasengeschlecht ein Insektenpulver erfände, er wäre der wahre Vater des Vaterlandes, ein Segen Europas, denn bei den Rothhäuten und Negern — ich glaube trotz ihrer Urwälder und tropischen Vegetation, solche Schwätznester giebt's doch nicht!

Das Mittelalter — hu, es muß eine böse Zeit gewesen sein! die ganze Welt nur Ein schwarzes Concordat, blutig verbrämt mit Raubrittern, Vehmgerichten, Hexenprozessen und Judenverfolgungen, aber hinter diesem schaurigen Pelzmärtel lag doch ein schönes Stück Wahrheit. Jetzt thät's Noth, man wäre ein eisengepanzertes Dampfboot, steuert man durch die Straßen, wo die bösen Zungen wohnen; damals — nur die Zunge in Acht genommen! hieß es. Machte es Eine gar zu arg, und war bald da und war bald dort, und ließ überall den Stachel ihrer bösen Zunge zurück, und wußte, was da in der Nacht, und wußte, was dort am Tage geschehen ist: — „Ei, das kann nur eine Hexe sein!" rief man, und ehe sie sich's versah, da half kein Schreien, und half kein Schimpfen, und kein Beten und kein Bitten, einige Maß Holz, buchene oder tannene Scheiter, wie man's gerade bei der Hand hatte, hübsch gebeugt, das Schwätzmaul hinauf, den Holzstoß angezündet, und

„Wenn das nicht gut für die Wanzen ist!"

sie brannte lichterloh und wenigstens Ein Schwätznest war gründlich zerstört.

Doch wie weit bin ich von meiner Erzählung abgeirrt! wo war ich denn? Richtig, ich sprach von meinen ehrlichen Augen, und daß mir etwas passirt sei, was kaum glaublich ist. Also: Ich erwachte aus einem wunderschönen Traume. — Nichts Langweiligeres, als das Sprechen von einem

Traume, und wenn er auch noch so schön ist. Der Leser darf deshalb keine Angst haben, daß ich ihm meinen Traum erzähle, aber schön war er! Ich wurde auch nicht unsanft daraus erweckt, was Einen auf den ganzen Tag mißstimmen kann, nein, er verklang mir langsam, allmälig, wie fernes Kuhgeläute — ich wähle dieses Bild, weil ich gerade den Abend vorher in später Nacht von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt war. Das Fahren auf der Eisenbahn macht auf ganz eigene Art müd'! Als Knabe machte ich oft im Frühjahr Pfeifen aus Weidenstecken; diese klopft man ganz sanft von allen Seiten mit dem Heft des Messers, bis die Rinde sich von dem Holze löst — so ungefähr wie einem geklopften Weidenstecken ist's Einem zu Muthe, wenn man lange auf der Eisenbahn gefahren ist. Deshalb war ich auch sogleich todtmüde zu Bette gegangen und erwachte frisch, gestärkt und munter aus meinem schönen Traume, erweckt durch ein sanftes Pochen an der Thür, und wie ich: herein! rufe, tritt mein Bedienter, der Jean, herein und entschuldigt sich, daß er mich nicht auf dem Bahnhofe gestern erwartet habe, aber er habe geglaubt, ich käme einen Tag später. Das war Alles recht, wie ich aber näher hinschaue, ist es der Jean, und ist es doch wieder nicht der Jean. Ich weiß nicht, es waren seine Haare, sein Kopf, seine Gestalt, seine Stimme, sein Anzug, aber er sah doch ganz anders aus. „Jean," sagte ich, „bist Du's oder bist Du's nicht?" „Ja, Herr, ich bin's!" sagte er, und dies mit einem so zuversichtlichen Tone, daß ich nicht zweifeln konnte. „Jean, hast Du Dich heute schon gewaschen?" fragte ich. „Nein" sagte er. „Auch nicht in den Spiegel gesehen?" „Nein, Herr!" „Nun, so schneuz Dich einmal!" Nun wußte ich, mein Jean hatte nie ein Nastuch. Wie er also mit dem Daumen und Zeigefinger

nach der Nase fuhr, da taumelte er erschrocken zurück. „Herr, was ist das?“ rief er. „Ja, was ist das?“ sagte ich. Mein Jean nämlich, der von Natur eine kurze polnische Stumpfnase gehabt hatte, hatte, seit ich ihn nimmer sah, eine lange preußische bekommen. „Jean,“ sagte ich ernst, „mit Deiner Nase ist eine bedenkliche, unmoralische Veränderung vor sich gegangen, Jean, was hast Du gemacht?“ „Ich? gar nichts,“ sagte Jean, und weinte bitterlich, „vielleicht ist's eine Erkältung, ich kam gestern in den Gewitterregen.“ „Nichts da,“ sagte ich. „Auch mußte ich gestern und heute Nacht so viel niesen!“ sagte er. „Warum mußtest Du so viel niesen?“ fragte ich. „D'rum, ich will's nur gestehen, ich habe gestern so stark Kopfweh gehabt und habe hie und da eine Prise von dem Schnupftabak genommen, der in Ihrem Studierzimmer steht.“ „Von welchem Schnupftabak?“ sagte ich, „ich kann mich nicht erinnern.“ „Ja, wissen Sie, von dem im Cigarrenkistchen am Fenster.“ Heiliger Nepomuk! Jetzt fiel mir's plötzlich ein und war mir Alles erklärlich. Ich hatte nämlich, um Pflanzen zu schnellerem Wachsthum anzuregen, Schnupftabak und ächten feinen Brasilianer Guano in einem Kistchen unter einander gemischt, und von dem hatte der Kerl geschnupft, und der Gewitterregen, in den er kam, mochte auch noch die Vegetation der Nase erhöht haben.

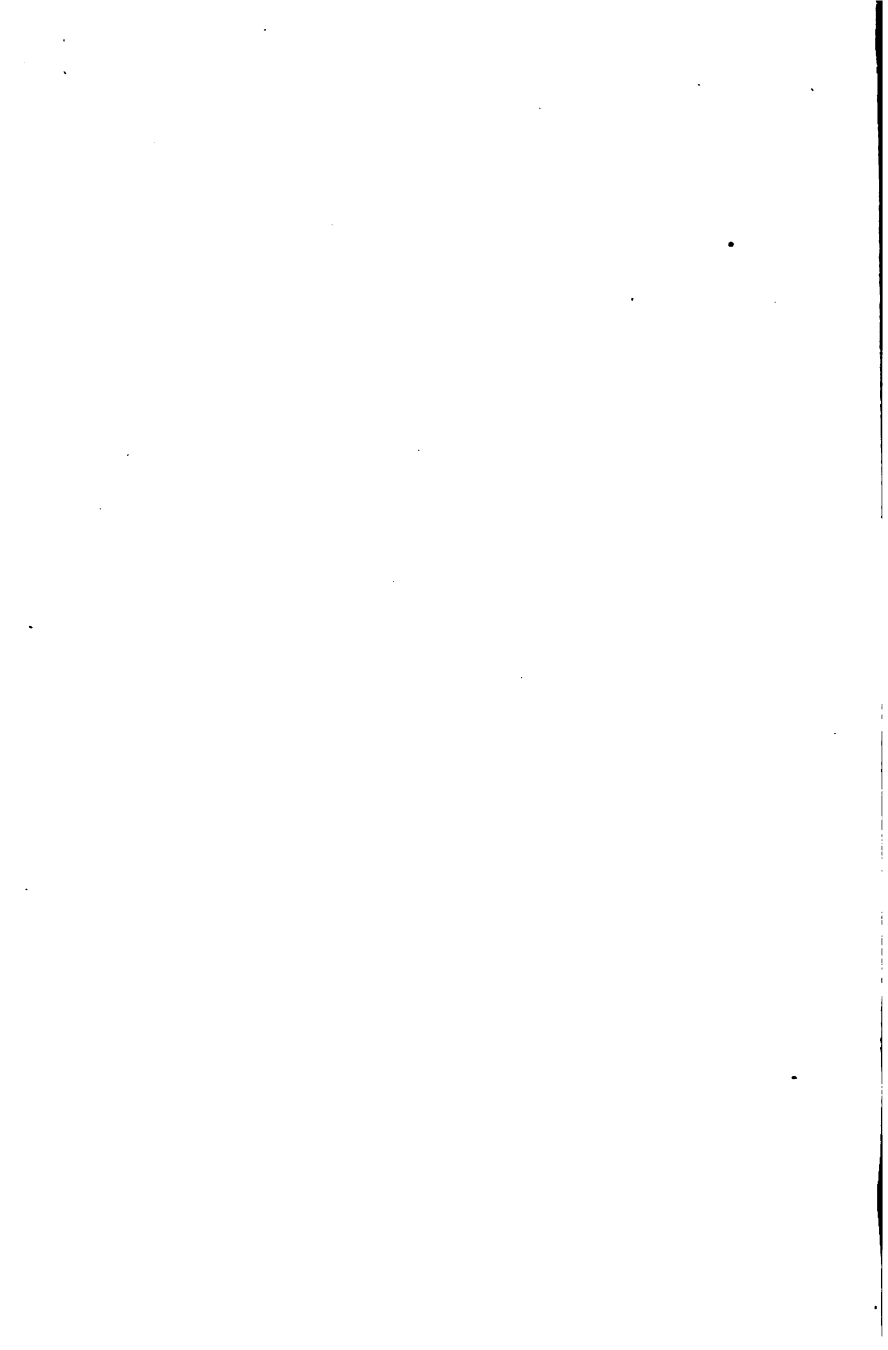
„Und Jean,“ sagte ich, „was trägst Du denn da an einem schwarzen Schnürchen um den Hals? Bist Du ein Nachtwächter geworden?“ „Nein,“ sagte Jean stolz, „das ist ein Hörrohr.“ Und richtig, es war ein großes Hörrohr von Guttapercha. „Aber wozu brauchst Du denn ein Hörrohr?“ sagte ich, „hörst Du denn nicht gut? bist Du taub?“ „O, freilich höre ich gut, ich habe Gottlob alle meine ge-

sunden Sinne," sagte Jean ziemlich piquirt, „aber man wird doch auch nobel sein dürfen! Die Herren Lieutenants und Commis und Alle, die auf Grazie und verfeinerte Menschenwürde Anspruch machen, sehen auch gut und tragen doch ein Augenglas und Zwicker in dem Augenwinkel, warum sollte ich nicht einen Schritt in der Mode weiter gehen und ein Hörrohr tragen? ein Gläschen ist allmälig so gewöhnlich, jeder Gymnasiast trägt's!" — „Jean," sagte ich, „diese lange Nase, dies Hörrohr — Alles macht Dich mir so unheimlich, suche Dir eine andere Stelle, Du bist entlassen!" „Warum?" sagte Jean. „Jean mir graut vor Dir!" rief ich. Da bäumte sich Jean und stürzte weinend in die Nacht hinaus. Eigentlich war es ganz heller Tag und die Sonne schien friedlich durchs Fenster, aber es lautet so poetisch lenauisch: „und stürzte weinend in die Nacht hinaus." Was thut man nicht der Poesie zu lieb!

Der alte Martin.

Wer wie ein Kind genießt den Tag,
Hat keinen zu bereuen,
Und kann sich, was auch kommen mag,
Auf etwas Neues freuen.

Rückert.



Der alte Martin.

Die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden und tausend lichte Sterne glänzten auf das stille Dörfchen herab. Was kleine Kinder oder alte Leute waren oder solche, die den Tag über in Wald und Feld sich recht müde gearbeitet hatten, die waren jetzt alle zu Bette, aber die größeren Kinder mochten bei dem warmen Sommerabend noch nicht schlafen, die saßen noch vor den Häusern auf der Bank oder Staffel und erzählten sich allerlei grausige und lustige Geschichtchen. Die schönsten wußte aber immer der alte Martin zu erzählen. Der war früher Soldat gewesen und weit in der Welt herumgekommen, jetzt aber hatte er einen Stelzfuß, was ihn jedoch nicht hinderte, oft tagelang in den Wäldern herumzustreifen und verschiedene heilsame Kräuter und Wurzeln zu suchen, die er an die Apotheker in der Stadt verkaufte und sich damit seinen Unterhalt verdiente. Der Stelzfuß war unten mit Eisen beschlagen, und wenn der Martin Nachts durch die Straßen ging, so hörte man ihn schon von weitem herklappern. und schrie ein Kind und wollte nicht schlafen und es hörte den Martin, da war es gleich mäuschenstill, denn die Mutter hatte ihm schon oft gesagt: „Wart ich sag's dem Martin, er soll dich in die Stadt

tragen und an den Apotheker verkaufen, du bös Würzele du!"

Die größeren Kinder aber, namentlich die Buben, liebten ihn leidenschaftlich, in ihren Augen gab es keinen größeren Helden als den Martin, und sie betrachteten seinen Stelzfuß mit großer Ehrfurcht, begleiteten ihn wohl auch auf seinen Wanderungen in den Wald, wo er ihnen manches Schöne von Vögeln, Blumen und den kleinsten Insekten und Käfern zu sagen wußte; wenn er aber Abends zu ihnen auf die Hausstaffel saß und Geschichten erzählte, das war für sie immer ein Fest.

„O erzähle! erzähle!" hieß es auch heute, und der Martin war so gutmüthig, daß er nicht lange ihren Bitten widerstehen konnte. „Nun so will ich euch vor Allem meinen Tageslauf erzählen. Ich war heute in aller Früh im Walde hinten auf der großen Waldwiese, suchte dort nach Orchideenwurzeln oder Bubenkraut, wie man's gewöhnlich nennt, für den Apotheker. Jetzt sind diese Blumen alle verblüht und da ist die Wurzel am besten; eine Orchidee aber stand schattiger als die andern im Gebüsch drinn, die blühte darum noch wunderschön und sah mit ihren schwarzrothen und purpurfarbenen und weißgetüpfelten Blumen so stattlich aus wie die vornehmste Hyacinthe. Ich wollte sie mitsammt den Wurzeln ausgraben, in einen Stockscherben setzen und dem Apotheker zum Präsent mitbringen, aber dann dachte ich wieder: nein, bleibe lieber stehen wo du bist und blühe auch das nächste Jahr!

Bei diesen Blumen ist es auch wie bei manchen Vögeln, die das Einsperren nicht ertragen können und im Käfig schnell sterben. Stellet so eine Waldpflanze in's Wasser oder in die feuchte Erde, es ist Alles gleich, so wie ihr sie

aus ihrem lieben Walde wegtragt, fängt sie an zu kränkeln und zu welken, und die Blätter hängen herab, wie wenn einer recht traurig ist und die Arme sinken läßt; die Waldpflanzen haben einen viel feineren Bau als die Gartenblumen und sind das Vagabundiren nicht so gewohnt, es zieht sie immer nach der alten Heimath.

Weiter kam ich tiefer im Walde an einen kleinen See, es ist eigentlich nur ein Teich, doch mag er ziemlich tief sein, und man darf sich wohl in Acht nehmen, daß man die Wasserlinsen, die ihn an einigen Stellen mit grüner Decke dicht überziehen, nicht für Moos oder Grasboden hält und einen falschen Tritt thut. Die Sonne spiegelte sich auf demselben und schien warm in das Wasser. Welch mannigfaltiges Leben regte sich da! Es ist nicht allein die Wärme der Sonne, die die Thierchen lebendiger, munterer macht und an die Oberfläche lockt, das Wasser wird ordentlich kräftiger durch die Sonnenstrahlen, daß es ist als ob man Wein unter das Wasser gegossen habe, so lustig geberden sich seine kleinen Bewohner, schwimmen pfeilschnell hin und her wie kleine Segelschiffchen, die einander den Rang ablaufen wollen, andere stürzen kopfüber hinab auf den dunkeln Grund und steigen wieder unaufhaltsam herauf an die helle Oberfläche und freuen sich an den Sonnenstrahlen: da mag freilich auch ein wenig Eitelkeit mit unterlaufen — warum sollten sie nicht eitel sein? Der Mensch ist es ja auch! — in der Sonne blinken ihre Farben viel schöner, da spiegeln sie sich gern in ihrem Glanze. Wie Silbertröpfchen blinkten die kleinen Wasserkäfer und beschrieben schnell wechselnde Kreise. Gleich kleinen Krokodillen, doch leicht und behend ruderten buntscheckige Wassereidechsen bald quer durch den Teich, bald an dem warmen Wasserrande hin und suchten

die Schnacken, die zierlich über dem Wasser tanzten, an den dünnen Füßchen zu haschen; ein schwarzer Roßegel schlingelte sich unheimlich — es fehlte ihm nur die Größe zu einer Wasserschlange — aus der Tiefe empor, und ein großer grüner Frosch saß auf einer Binse und sah mich mit stieren vorliegenden Augen an; als ich ihm aber näher kam — plums! sprang er geräuschvoll in's Wasser, und schnell war scheu die ganze lustige Bevölkerung von der Oberfläche verschwunden, nur die Schnacken tanzten noch ihre Hexentänze, wozu eine Grille hinter einem bemoosten Steine nicht weit von dem Teiche ein Liedchen aufgeigte, und zwei Libellen schwirrten sich verfolgend um die Gebüsche am Ufer. —

Ich zog ein Stück von den Wasserlinsen an's Land, wie zappelte und wuselte es da in dem grünen Geflechte von einer Unmasse kleiner Geschöpfe, und die Geuzen schnalzten mit den Schwänzchen wie kleine Krebse. Arme Thiere! sie wären bald an der Sonne verschmachtet! schnell warf ich den ganzen Plunder wieder in's Wasser, es stiegen langsam Luftbläschen in die Höhe und zerplatzten an der Oberfläche. Eine Spinne aber lebt in dem Sumpfe, die fängt solche Luftbläschen auf, zieht sie mit sich in die Tiefe, umspinnt sie da mit feinem Gewebe und lebt darin einsam und stille wie eine Meerfrau im Krystallpalast.

Jetzt führte mich meine Wanderung an einen großen Ameisenhaufen, derselbe war am Fuße einer alten Tanne, aber diese hatte ihn doch nicht ganz vor dem letzten Platzregen schützen können, er war an einigen Stellen eingesunken, und die Ameisen gaben sich alle Mühe, den Schaden wieder gut zu machen, sie krappelten lustig herum und trugen Baumaterial zusammen, die einen schleppten dürre Tannennadeln, deren genug auf dem Boden herumlagen, herbei, andere zo=

gen mit vereinten Kräften an einem langen Stückchen Grashalm, zwei brachten die abgefallene Flügeldecke eines todten Maikäfers, in dessen Bauch sie vor Monaten, als er hülflos auf dem Rücken lag, eine lustige Mahlzeit gehalten hatten; mehrere waren auch so keck und kletterten am Stamme der Tanne hinauf bis in die Zweige, um kleine Rindenstückchen zu erobern, dies war kein so geringes Wagstück, denn aus dem Stamme sickerte an vielen Stellen Harz heraus, das zwar ganz herrlich roch, wann aber so ein schwarzbrauner Abenteurer seine nackten Füßlein hineinbrachte, da hatte er auf einmal Stiefel an, die er nimmer vom Fuße brachte und mußte elendiglich sterben. Merkwürdige, fleißige Thierchen die Ameisen! ist ihr Stimmchen zu fein, als daß wir es hören können oder sprechen sie nur mit Zeichen, aber das ist gewiß, wer die Ameisen öfters beobachtet, der sieht auch, wie sie sich untereinander verständigen, eine oft die andere im Laufe aufhält, um ihr ein Wörtchen zu sagen, eine Botschaft zu hinterbringen, z. B. „schnell, komm' mit, ich habe ein fettes Räupchen gefunden, es ist von der Buche dort herabgefallen, hilf mir, es geschwind in die Küche tragen, eh die naseweise Blaumeise da oben es uns vor der Nase wegfischt“ oder: „ich muß schnell hinab noch mehr Zimmerleute holen, wir haben einen prächtigen Balken ausfindig gemacht, der herrlich zu einem Thürpfosten paßt, aber er will noch nicht recht von der Stelle, sag's auch den andern dort hinten, daß sie uns ziehen helfen.“ Solch Geschäft macht Durst, darum legen sich die Ameisen auch oft einen kleinen Kuhstall an. „Einen Kuhstall? lachten die Kinder, ach das ist gewiß nicht wahr!“ Freilich, sagte der Martin, ihr habt doch schon gesehen, daß an Rosensträuchen, Hollunderzweigen und wo sich sonst gerne die kleinen grünen Thierchen, die

Blattläuse aufhalten, immer auch Ameisen herumkriechen? Die Blattläuse sind die Kühe der Ameisen. Wo eine Ameise eine schöne dicke Blattlaus sitzen sieht, da schleicht sie hinter ihr her und kitzelt sie leicht mit den Vorderfüßchen. Die Blattlaus läßt dann einen weißen, süßen Tropfen von sich, den die Ameise begierig trinkt und der ihr so gut schmeckt, wie uns die beste Milch. Aber damit sind sie noch nicht zufrieden, sie nehmen auch die Blattläuse gefangen, schleppen sie in ihren Haufen und sperren sie in ihre Zellen ein. Dort werden sie sorgsam gefüttert und haben das beste Leben, aber die Freiheit haben sie nicht und müssen sich alle Tage melken lassen."

Wie freute das die Kinder! „Also machens die Ameisen ganz wie die Menschen!" riefen sie. „Ja freilich, und etwas Anderes ist noch auffallender, die Ameisen halten auch wie die Menschen förmliche Sklavenjagden, die größeren rothen Ameisen überfallen oft die kleinen schwarzen, liefern ihnen Schlachten, nehmen sie gefangen, und dann müssen sie ihnen arbeiten gerade wie die Negersklaven den Weißen!

Dann kam ich an dem großen Steinbruch vorbei, die Sonne schien recht warm auf die Felsen, da habe ich zuerst leise, dann immer lauter ein Liedchen gepfiffen und sieh', bald da, bald dort streckte eine Eidechse ein Köpfchen aus den Steinritzen hervor und wagte sich immer weiter heraus und hörte der Musik zu, daß ich sie leicht hätte fangen können. Ja die Eidechsen hören die Musik gern, aber vor Allem die Spinnen.

In Frankreich hat ein Knabe gelebt, der hieß Berthome und war schon in seinem achten Jahre ein so gewandter Violinspieler, daß seine Eltern beschlossen, ihn einen Musiker werden zu lassen. Zu dem Ende mußte er fast Dreiviertheile

des Tages auf seinem Zimmer zubringen und sich auf dem Instrumente einüben. Die Stube war eng und düster und der Knabe hätte oft gerne die Geige weggeworfen und wäre im lieben Sonnenschein herumgesprungen, aber die Eltern waren sehr streng. Nun bemerkte er, als er einstmals wieder einsam auf seinem Zimmer saß, daß eine große Spinne, die im Winkel oben ihr Netz aufgeschlagen hatte, ihr Gewebe verließ und ihm näher kam, so oft er die Geige strich.

Dieß wiederholte sich zu seinem Vergnügen immer und am Ende wurde der junge Künstler und die Spinne so vertraut mit einander, daß sie, wenn er spielte, aus ihrem Winkel auf den Pult kam, von dem Pult auf den Künstler und zuletzt gar auf den Arm, der den Bogen führte. Die Freundschaft mit der Spinne war nun dem Knaben sein Alles, ihr zu lieb lernte er seine Einsamkeit lieben und der Spinne wegen freuten ihn seine Fortschritte in der Musik. Aber ach, dieses stille Glück sollte nicht lang dauern! Eines Tages führte seine Tante einen Herrn zu ihm ein, dem er vorspielen mußte. Gleich nach den ersten Bogenstrichen verließ die Spinne ihr Gewebe, kam näher und näher und setzte sich endlich auf die Hand des kleinen Künstlers. „Pfui, welch' häßliche Spinne! rief die Tante, ergriff eilig ihren Pantoffel, streifte die Spinne von der Hand auf den Fußboden und kratsch war sie ohne Rettung zertreten. Der arme Knabe jammerte nicht und weinte nicht, ohnmächtig sank er zu Boden. Man brachte ihn zu Bette, er blieb lange ohne alle Besinnung, länger als drei Monate schwebte er zwischen Tod und Leben, und als er wieder sprechen konnte, verlangte er immer, und ach vergebens, nach seiner lieben Spinne. —

„Ach die böse wüste Tante!“ riefen die Kinder; aber nein, du darfst noch nicht fortgehen, Martin, der Abend ist

ja heute so warm, du mußt uns noch etwas erzählen." „Nun so will ich euch zum Schlusse noch etwas aus meinem Leben erzählen, paßt auf!"

„In meinem vierzehnten Jahre bin ich von Hause fortgekommen und ging auf die Wanderschaft und habe nimmer meine Heimath gesehen bis in mein zwanzigstes, wo mich die Conscription heimtrieb. War ich als ein kleiner, schmächtiger Knabe fortgegangen und der Abschied meinen Eltern um so schwerer gefallen, da sie mir außer ihrem Segen wenig mitgeben konnten, so kehrte ich jetzt groß und sonnverbrannt heim, auch war mir ein stattlicher Bart gewachsen, und ich hatte mir bei meinem Meister ein schönes Stück Geld erworben, das ich fröhlich in der Tasche zusammenklimpern ließ.

Doch je näher ich meinem Orte kam, desto mehr klopfte mir das Herz, trotzdem daß die Morgensonne gar freundlich — und ich meinte viel heller als sonst — herabschien. Am Hohlweg, richtig, da stand noch, wie vor sechs Jahren, der große Holzbirnbaum, und auch die Ruhstatt weiter unten war dieselbe geblieben. Eben stellte eine Frau ihr Grasbündel darauf ab, es war unsere Nachbarin, die alte Sabine, sie erwiederte freundlich meinen Gruß, aber sie erkannte mich nicht. Gerne hätte ich sie nach meinen Eltern gefragt, aber ich wollte diese überraschen, auch hatte ich schon gar lange Zeit nichts mehr von ihnen gehört und fürchtete mich fast erfahren zu müssen, eines oder das andere sei krank oder gar gestorben. Der Adlerwirth war ein guter Freund meines Vaters und der Adler nicht weit von meinem väterlichen Hause. Da trat ich jetzt hinein, verlangte ein Glas Wein und fragte: Ist ein Barbier im Ort? „Ei freilich!" sagte der Adlerwirth, „wenn's der Herr befehlen, will ich nach

ihm schicken.“ O wie zitterte mein Herz! denn der Barbier, müßt ihr wissen, und es gab nur einen einzigen im Orte, war ja mein Vater. Nach kurzer Zeit ging auch die Thür auf und er stand vor mir, der liebe, freundliche Mann, er war noch ganz derselbe, nur die Haare etwas spärlicher und grau geworden. „Wollen Sie mir nicht den Bart abnehmen?“ sagte ich, und während er mich einseifte und rasirte, erzählte er mir, daß er auch einen Sohn in meinem Alter in der Fremde habe und — und — jetzt war der Bart weg. — „Ach Gott, Martin, bist du's? bist du's?“ — „Ja freilich bin ich's, lieber herziger Vater,“ rief ich, „o verzeih' mir den Scherz!“ und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, der Adlerwirth stand aber daneben, und es glänzte ihm vor Rührung eine Thräne im Auge, die mir lieber war, als sein bestes Faß Wein im Keller. „Jetzt aber nur gleich zur Mutter!“ rief ich. „Ja freilich,“ sagte mein Vater, „ach, wie wird sie sich freuen, die gute Alte, sie ist gerade im Hausgärtchen bei ihren Blumen, ich bin nur begierig, ob sie dich erkennt!“

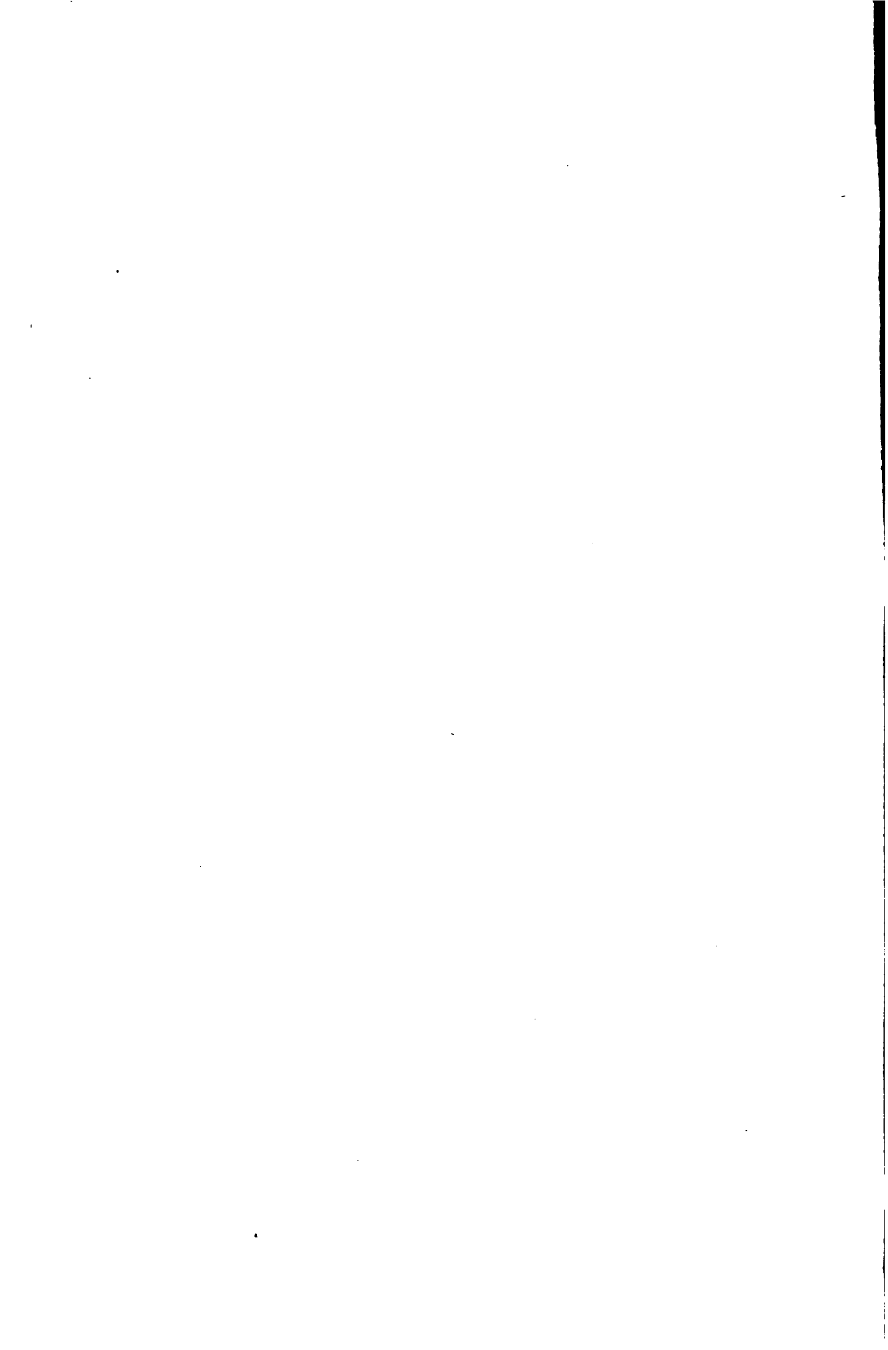
Schnell eilte ich zum Garten, öffnete behutsam die Thüre, und während mein Vater einige Schritte zurückblieb, schlich ich mich leise hinter meine Mutter, die soeben ihre Blumen begoß. „Wohnt hier der Herr Barbier?“ sagte ich. „O Martin, mein Martin!“ rief aber die Mutter schon beim ersten Wort, ließ im freudigen Schreck die Gießkanne fallen, sprang auf mich zu und schluchzte an meinem Halse. Hatte mich mein Vater im Gesicht erkannt, so erkannte mich meine Mutter schon an der Stimme, und daraus könnt ihr sehen, liebe Kinder, daß wenn ein Vater sein Kind auch noch so gern hat, eine Mutter es doch noch viel mehr liebt, denn keine Liebe geht über Mutterliebe. Wie ich bald darauf Sol-

dat geworden bin und viele Feldzüge mitgemacht habe, auch in Gefangenschaft gerieth, bis mir endlich in der letzten Bataille das Bein abgeschossen wurde, habe ich euch schon oft erzählt. Damals schritt ich auch wieder nach langen, langen Jahren den Hohlweg herab dem Dorfe zu, aber es war aus mit dem Scherz und gelüstete mich nimmer in den Adler. Ach, wo ich meine lieben Eltern zu suchen hatte, das war mir von dem Pfarramt geschrieben worden. Mein guter Vater hatte seine freundlichen Augen schon längst zum ew'gen Schlafe geschlossen und der Himmelsthau begoß die Blumen auf meiner Mutter Grab. Traurig stieß ich mit dem Stelzfuß an die Kirchhofthüre und suchte unter den Gräbern, bis ich das Grab meiner Eltern fand. Dort setzte ich mich hin und weinte und weinte. O meine Kinder, wenn man einem den Fuß abnimmt, das ist ein arger Schmerz, aber tausendmal weher thut es doch, wenn die Eltern sterben; da ist's, als würde einem das Herz aus dem Leibe gerissen, und nur in der Natur findet man die Spuren der verlorenen Mutterliebe wieder, jede Blume haucht einen tröstend an und flüstert: Haben wir nicht alle Eine liebende, unsterbliche Mutter?

Gute Nacht!"

Druckfehler.

Hilf dir vor selber, eh' du Andere arzneiest!
Sirach, Cap. 18 V. 20.



Druckfehler.

Gottlob der Schuh ist fertig! ruft der Schuster und schlägt noch einmal mit dem kleinen Hammer vergnügt auf die weiße Sohle, und der Tischler steht bewundernd in der Werkstatt vor dem zierlich gearbeiteten Mahagonitischchen und freut sich, ein lustiges Liedchen pfeifend, der gelungenen Arbeit. Das ist, so zu sagen, die geistige Bezahlung im voraus. Aber „die Schuhe, die Sie mir da gebracht, wären gar nicht übel, nur der linke drückt mich empfindlich an der kleinen Zehe“, sagt der eine Kunde, „das Tischchen ist schön und mit Fleiß gearbeitet, aber nicht nach dem modernen Geschmacke, wie ich es gewünscht habe“, sagt der andere, und Schuster und Tischler gehen etwas verstimmt nach Hause — wer kann's den Menschen recht machen?

Ein Dichter sitzt seelenvergnügt in seinem einsamen Stübchen, das Licht ist herabgebrannt, die Uhr geht auf Zwölf, er merkt es nicht; ein Manuscript liegt sauber geschrieben und nummerirt vor ihm, es ist ein Werkchen, das er eben vollendet. „Was wird das Publikum dazu sagen?“ denkt er, und mit Träumen künftigen Ruhms, der Unsterblichkeit, läßt er das Geschriebene schattenartig noch einmal an seiner Seele vorüberziehen. Wie ein armer Student Abends am Fenster seines Stübchens, das ihm über die rauchigen Dächer weg die Aussicht auf eine ferne Thurmspitze und ein Stück-

chen Himmel gewährt, die gepreßten Blumen betrachtet, die er von einer frischen, fröhlichen Fußreise einst heimgebracht, und beim Farrenkraut an die tiefdunkeln Tannenwälder, die er durchwandert, bei der blauen Genziane und dem glänzenden Edelweiß an die sonnige Gebirgshöhe, die er erstiegen, zurückdenkt, und ihm dabei federleicht wie einer Lerche zu Muthe wird: so tritt dem Dichter zwischen den geschriebenen Zeilen des Manuscripts frisch und farbig Alles entgegen, was er während des Schreibens warm und edel empfunden hat. Ach, er ahnt nicht, das Publikum sieht trotz des zierlichen Einbands mit Goldschnitt nur den todten Buchstaben, und der Recensent durchstöbert kalt und prüfend das Buch, wie ein Botaniker ein bestaubtes Herbarium. Doch gönnen wir dem Dichter seine beglückenden Träume! es ist wie bei dem lustig in der Werkstatt pfeifenden Tischler die geistige Bezahlung im voraus. Die Aprikosen- und Kirschenblüthe, die heute so fröhlich von den Zweigen herabglänzt, vielleicht morgen schon hängt sie, vom Morgenfrost getroffen, gelb und welk hernieder, ohne je zur Frucht zu reifen, aber hätte der Baum deshalb gar nicht blühen sollen? Das Blühen und Träumen ist so schön, auch wenn es keine Früchte bringt! Die Geschichte von dem Bauernmädchen, das in der beglückenden Berechnung des zukünftigen Gewinns einen Freudensprung macht, daß die Milch verschüttet, die Eier zerplatzen, und sie wieder ärmer als je dasteht, erlebt wohl jeder phantasiereiche Mensch mehr als einmal an sich selbst, doch er soll dem Schicksal darum nicht böse sein, sondern ihm für die geschenkte Phantasie danken; sie umkleidet, wie das Epheu das graue Gemäuer, mit farbenwarmer Poesie die schweren Stunden des Lebens.

Um aber von dieser Abschweifung auf unsern Dichter

zurückzukommen: In jener Nacht also hat er wachend geträumt, und nach gelöschtem Licht — ich sage das zur Beruhigung der Hausfrauen — schlief er profitlich lächelnd ein und hatte noch einen wahrhaftigen wunderschönen Traum; ihm träumte, sein Manuscript verwandle sich in eine marmorweiße große Porzellanplatte mit Lorbeerblättern garnirt, und er selbst liege als gesulzter wilder Schweinskopf darauf, einen Lorbeerzweig hinter dem Ohr.

Sechs Wochen später sah das Manuscript nimmer marmorweiß aus, es hatte schon viele große Reisen gemacht. Mit der Werthangabe: Manuscript Valor 500 fl., Manuscript Valor 300 fl., Manuscript Valor 50 fl., hatte es mit immer kleinerem Muthe der Dichter an verschiedene Buchhändler geschickt; mit der Bezeichnung: Schriftliches, Werth 30 kr.; Manuscript ohne Werth; Makulatur, Gewicht 6 Loth u. s. w., war es immer wieder um ein paar Eselsohren vermehrt zurückgekehrt; doch endlich hatte ein Buchhändler sich unerwartet erbarmt, und bald kam der erste Druckbogen. Dieser Stolz! Hatten sie wohl auf der Post das Kreuzband abgestreift und ein wenig darin gelesen? es konnte Täuschung sein, aber es schien ihm, die Herren von der Post machten ihm bereits ein viel ehrfurchtsvolleres Compliment. Einige Wochen darauf nichts unter Kreuzband mehr, aber in frischem, grauem Papier hübsch versiegelt ein Päckchen. Er öffnet es pochenden Herzens, es waren — er mußte sich an der Stuhllehne halten, den Dichter schwindelte es vor seiner eigenen Größe, 12 Freiexemplare seines Werkes. Endlich, endlich war der Moment gekommen, den er oft kaum mehr im Traume gehofft, er hielt sein Buch, sein höchst eigenes Buch sauber gedruckt und broschirt in der Hand, sein Name stand mit großen Lettern leibhaftig zu Jedermanns Einsicht auf dem

Titelblatt, er war ein Autor, eine welthistorische Person geworden; der seligen Stunde, wo er das Manuscript vollendet vor sich liegen hatte, war jetzt nach einer trüben erwartungsvollen Zeit eine zweite selige Stunde gefolgt. Er durchblätterte, er las, als wüßte er den Inhalt nicht schon längst fast auswendig. Auf einmal — wenn einer unversehens auf eine Schlange tritt, kann er nicht ärger erschrecken — o weh, er sah einen Druckfehler. Statt „einst“ stand „nicht“ und zwei Seiten später „Scherz“ statt „Schmerz“. Ei. wie verdammt ärgerlich! ein so sinnstörender Fehler und gerade an der schönsten Stelle! Das Publikum hält's nicht einmal für einen Druckfehler, glaubt, ich hätte diesen Unsinn so geschrieben! offenbar eine Bosheit vom Setzer! wie habe ich Alles so pünktlich durchgegangen! ich könnte den Kerl ruhigen Blutes henken sehen!“ Mit solchen bitterbösen Gedanken legte er sich recht sorgenvoll zu Bette, doch in der Nacht, die ja ohnedies die Gefühle weicher stimmt, wachte er auf und dachte an die Druckfehler und wollte eben wieder recht zornig auf den Setzer werden, da wurde ihm auf einmal wehmüthig ums Herz. „Wie?“ sprach er vor sich hin, „du bist dem Setzer böse, weil er „nicht“ statt „einst“, „Scherz“ statt „Schmerz“ gesetzt hat? Ist die Seele des Menschen, die ursprünglich von Gott so schön gedacht war, nicht selbst ein Buch voll Druckfehlern? Ehe du dem armen Setzer zürnst, fange vor Allem an dir selbst zu revidiren an und bitte Gott, daß er einst das Druckfehlerverzeichniß deiner Seele gnädig annehme. Statt „Hochmuth“ lies „Demuth“. Statt „Haß“ lies „Liebe“. Statt „Unmuth“ lies „Sanftmuth“. Statt „Härte“ lies „Milde“. Statt „Rache“ lies „Verzeihung“.

Altersnahen.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.

Uhland.

Altersnahen.

Wie ich mich rütteln, schütteln mag,
Das Alter rückt heran,
Ich fühl', mein Lebenskarren rollt
Nun abwärts seine Bahn.

Noch sind die Muskeln frisch und stark,
Noch ist das Haar nicht grau,
Ob's regnet, ob die Sonne scheint,
Ich nehm' es nicht genau;

Ich wand'le flink durch Berg und Thal,
Sing' selbst ein lustig Lied,
Doch fühl' ich, wie ein stiller Ernst
Die Seele mir durchzieht.

Inmitten in dem schnellsten Lauf
Bleib' ich oft plötzlich stehn,
Weil Schatten der Vergangenheit
An mir vorübergeh'n.

Viel, was mir sonst zur Freude war,
Eracht' ich jetzt gering;
Ich seufze: „Um ein fröhlich Herz
Ist's doch ein köstlich Ding!“

Ich merke, daß sein Lebensbuch
Man immer schneller liest
Bis zu der letzten Seite, wo
Der Tod den Deckel schließt.

Warum hat man die Veilchen, die Schlüsselblumen, die Maiglöckchen so lieb, und die Dichter weihen ihnen tausendfache gute und schlechte Lieder? Sie sind die Boten einer fröhlichen Zeit, sie bedeuten den Frühling.

Die Herbstzeitlose — was nützt ihr ihr nettes, violettes Röckchen? — „O weh, da steht schon eine Zeitlose!“ ruft man erschreckt und läßt das arme Blumenkind einsam im Morgennebel auf der Wiese stehen, kein freundlicher Gruß empfängt es. Was hat die kleine Blume gethan? sie weiß es in ihrer Unschuld nicht; ohne ein freundliches grünes Blatt (grün bedeutet ja Hoffnung), in Halbtrauer mußte sie erscheinen, sie, die letzte Blume des Feldes als stumme Verkünderin des nahenden Winters.

Wie man auf dem Spaziergange an der Herbstzeitlose erschrickt und fragt: ist es schon so weit? kaum erst war ja Frühling, wie kurz war der Sommer, der Herbst, wills denn schon Winter werden? so überrascht man sich oft plötzlich in ernsten, früher nie gefühlten Gedanken, die immer häufiger aus dem Innersten der Seele hervorquellend einem zurufen: „O, verhehle dir's nicht, deine Jugend ist vorbei, das Alter ist im Anzuge!“ Lange eh' es die Andern an äußeren Zeichen merken, hört der Mensch mit geistigem Ohre das Anklopfen des Alters.

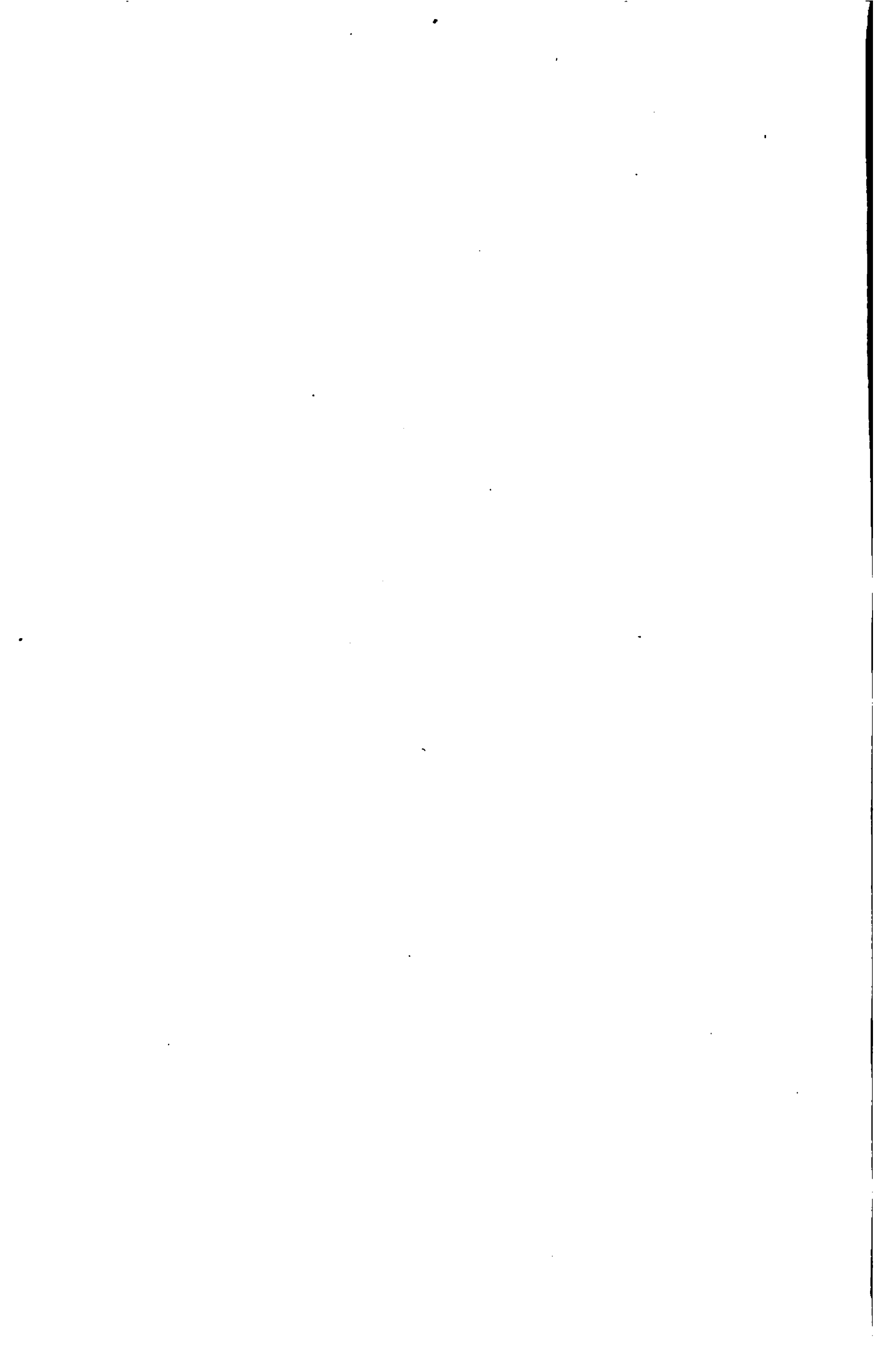
Soll ich angstvoll rufen: „O bleibe draußen, schrecklicher, ungebetener Gast! Gönne mir noch einige ungestörte Jahre der Jugend, laß mich den schäumenden Becher der Lust ungetrübt bis zum letzten Tropfen austrinken!“? — Nein,

herein! herein! ernster Freund, Dank dir, du kommst mir nicht unerwartet! eh du die Haare mir winterlich bleichst, die Gestalt welken machst, schickst du mir als letzte Blume des Feldes, als milde Verkünderin deines Nahens ernstes Denken, stilles Entsagen. „Hinab, in die Erde hinab!“ heißt der Machtspruch der Natur.

Die schönsten Blumen sprießen
Naß von Thränen aus den Gräbern —
Und der Hauch des Todes trübet
Auch das schönste Menschenauge.

Der Ruf: „Du bist aus Erde und sollst wieder zu Erde werden!“ ergeht stündlich an Millionen Geschöpfe. Soll ich mich ihm feig entziehen wollen?

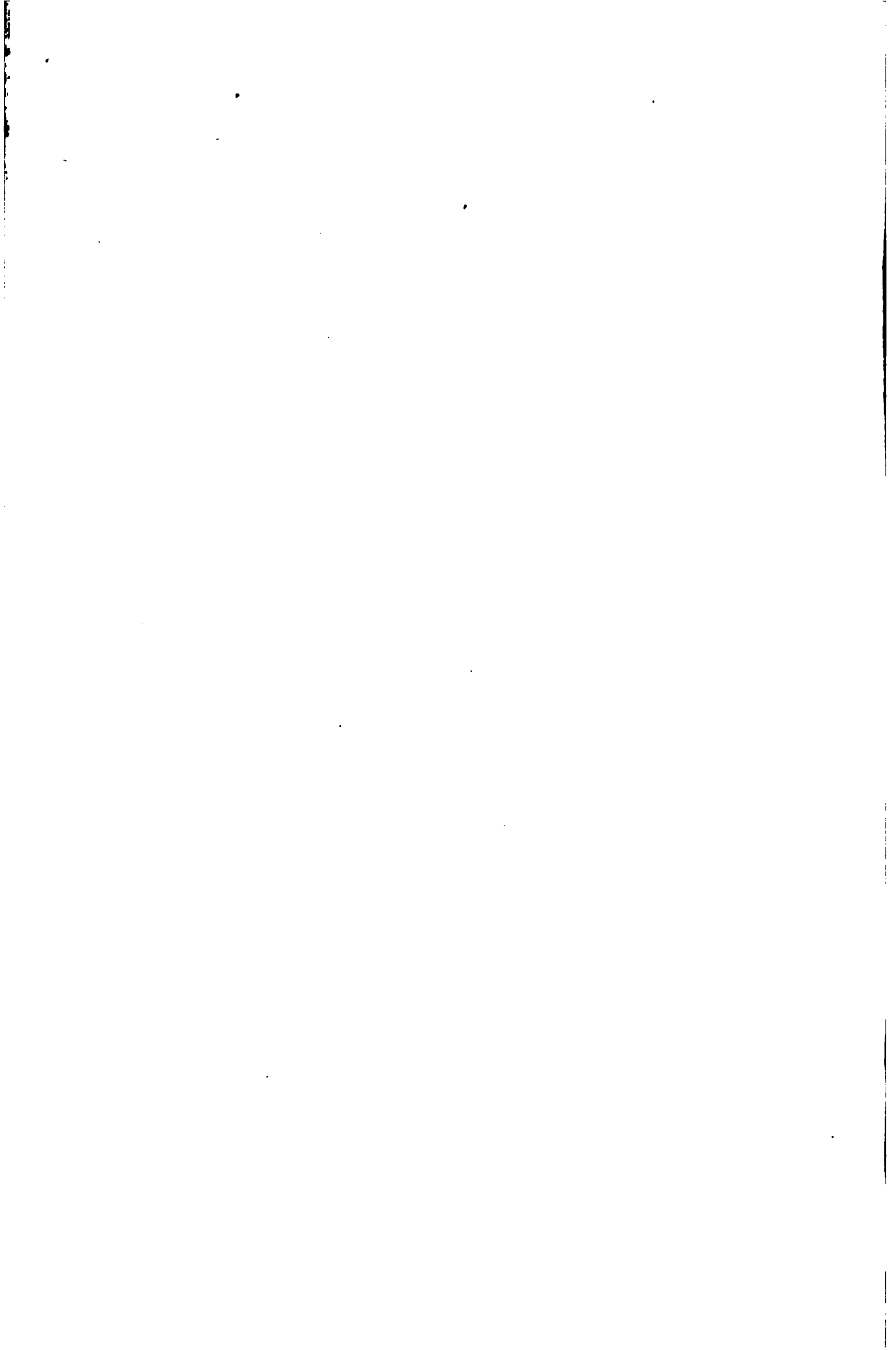
Ja, schön warst du, herrliche Zeit meiner Jugend! wie glühten die Rosen, wie perlte der Wein! Die Schatten, die damals meine Seele überflogen, sie sind vergessen, mir ist jetzt, als schaute ich zurück auf ein Meer von Licht; o, noch einmal möchte ich mich tauchen dürfen in die helle Fluth! — Doch ich verstehe: die Natur handelt nach strengem Gesetze; ein Thor, wer den Zeiger zurückstellen will und ihr gebieten: „Mache aus Herbst wieder Frühling!“ Andere nach mir werden sich ihres Lenzes freuen, bis auch ihnen die Sonne herbstlich scheint. Darum komm, mein ernster Freund, komm, o Alter! geleite mich friedlich den letzten abendlichen Gang, führe mich langsam durch die dunkle Pforte, aus der keine Wiederkehr.



Geduld! Demuth!

Zu beklagen ist die Menschheit,
Der ein Priester will gebieten,
Statt den Frieden ihr zu geben
Raubt er ihr die Erdenbluthen.

Lenau.



Geduld! Demuth!

Immer und immer, im hellsten Sonnenscheine wie in der geheimnißvollsten Stille der Nacht, zu jeder Jahreszeit, unter jedem Himmelsstriche, immer und überall ist die Natur wunderbar und herrlich und im Kleinsten ebenso wie im Größten. Du brauchst keine große Reise in eine romantische Gegend zu machen, betrachte nur einmal ein Stückchen Moos, eine Handvoll grasbewachsener Erde, denke dich klein, ganz klein, wie ein Käfer, und lasse in deiner Phantasie das Moos und Gras groß sein wie Palmen und Tannen; auf einmal ist dir, als schautest du vor dir das lieblichste Waldthal, ein wildes Gebirge. — Wie herrlich ist der Farbenschmuck der Blumen, der Vögel, der Schmetterlinge, die Farbe des Himmels, des Wassers! Aber begnüge dich einmal nur mit Einer Farbe, gehe in der Morgensonne durch einen Wald, beschaue dir die Schattirungen des Grüns. Welche tausendfache unzählbare Abstufungen siehst du, daß du denkst: ja, wenn es nur diese Eine Farbe gäbe, wäre es doch schon wunderschön auf der Erde! — Steige auf eine Sternwarte, betrachte die Millionen Welten, die in unabmeßbaren Fernen nach Einem großen Geheimniß ob deinem Haupte sich bewegen. Deine kühnsten Gedanken schaudern zurück vor dieser erschütternden unfaßbaren Größe, du fühlst dich atomenartig klein und wie ver-

loren im Weltall, freust dich, wieder herabsteigen zu dürfen, auf der greifbaren Erde zu sein; es thut dir wohl, wieder durch menschenbelebte Straßen zu wandeln. Da begegnet dir mit fröhlichem Gruß ein Mädchen. Was trägt es für ein Strahlendiadem auf dem Haupte, als wär' es die Königin der Nacht? Es hat Leuchtkäferchen gefangen und sich dieselben wie einen Kranz über die Haare gelegt. Wer gab diesen kleinen Thierchen ihren Glanz? Weißt du mehr von dem kleinen Käfer, als von den großen rollenden Welten über dir? Sind nicht beide gleich wunderbar, unbegreiflich deinem Verstande? Der Käfer leuchtet nur wenige Tage, die Sterne unaussprechbare Zeiten, Ewigkeiten von Jahren. Doch sind vor den Augen des Schöpfers Ewigkeiten nicht so klein wie dir Tage? und du selbst, bist du ihm mehr als ein Käfer? ist dein Verstand mehr als das Phosphoresciren eines Leuchtwurms? O, genieße dankbar wie jedes andere Geschöpf das, was dir die Natur, was dir dein kurzes Leben beut! Es ist so kurz! kannst du nicht warten, bis dir der Tod das Geheimniß löst: ob ewige Vernichtung deines Ichs, Zurücksinken in die allgemeine Masse, aus der der Schöpfer neues Leben bereitet? ob Wiedererwachen zu einem höheren Leben, Wiedersehen derer, die dir vorangegangen? Vorderhand Geduld! Demuth! wiege dich nicht voreilig in hochmüthigen Träumen, freue dich recht von Herzen dieses Lebens! du ehrst damit deinen Schöpfer. —

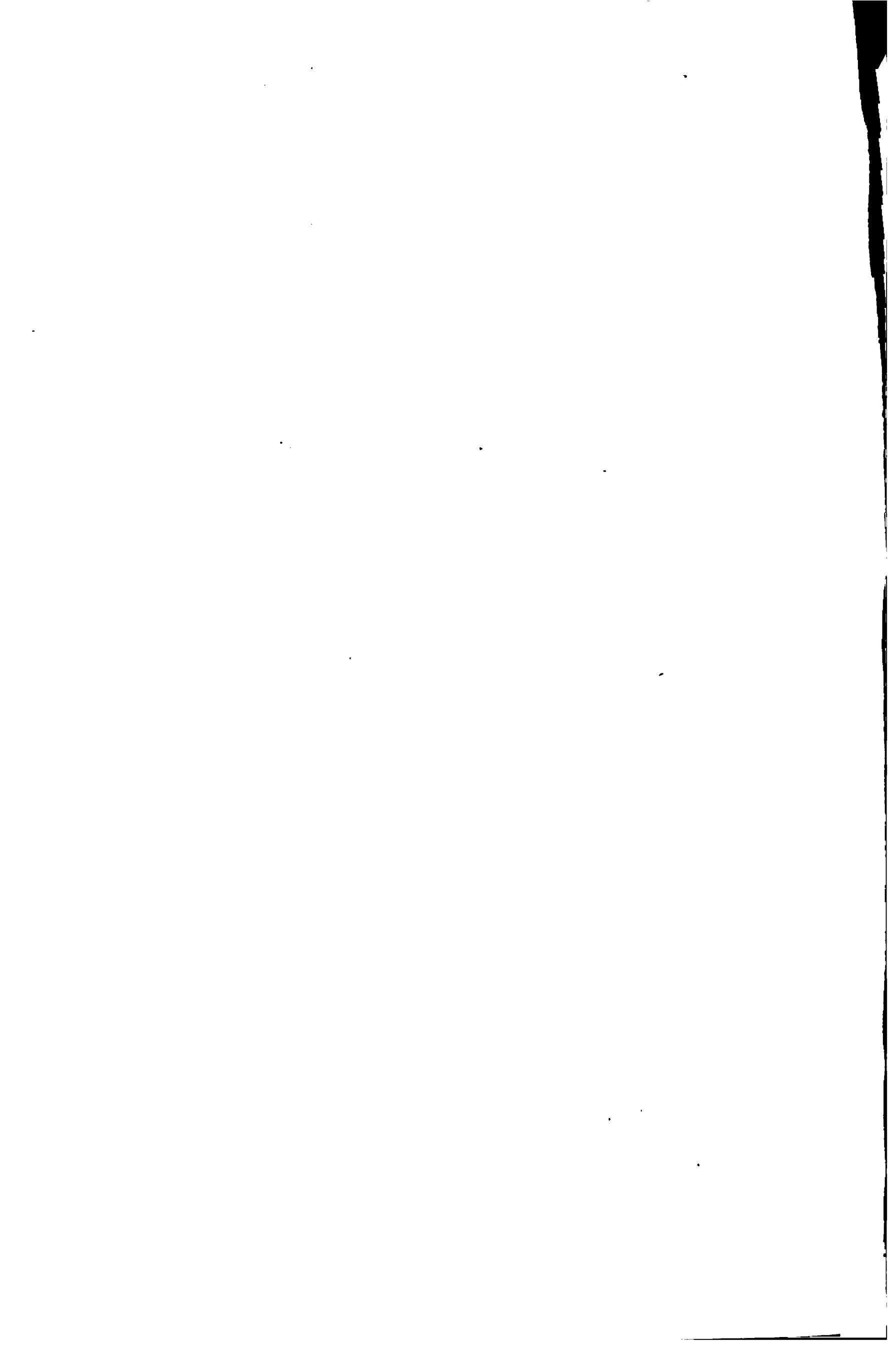
Sündhaft ist der Wucherer, der die reiche gesegnete Ernte der andern verflucht, damit sein Korn auf dem Speicher im Preise steige; doppelt sündhaft seid ihr, ärmliche Himmelsspekulanten, die ihr die gottgegebenen Freuden dieser Erde schlecht zu machen, den Menschen zu entleiden sucht, die ihr eurem Hochmuth zu lieb die Natur in den Staub

zieht! Kasteit euch, plagt euch selbst so lange ihr wollt! nur mißgönnt nicht den Andern die fröhliche Ernte!

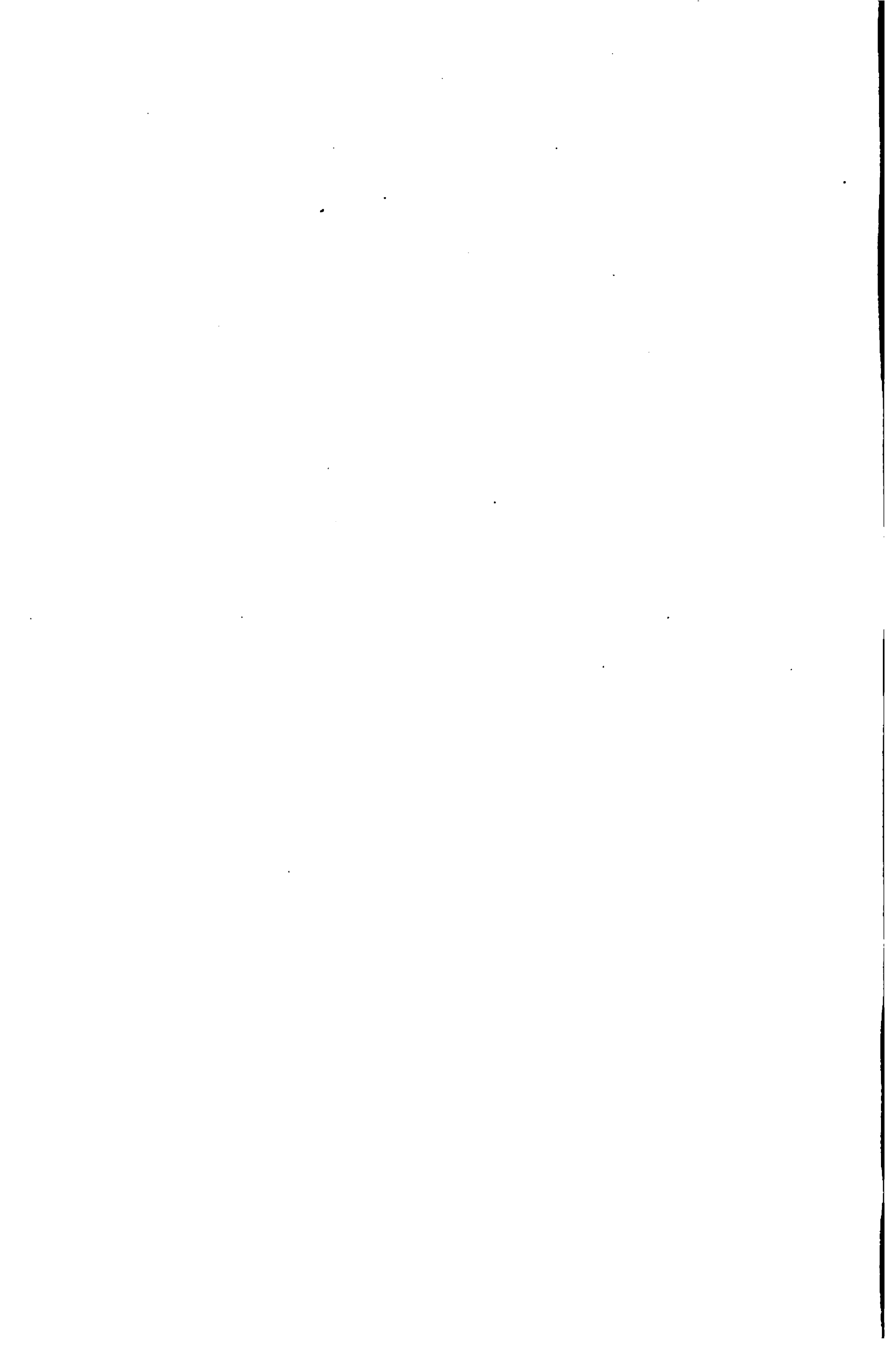
Und frag' ich euch: „O saget mir,
Wo ist der Ort, der euch will taugen
Zum Himmel, zum Absteigquartier
Für eure Seele?“ deutet ihr
Nach oben mit verdrehten Augen.

Das heiß' ich wahrlich in die Luft,
In's tiefste Blau Luftschlösser bauen!
Steifbettlern gleich sinkt ihr zur Gruft,
Und glaubt, wenn die Posaune ruft,
Als Himmelsprinzen aufzuthauen.

Ja, und wenn Gott es machte wahr
Und euch vom Grab aufrief sein Werde,
Wär' euch die Himmelsluft zu klar,
Kopfhänger werden nicht zum Aar,
Ihr bliebet kleben an der Erde.



Wozu ein Kreuzschnitt über den Kopf gut sein kann.



Wozu ein Kreuzschnitt über den Kopf gut sein kann.

Die Zeit! die böse Zeit! sie läßt sich nicht aufhalten, sie schreitet fort und immer fort; wie die Uhr an der Wand macht das Herz tik tik und damit schwinden unwiederbringlich Sekunden, Minuten, Tage. Man kann nicht sagen: halt du böse Zeit, laß mich für einige Jahre aus der Reihe hinaus, ich will später wieder eintreten. Die Zeit hält dich eigensinnig in ihren Armen, sie rast fort mit dir wie eine Zigeunerin, die ein Kind gestohlen. Im Anfang streichelt sie dich, du hältst sie für eine liebende Mutter, freust dich unter ihrem Schutze groß und stark zu werden, aber bald kommt der Wendepunkt, wo sie stiefmütterlich mit dir umgeht, du wirst unzufrieden mit den Spiegeln, sie kommen dir nicht mehr vor wie vor 20, 30 Jahren, es schaut nicht mehr das frische, rosige Gesicht heraus, du siehst Falten, graue Haare oder entdeckst gar, trotzdem daß du ein Weltkind bist, auf deinem Haupte den Beginn einer Tonsur. Pfui, du böse, ungalante Zeit! Vierzig, auch fünfzig Jahre ist noch kein Alter, und doch denke dich einmal lebhaft zwanzig, fünfundzwanzig Jahre zurück, in die Zeit, wo du noch ein Student warst. Die lange Pfeife im Munde, den schäumenden Humpen vor dir, singst du mit anderen lustigen

Kameraden das fröhliche Gaudeamus igitur! Auf einmal soll sich wie durch einen Zauberschlag mitten aus den Tabakswolken heraus ein Nebelbild entwickeln, das immer deutlicher hervortretend und zu Fleisch und Bein sich gestaltend dich und deine Kameraden zeigt, wie ihr in 20, 25 Jahren sein werdet. Was glaubst du wohl, was geschieht? Die ganze Gesellschaft Studenten purzelt vor Schrecken von den Stühlen und ruft: „was, solche gräuliche Philister sollen wir werden?“ „Unmöglich, daß ich einst so ein dicker schnaufiger Amtmann werde!“ schreit der Eine. „Unmöglich, daß ich so ein hagerer verknöcherter Justizrath werde!“ der Andere. „Was! sind meine Zähne nicht fest wie eine Mauer, und so einen neidischen, zusammengekniffenen Schulmeistersmund soll ich bekommen?“ schreit der Dritte. Und das geschniegelte feine Herrchen mit dem Ordensband im Knopfloch soll ich sein?“ brüllt der Vierte, „hinaus mit den Philistern!“ Hinaus, hinaus! rufen Alle. — Doch die Zeit ist klug, sie fällt nicht mit der Thüre ins Haus, sie rückt mit ihren unangenehmen Toilettenkünsten fein langsam vor. Sie macht's wie Schneewittchen, als sie in die Wohnung der Zwerge kam, sie ißt von jedem Tellerchen nur ein klein wenig, nimmt aus jedem Becherchen nur ein winzig Schlückchen, daß die Zwerge nur allmälig den Diebstahl merken. Sonderbare, abgenützte Werkzeuge scheint sie zu haben, um ihr grausames Werk zu vollenden, es ist, als ob sie das veraltete Operationsetuis eines Dorfchirurgen geerbt hätte. Bald schneidet sie im Gesicht herum, aber so krumm und schartig, daß es eine Schande ist, bald macht sie sich an die Zähne, aber so stümperhaft, daß sie sechs abbricht, lockert und länger zieht, bis sie einen herausbringt. Dabei frisirt sie an den Haaren herum mit einer verzweifelten

Geschäftigkeit. Wie ein wahnsinnig gewordener Gärtner reißt sie die schönsten Pflanzungen aus, versetzt graues, spitzes Gestrüpp an Orte, wo es gar nicht hingehört, an Augbrauen, Kinn, Nase. O Zeit! noch einmal sei dir's ins Gesicht gesagt, du bist eine böse, ungalante Zeit! Und doch, was thut's am Ende, wenn die Schale auch von der Maus Zeit angefressen wird, wenn nur der Kern unberührt bleibt! der Leib — und damit wird auch das Schwarzwildpret der Menschheit, die Geistlichkeit, mit mir übereinstimmen — ist ja nur das Futteral, in dem die Seele ruht. Wer wird den Mann nach den Kleidern beurtheilen? und ist nur ein neues Kleid, ist nur die Jugend schön? So ein alter, wettergebräunter Forstmann in der abgeschossenen Joppe, anzuschauen wie eine moosumwachsene, kräftige Buche, mit dem grauen Schnauzer im rothen Sonnenuntergangsgesicht, und den hellblauen, scharfen Augen, die pfiffig und gewandt wie ein Fuchs vor der Höhle unter den buschigen Augbrauen hervorschauen, macht mir immer einen überaus wohlthuenden Eindruck. Ob er wohl einst schöner war? Er glaubt es ganz gewiß und wird wohl hie und da mit Sehnsucht an die thatenvolle Jugendzeit zurückdenken, wo er im knappen, schmucken Jagdrock mit den blanken Knöpfen Wald und Feld durchstreifte und als der Keckste im Orte nebenbei auch seine friedlichen Eroberungen machte, aber ein echtes Künstlerauge wird jetzt doch behaglicher auf ihm ruh'n. Denn das muß ich, ganz abgesehen von unserm Forstmann, der hartgeschmähten Zeit lassen, wenn die Seele urthümlich kräftig und harmonisch mit dem Körper verbunden ist, dann veredelt sie auch, durch das abgenützte Futteral scheint nur um so schöner der innere Mensch. Die Stirne, früher offenbar etwas zu platt und 2 Fingerbreiten

zu kurz, dehnt sich oft im Alter, wird ordentlich durchsichtig, als ob der im Schachte des Gehirns schaffende Genius die Wandungen des Schädels von innen heraus hämmerte und erweiterte, und sein Grubenlicht allmälig durchschimmerte. Nicht Zeit, nicht Krankheit, ja nicht der Tod können das Antlitz eines edlen Menschen verschlechtern. Betrachtet einen Todten im Sarge. Wie ihr ihn auch im Leben mögt beurtheilt haben, jetzt wo alle Falschheit schwindet, an seiner Stirne könnt ihr sehen, ob nur das nichtssagende Phantom einer Alltagsseele oder der vielgestaltige Dämon der Leidenschaften hinter ihr gehaust oder der göttliche Geist in ihr gethront hat. Ist das Letztere der Fall, da verliert der Tod seine Schauer, ihr seht ihn nimmer als gräßliches Gerippe, es ist der Engel, der seine Fackel senkt, ihr kniet weinend nieder bei der Leiche, es ist, als hörtet ihr noch das Flügelrauschen der enteilenden Psyche, sie hat ihren leuchtenden Abschiedskuß auf die Stirne des Entschlafenen gedrückt.

Doch wozu solche weiche, sentimentale Worte in einer Zeit, wo das Gaslicht des Verstandes den Mondschein des Gefühls längst verdrängt hat? Ihr Kinder der Welt wollt ja nichts von den Todten hören, ihr denkt: nur der Lebende hat Recht! Es ist eine seltene Kunst schön alt zu werden und zu rechter Zeit es zu werden; es gehört wie gesagt nicht allein der Körper, es gehört auch der Einklang der Seele dazu, aber vor Allem muß der Spruch beherzigt sein: „Flickt man auch einen neuen Lappen auf ein altes Kleid?“ Wüßten die Leute was wahrhaft schön ist, die Zahnärzte mit ihren künstlichen Gebissen, die Friseure mit ihren Perrücken, die Farbwaarenhändler mit ihren Schminktöpfen machten rührend schlechte Geschäfte — hin ist hin, die Jugend läßt

sich ja doch nicht kaufen! wozu auf eine Ruine, durch ihr Alter schön und ehrwürdig, ein modernes Ziegeldach? welch' abgeschmackter Luxus! Ist Frühling oder Herbst schöner? noch sind die Dichter nicht darüber einig und besingen einstweilen aus vollen Kehlen beide, doch jede Jahreszeit gefällt ihnen nur durch ihre Eigenthümlichkeit. Und alter oder neuer Wein? auch da thut Manchem die Wahl weh, aber alter und neuer Wein untereinander, nein das gäbe jedenfalls ein widerliches Getränke. Darum nur auch zur rechten Zeit alt! alt wie es die Natur giebt; in herbstlich gefärbtes Laub, auf bereifte Zweige bindet nicht falsche Frühlingsblumen; auch das Alter hat seine eigenthümliche Schönheit. Nun gibt's aber auch Menschen, die sind ohne ihr Zuthun schon von Jugend auf ein Amalgam aller Lebensalter. Im jungen Leib sitzt eine alte verhockte Schreibersseele, durchfröstelt den Körper, liegt ihm unverdaulich im Magen und hängt sich ihm bleischwer an die Füße, wenn diese sich zu jugendlichen Sprüngen erheben wollen. Solche Menschen waren nie jung, werden nie älter, sie kommen als langweilige, unveränderte Stereotypausgaben auf die Welt, verpappendeckelte, hadesgraue Naturen ohne Abwechslung von Tag und Nacht. So hatte ich einen Jugendbekannten, mit demselben war ich in der Schule, auf der Universität, sah ihn später oft in seinem Amte — er war Kanzleirath — immer war er mir als der gleiche, ruhige, stille, langweilige Kamerad erschienen, ein Mann weder kalt noch warm, ohne Geräusch die Straße der Pflicht wandelnd, zu gebildet um Pietist, zu philisterhaft um Rationalist zu sein, grundehrlich, von strengem Rechtsgefühl, seine Gedanken selten äußernd, aber was er aussprach war gut und konsequent gedacht. Er hatte ein Weib, die anspruchslos und freundlich mit ihm das Doppeljoch

der Ehe trug, und zwei Kinder, ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, stämmige Knaben, phlegmatischen Temperaments mit altklugen Bewegungen. Was wollte er mehr? sein Leben floß ruhig dahin wie ein Wiesenbach ohne Steine. Wenn Schmerzlosigkeit das höchste Glück ist, so hielt ich ihn in seiner Art für unbedingt glücklich. Desto mehr war ich erstaunt als neulich seine Frau bei einer zufälligen Begegnung auf meine Frage: „Wie geht's meinem alten Freunde?“ fast erschreckt mich unterbrach: „Wie, haben Sie etwas gehört?“ „Ich? o nein,“ sagte ich, „was sollte ich auch gehört haben?“ „Ach,“ entgegnete sie, „Sie sind ja sein alter Freund, Ihnen darf ich es wohl anvertrauen, und wenn es so fortgeht wird es ja ohnedies bald offenkundig, es ist mit ihm — und damit dämpfte sie ihre Stimme zu einem wehmüthigen Flüstern — nicht richtig!“ „Nicht richtig?“ sagte ich. „O nicht wahr,“ sagte sie, „von ihm wundert es Sie auch am meisten? wer hätte das denken sollen? Wenn es je einen ruhigen, verständigen Mann gab, so war er es! und wie lebte er in allem so regelmäßig, fast nur zu sehr! nie hat er ein Wirthshaus besucht, nie ein Glas zu viel getrunken, o er war die gute Stunde selbst! nie hat er mir oder den Kindern ein böses Wörtchen gegeben, nie habe ich ihn lachen, nie weinen sehen, immer war er sich gleich, nie hat er eine Laune gehabt und jetzt!“ Thränen erstickten ihre Stimme. „Ja und nun ist es denn jetzt anders?“ fragte ich nach einer Pause, in der ich ihr Zeit gelassen hatte, sich zu sammeln. „O und wie!“ schluchzte sie, „vielleicht einem Andern würde es noch nicht auffallen, aber wer ihn so gut kennt wie ich, o der weiß, welche gewaltige Veränderung mit ihm vorgeht, was muß der Mann leiden!“ „Und was thut er denn Besonderes?“ fragte ich. „O er

ist gar nimmer derselbe Mensch! Nach dem Mittagessen da rauchte er allemal so gemüthlich seine Meerschaumpfeife, die er noch von seinem Großvater geerbt hat, trank dazu seinen Kaffee — dies war das einzige Bene, das er sich anthat — und las von A bis Z die Zeitungen. Jetzt liest er kaum eine Seite, so legt er sie mit einem schwermüthigen Blick, der mir ins Herz schneidet, weg, läßt den Kaffee stehen, und sage ich: „ist er nicht gut, Alterle?“ so gibt er keine Antwort und bläst, was er sonst nie that, eine Dampfwolke hinaus.“ „Und dies ist Alles?“ sagte ich. „Ja, und dabei wird er ganz roth und dick im Gesicht als ob er aufgeblasen wäre, macht mit den Armen sonderbare Bewegungen, schnaubt mit der Nase, zugleich medizinirt er, der sonst nie krank war, sonderbar an sich herum, laxirt, vomirt, reibt sich am ganzen Leib mit Campherspiritus, schlägt sich mit Brennesseln, trinkt maaßweis Hollunderthee — das sind sonderbare Geschichten, die man bei einem Andern vielleicht geringfügig nehmen könnte, aber bei ihm beunruhigt es mich im höchsten Grade, o wo will das hinaus?“ „Das ist freilich Alles sehr bedauerlich,“ sagte ich, „ich werde ihn besuchen.“ „O thun Sie das“, sagte sie „aber ja nicht daß er merkt, daß ich Ihnen etwas von seinem Zustande gesagt habe, kommen Sie wie zufällig.“

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Die Frau konnte noch kaum recht zu Hause sein, da raste die Magd des Kanzleiraths herbei, ich solle so schnell als möglich zu ihrem Herrn kommen. Als ich eintrat, empfing mich die Frau mit Jammern, auch die Kinder verzogen ihre alten Gesichter zum Weinen wie Affen, wenn sie Zahnweh haben. Der Kanzleirath saß mit der ruhigsten Miene, wie ich es immer an ihm gewohnt war, in der Sophaecke, vor sich ein

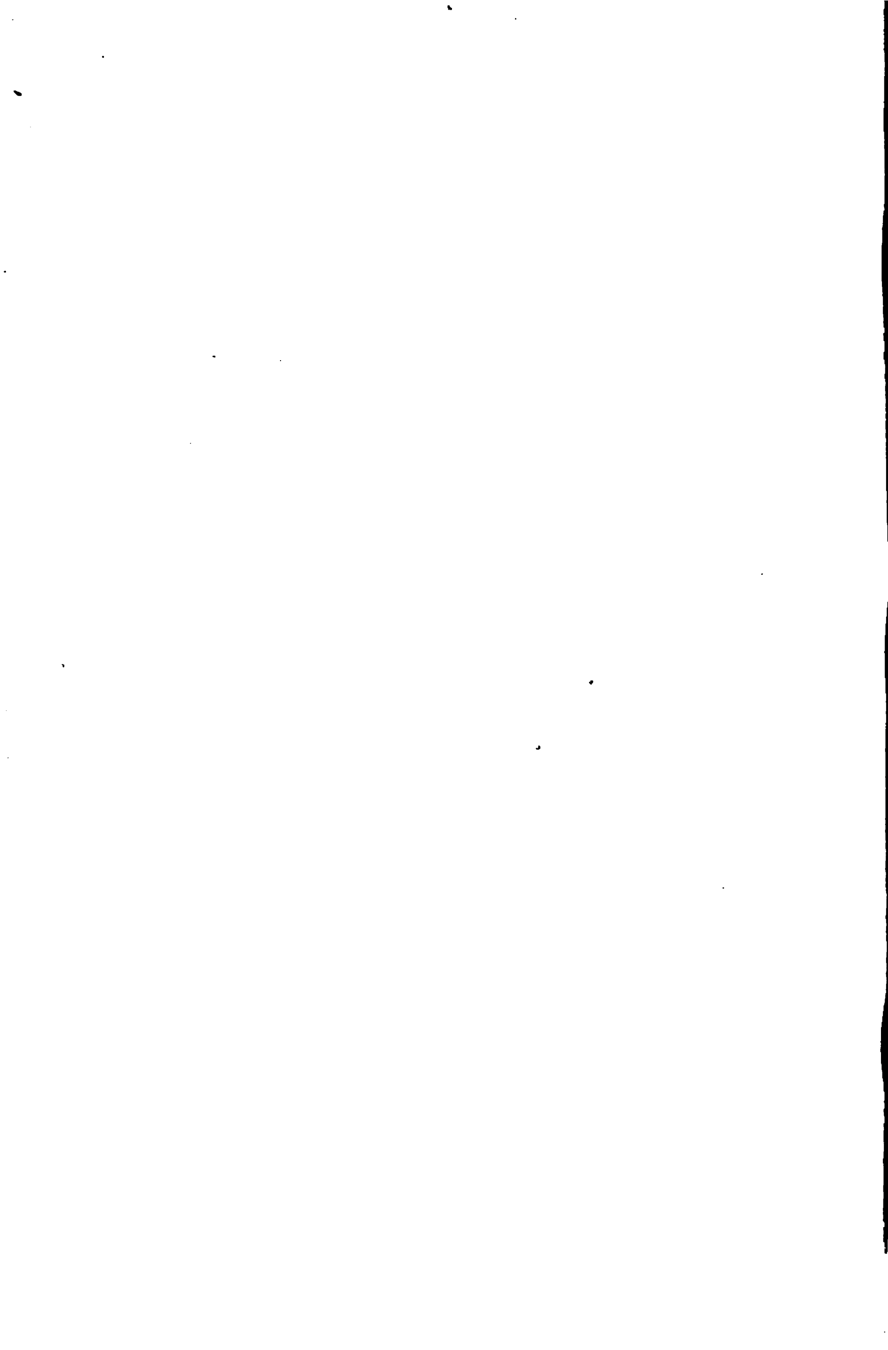
Becken mit Wasser, und wusch sich den Kopf mit einem Pferdeschwamm. Bald sah ich, daß er bedeutend blutete; er hatte sich durch die Kopfschwarte eben mit einem Rasirmesser mehrere Schnitte kreuz und quer gemacht. „Aber um's Himmels willen, was treibst Du, lieber Freund?“ sagte ich. „Du wirst glauben, ich sei ein Narr geworden oder hätte einen schlechten Selbstmordversuch gemacht,“ sagte er, „nichts von alle dem, ich bin bei vollstem Verstande und allzuguter Familienvater, um mich tödten zu wollen.“ „Aber wozu denn Alles dies?“ sagte ich, „wozu diese Schnitte über den Kopf?“ „Ja,“ sagte er, „das hat seinen eigenen Grund, und es thut mir wohl, mit Dir darüber sprechen zu können, Du kannst aus meinen Worten am besten sehen, daß ich bei gutem Verstande bin, und daß das, was ich that, aus dem dringenden Gefühl der Nothwendigkeit entsprang.“ „Nun, da bin ich doch begierig, die Lösung Deines räthselhaften Benehmens, das Deiner Frau so vielen Kummer macht, zu erfahren.“ „Ja, das sollst Du, aber zuerst sage mir, was hältst Du gegenwärtig von den politischen Zuständen in Deutschland? bist Du damit zufrieden?“ „Ich damit zufrieden?“ entgegnete ich, „da müßte ich ja keinen Verstand und kein Gefühl haben, sie sind schlechter als je, man braucht kein Pessimist zu sein, um klar zu fühlen, daß wir an einem Abgrund stehen.“ Haha, lachte er, sein Lachen klang aber ganz schauerlich, da man es früher nie an ihm gewohnt war — „so, also das siehst Du doch ein, daß diese Zustände unerträglich sind?“ „Freilich! aber wozu diese Frage, das gehört ja nicht hierher.“ „Mehr, als Du glaubst! sage mir, wie befindest Du dich bei dieser heillosen Lage? welchen körperlichen Eindruck macht sie auf dich?“ „Donnerwetter! rief ich und schlug auf den Tisch, daß das Waschbecken klirrte,

wozu diese seltsame Frage, und ich werde mich wohl hüten, näher darauf einzugehen! man darf ja gegenwärtig seinem besten Freunde nicht trauen, daß er einen nicht denunzirt, auf die Festung bringt; es kann Jeder von Glück sagen, der noch aus einem unvergitterten Fenster sehen darf. Könnte man die frische, freie Gottesluft mit Stickstoff imprägniren, denaturalisiren wie das Salz, es wäre längst schon geschehen. O man möchte über dieses Zwangsystem vor Zorn rasend werden, durch die Wand wo kein Loch ist!"

„O du glücklicher Mensch!" sagte er, „ja, du kannst zornig werden, aufbrausen, im Unmuth stampfen, mit der Faust auf den Tisch schlagen, dir wallt das Blut und kocht der Zorn, und Worte kannst du machen, große, bombastische! ach, solcher Wortschwall, der von dir geht, muß schon eine herrliche Erleichterung für dich sein! du brauchst freilich keine Schnitte über den Kopf, aber ich — siehst du, meine Natur ist eine ganz andere, ich kann mich nach Außen gar nicht äußern, aller Unmuth, aller Zorn, den ich einschlucken muß, und namentlich durch diese verdammte Politik, bleibt in mir unverdaulich liegen, wie ein Stück Blei, treibt mich auf, daß ich zerplatzen möchte, kaum athmen kann, ich fühle mich eingeengt wie ein Scheintodter, der im Sarge erwacht, meine Haut ist zu krokodilenartig dick, umsonst habe ich versucht, sie in Schweiß zu bringen. Laxiren, Vomiren, nichts wollte mir Erleichterung bringen, endlich in der Verzweiflung mit dem Angstschrei: Luft! Luft! um jeden Preis Luft! habe ich mir mit dem Rasirmesser diese Einschnitte in den Kopf gemacht, und ich wundere mich, ich freue mich, daß ich zum erstenmal so viel reden kann, ich fühle mich wesentlich erleichtert." „Das ist schon gut," sagte ich, „aber einige Aderlässe, Blutegel, Schröpfköpfe hätten vielleicht auch diese Besse-

rung gebracht, diese Einschnitte über den Kopf sind doch ein gar zu heroisches Mittel." „Glaubst Du? mir aber war es, als oben die Haut platzte, als bekäme meine Seele Platz, sich auszudehnen, ich hätte weiter und weiter herausschlüpfen mögen, wie eine Schlange aus der alten Haut. Sage mir, könnte ein Mensch aus der Haut fahren? z. B., wenn er die Stiefel unten am Boden annagelte, mit Pech füllte, sich barfuß hineinstellte, daß die Haut unten fixirt ist, dann oben am Kopf einen starken Kreuzschnitt machte und mit den Armen Bewegungen wie zum Fliegen und mit festem Willen nach oben strebte?" „Nein, das geht nicht!" sagte ich lächelnd. „Und warum nicht?" „Die Haut," sagte ich, all' meine Gelehrsamkeit zusamennehmend, „die Haut ist die urthümliche Bekleidung, die der Mensch mit auf die Welt bringt, sozusagen Strümpfe, Rock, Hosen und Weste in Einem Stück. Sie besteht aus drei zusammenhängenden Schichten: der Lederhaut, der malpighischen Netz- und der Oberhaut; durch zahlreiche Verästelungen von Gefäßen und Nerven ist sie an den Körper angenäht, so daß auch kleine Stücke von ihr nur durch eine schmerzhafte Operation vom Körper getrennt werden können, und wollte ein Mensch sich etwa mit Hülfe seines Bedienten dieser engen Kleidung entledigen, so müßte er elendiglich sterben. Also die Hoffnung, je aus diesem Sack unversehrt und lebendig herauszukommen, laß Dir nur vergehen!" „Ja, nach dieser Auseinandersetzung muß ich allerdings darauf verzichten, und es ist mir nun auch erklärlich, warum sich die Deutschen nie die Erleichterung verschaffen, aus der Haut zu fahren, während sie oft genug alle Ursache dazu haben. Eine Kammer der Abgeordneten z. B., zu der ein Minister sagt: Ob ihr opponirt oder nicht, das ist ganz gleichgültig, und wenn wir Krieg führen wollen,

können wir's auch ohne eure Zustimmung! — wie natürlich wäre es und von welchem überwältigenden Effekt, wenn da plötzlich Alle aus der Haut führen und blutroth dem Minister gegenüberständen." „Es wundert mich, daß Du trotz Deiner Wunde zu Witzen aufgelegt bist," sagte ich, „schmerzt sie Dich nicht sehr?" „Ob sie mich schmerzt? Wer fragt nach körperlichen Schmerzen, wenn dadurch ein tiefer Seelenschmerz gehoben wird! Wie fühle ich mich so leicht! mir war zu Muthe wie einem überhitzten Dampfkessel, jetzt ist das Ventil geöffnet, die Luft strömt pfeifend heraus, meine Pulse schlagen rascher, all' der verhockte Unmuth bricht sich wohlthätig Bahn, ich fühle mich wie neugeboren —." „Nun, unter solchen Umständen," sagte ich, „will ich die Wunde nur noch einige Zeit bluten lassen und sie so langsam als möglich zuheilen, später aber mußt Du tüchtig Carlsbader Wasser trinken." „Verordne, was Du willst, ich will Alles getreulich befolgen, nur in diesen qualvollen Zustand der Verdumpfung laß mich nimmer versinken!" Gerührt durch dieses ehrende Vertrauen reichte ich ihm freundlich die Hand. — „Mir auch einen Kreuzschnitt!" sagte einer der Knaben, „mir auch!" sagte der andere. — „Liebe Kinder, dazu seid ihr noch zu jung," entgegnete ich, „ihr habt noch nicht genug Zorn eingeschluckt, aber seid nur zufrieden, die Gelegenheit dazu geht euch in Deutschland nie aus, und wenn ihr Männer seid, euch in die Politik vertieft, und wenn ihr dabei friedliche Staatsbürger bleibt, dann — ja dann wird auch euch ein Kreuzschnitt über den Kopf einst merkwürdig wohlthun!"



Heimweh.

Ach, nirgend scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So schön als da, wo sie zuerst uns schien.

Wieland.



Heimweh.

Eine wilde, tolle Rotte
Leichter, weltlicher Gedanken
Sitzt in meiner Herzenskammer,
Lärmet, lacht und renommiret,
Als sei'n sie die Herr'n alleine;
Horch, da klopft es! Alle schweigen,
Schüchtern tritt herein das Heimweh.

Da bist du wieder, liebes Heimweh, besuchst mich in der stillen Abendstunde und erzählst mir aus vergangenen Zeiten, du schlägst das Album der Erinnerung vor mir auf und zeigst mir diese und jene liebe Gegend, diesen und jenen lieben Bekannten. Hier ist das kleine rebenumlaubte Haus, wo ich als Kind bin fröhlich aus- und eingesprungen, hier der alte Nußbaum mit der hölzernen Bank ringsherum. Was der Stamm so lieb dick ist und gar nicht hoch! wie oft bin ich hinaufgestiegen, habe mich in seinen Zweigen geschaukelt und ein glückliches Vogelleben geträumt! Einmal sah ich Frühmorgens ein Eichhörnchen darauf herumspringen, bald war's auf den obersten Zweigen, bald wieder auf den unteren und knopperte lustig an einer Nuß. Wie pochte da mein Herz! schnell suchte ich einen Stein und warf darnach, traf's aber nicht. Behend sprang's auf den nächsten Baum und so weiter und fort war's — aber wie ich Abends

wieder an das Eichhörnchen zurückdachte, da war es mir doch recht, daß ich's nicht getroffen hatte. Wie nutzlos wäre sein Tod für mich gewesen, und jetzt sprang das nette Thier doch noch lustig im Walde. Auch einen Specht habe ich einmal am Nußbaum auf- und abpicken sehen, der war aber am Halse so schön buntgefleckt, ich hielt ihn zuerst für einen Papagei; schade, daß er so schnell fortflog!

Und hier ist die alte Kirche mit dem gepflasterten Hof und der alten Stadtmauer daneben. Das schlanke spitzige Kirchthurmdach ist etwas krumm oben und gebogen wie eine Zipfelmütze, wie hat mich das immer gefreut! Und daneben ist das Schulgebäude. Mit welch' banger heiliger Scheu betrat ich es zum ersten Mal, die Schiefertafel und das A B C Buch unter dem Arm, und als ich es eine Stunde später wieder verließ und schon wußte, wie das i aussieht (das kleine Männlein mit dem dicken Köpflein) und das *w* schreiben konnte, wie stolz war ich da! „Du Nichts-kenner!“ rief ich einem kleineren Buben auf der Straße verächtlich zu und eilte jubelnd nach Hause

Die Kirche hat ringsum viele Vorsprünge und Nischen, wie herrlich konnte man sich dahinter verstecken! und wenn wir Knaben Abends dem dumpfigen Schulgebäude entsprangen, da spielten wir noch oft um das stille Kirchlein herum unsere lauten Spiele, bis die Dämmerung heraufkam, und selbst der goldene Hahn auf dem Kirchthum sein Sonnengefieder ablegte und schwarz wie ein Rabe wurde; dann erschien er viel größer, und man sah deutlich die gezackten Schwanzfedern, die oberste war wie ein Türkensäbel gekrümmt.

Noch wie heute erinnere ich mich's, wir spielten einst lupus. Bei diesem Spiele mußte sich allemal einer verstecken

und stellte den Wolf vor, die andern suchten ihn, und wenn sie ihn fanden, schrieen sie mit lauter Stimme: lupus! lupus! um den andern die Gefahr anzuzeigen, und liefen davon; der Wolf aber sprang in wilden Sätzen nach. Nachdem wir lange dieses Spiel getrieben, war auch ich der Wolf, ich hatte mich auf das Fenstergesims eines Kirchenfensters geschwungen und saß da ganz gut verborgen, zumal es auch immer dunkler wurde. Ich hörte, wie meine Kameraden mich suchten, bald nahe bei mir, bald wieder ferner, endlich hörte ich sie nimmer. Auf einmal sprach es laut und langsam mit dumpfer Stimme in der Kirche: „Wenn man immer lupus schreit, kann man ja nicht schlafen!“ Mit einem Satz war ich vom Fenster herab und rannte angstvoll heim; es war Nacht, von meinen Kameraden war keiner mehr auf der Straße, sie hatten mich lange gesucht und waren nach Hause gegangen. Im Chor der Kirche waren viele alte Grabsteine von Rittern und Rathsherren längs der Wand und auf dem Steinboden; schritt man darüber weg, so hallte es dumpf. Unter den letzteren interessirte mich namentlich immer ein alter Ritter in voller Rüstung mit gefalteten Händen und einem langen Barte. Nase und Füße waren von den Tritten der Vielen, die im Laufe der Jahrhunderte über ihm wegschritten, etwas abgeschliffen, aber doch sah er noch ganz ehrwürdig aus und wie einer, der sich nicht gern am Bart zupfen läßt. In der Nacht wie ich im Bette an mein Abenteuer zurückdachte, da fiel mir jetzt dieser Ritter ein, gewiß er war von unserem Lärm in seiner Gruft erwacht, hatte mit starkem Arm den Grabstein erhoben und den dumpfen Geisterruf aus der Kirche erschallen lassen. Als ich den andern Tag meinen Kameraden die Begebenheit erzählte, war es Allen eine große Merkwürdigkeit, und wir

wagten lange nimmer des Abends in der Nähe der Kirche zu spielen, der Meßner aber, der neben der Kirche seine bescheidene Wohnung hatte, lächelte oft sonderbar pfiffig, wenn er uns so früh weggehen sah. War am Ende er in die Kirche geschlichen und hatte mich so in Angst gejagt? Ich weiß es nicht, doch der Schelmenstreich hätte dem lustigen alten Kauz schon gleich gesehen. Ach diese Klasse der lustigen alten Männer mit weißen Haaren und rothen Gesichtern, die gravitätisch Abends in's Wirthshaus schritten, dort über Krieg und Frieden disputirten und dabei ihre regelmäßige Zahl Schöpplein tranken, des Morgens aber ihre silberbeschlagene Meerschaumpfeife zum Fenster hinausrauchten und für jedes Kind, das mit Schulsack oder Ränzchen der Schule zueilte, ein freundliches Wort, ein kleines Witzchen hatten, z. B „Geh' schnell wieder heim, die Schule ist eingefallen!" oder „zertritt das Hühnlein nicht auf dem Boden!" oder „Himmel, wie siehst du aus, du hast ja die Nase den langen Weg und den Mund überzwerg! u. s. w." ach, sie sind auch sammt den kindlichen Spielen und Spielsachen, die ein Kinderherz erfreuen konnte, von der Erde verschwunden! Nimmer erhellt sich plötzlich das Gesicht eines Kindes und es unterbricht sein Spiel, um so einem freundlichen Manne nachzulaufen, ihm sein Händchen zu geben und dafür ein scherzhaftes Wort zu erhaschen. Der Herrscher über ihm, der Erwachsene, hat im prosaischen Getriebe der Jetztzeit vergessen, daß das Kindesalter so gut seine Berechtigung, seinen Werth hat wie das Mannesalter. Er schätzt im Kinde nur die Zukunft, nicht die liebliche Gegenwart. O gewiß, gäbe es Fabriken, in denen man die Kinder schnell künstlich wachsen lassen, alt machen könnte, mancher Vater trüge sein Kind pfeilschnell dahin, der Frucht zulieb verkürzte

er mitleidlos das freudige Leben der Blüthe! Arme Kinder, die sich fast schämen müssen noch Kinder zu sein!

Doch komm mein liebes Heimweh! führe mich aus kalter Gegenwart zurück in die Zeit meiner Jugend!

Die alte Stadtmauer war an manchen Stellen nieder und breit, da konnte man sie gut ersteigen und ohne viel Wagniß darauf herumgehen. „Ich bin ein mächtiger Raubritter, wer wagt es mich zu bekämpfen?“ rief ich da oftmals den Kameraden zu und wehrte mich tapfer, während sie die Mauer zu erklimmen und mich herab zu werfen suchten. Aber an andern Orten war die Mauer auch so hoch, daß der alte große Birnbaum kaum mit dem Gipfel zu ihr hinaufreichte. Wie oft beneidete ich die Raben oder die Elstern, die vom Birnbaum auf sie hinüberflatterten, um ihren gravitätischen Spaziergang auf dieser alten Mauer. Außer ihnen war seit Jahrhunderten nur Sonnenschein, Mondlicht, Schnee und Regen auf sie gekommen, und die Blätter des wilden Geraniums sahen wie blutgefleckt herab; Ach, wer weiß! vielleicht lag noch ein alter verrosteter Pfeil oder gar ein Schwert aus der Ritterzeit oben! Und was hätte ich mit dem Schwerte gethan? O wie groß und gewaltig ist die Phantasie eines Kindes! Aus den engen kleinen Grenzen der Wirklichkeit trägt sie es pfeilschnell hinaus in das weite Reich der Feen und Märchen. Mit dem Schwerte hätte ich mir ein Königreich erobert oder wäre auch nebenbei in einen tiefen Zauberwald gedrungen und hätte mich mit Drachen und Riesen nicht schlecht herumgehauen. Ha, wenn so ein langer Riese hinstürzt, was da der Boden erzittert wie beim Sturz einer Eiche, und wie das Blut herausspringt, wenn man ihm den Kopf abhaut!

auf Einen Hieb muß der Kopf herunter, anders hätte ich's gar nicht gethan.

In den Kirchthurm hinauf führte eine enge steinerne Wendeltreppe, man glaubte es kaum zu erleben und ward schwindlich, bis man oben war bei der Glocke, dafür hatte man aber auch durch das enge Bogenfenster eine herrliche Aussicht hoch über alle Dächer weg mitten in das Storchennest hinein, das auf dem Rathhausdache war. Die große Glocke hing gleich unter dem spitzen Dache an dicken starren Balken, und soli Deo gloria in excelsis! stand auf ihr mit großen erhabenen Buchstaben. War man neben ihr, wann sie geläutet wurde, da mußte man die Ohren schnell zuhalten und sich beeilen, daß man herabkam, es war ein Heidenlärm und dröhnte schrecklich, aber von weitem, namentlich durch die Abenddämmerung, tönte sie so friedlich und feierlich, daß man unwillkürlich weich gestimmt wurde und die Hände zum Gebet faltete. Schloß ich die Augen, da schien mir der Ton nimmer aus dem todten kalten Metall im Thurme zu kommen, ihre Stimme erklang so menschlich und klagend wie der ferne fromme Gesang eines Eremiten im Walde und erinnerte mich an die Erzählung einer alten Chronik:

Es war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, da schritt an einem schönen Sommerabend ein Mönch aus dem Orden der Dominikaner seinem Kloster in der Nähe von Barcelona zu

Derselbe war ausgegangen zu terminiren und hatte diesmal besonders offene Herzen und Hände gefunden, das zeigte ein mit Früchten, Fleisch, Brod und Eiern schwer beladener Esel, den einige hundert Schritte hinter ihm ein Junge dem Kloster zutrieb.

Die Luft war durch einen Gewitterregen angenehm erfrischt, ein herrlicher Regenbogen hatte sich über den Himmel ausgespannt, die Vögel zwitscherten und hüpften über den Weg, als ob ein Frühlingsmorgen wäre, und ein Knabe, der auf einem nahen Abhang Ziegen grasen ließ, blies auf einem Baumblatt ein lustiges Liedchen. Auch dem Mönch war es fröhlich und leicht um's Herz, er sah mit freudigem Danke gegen Gott, der Alles so schön erschaffen, bald zu den lichten Abendwolken auf, bald schweifte sein Auge durch das neubelebte Grün der Bäume und Gräser oder verweilte auf einer Blume am Weg oder einer Eidechse, die sich auf einem Steinhaufen sonnte und die Vorübergehenden mit klugen Aeugelein ansah. Eine Schnecke kroch über den Weg, er nahm sie behutsam und trug sie auf die Seite, damit das gute Thierlein nicht zertreten werde und sich noch fernerhin seines Lebens freuen könne. Jetzt blinkte das goldene Kreuz seines Klosters wie ein Abendstern durch die Bäume und der Mönch hielt still, den Knaben mit dem Esel zu erwarten, wohl mochte er auch den herrlichen Abend gerne so lange als möglich genießen und beeilte sich nicht, hinter die trüben Mauern des Klosters zurückzukehren. Nun war der Esel an ihm vorbeigetrieben, und er sah noch einmal zurück in die sonnige goldene Gegend hinter ihm und wollte eben in den düstern Schatten der uralten Korkeichen, die das Kloster umgaben, eintreten, da glänzte etwas auf dem schwarzen Moos am Fuß einer Eiche wie ein großer Thautropfen, es war aber, als er näher hinsah und sich darnach bückte, eine alte silberne Münze. „Dem, der sie verloren hat, mochte sie wohl auch von größerem Werthe als mir sein“, murmelte er und suchte mit dem Aermel seiner Kutte einen röthlichen Fleck von der Münze abzu-

wischen, um das Gepräge besser zu erkennen. Aber je mehr er rieb, desto röther schien der Fleck zu werden, und es ward ihm, wie er die Münze betrachtete, so seltsam traurig zu Muthe, daß er nur hätte von Herzen weinen mögen. „Wenn das Geld so traurig macht, wie weise ist die Verordnung des heiligen Dominikus, daß wir keines besitzen dürfen," sprach er weiter, „die Münze däucht mir aber so seltsamer Art, ich will sie doch dem Prior bringen!" und damit warf er sie hinten in die Kapuze und schritt dem Kloster zu, aber wer ihn einige Minuten vorher auf der Landstraße im freien Sonnenschein gesehen, hätte ihn kaum für denselben gehalten, sein Gang war mühsam und unstet wie der eines Schwerkranken, die Gesichtsfarbe todtenbleich und der Körper gebeugt, als hätte er eine große Last zu tragen.

„Ums Himmels willen bist du krank geworden?" rief der Pförtner, als er ihn sah, der Mönch aber schleppte sich langsam zum Prior, Rechenschaft über seine Reise und die gesammelten Gaben abzulegen.

„Und zuletzt habe ich auch diese seltsame Münze hier gefunden," sagte der Mönch am Schlusse des Gesprächs, während welchem ihm der Prior besorglich in das kranke Antlitz geschaut hatte, und holte aus der Kapuze die alte Silbermünze und legte sie auf den Tisch vor den Prior. Kaum aber hatte der Mönch die Münze aus der Hand und sie lag auf dem Tische, da ward es ihm plötzlich so leicht und selig ums Herz, wie einem Gefangenen, dem ein lichter Engel den Kerker öffnet und die schweren Fesseln fallen klirrend zu Boden, oder wie einem Kinde, das in einem tiefen Walde verirrt, auf einmal durch das Gebüsch das iebe Gesicht der Mutter erblickt, die es mit Thränen sucht

und nun freudig in die Arme schließt. Es jubelte in ihm und ward ihm zu eng in der engen Zelle und trieb ihn in den Klostergarten, dort sank er nieder und betete und weinte, es waren aber Freudenthränen. Der Prior unterdessen wußte nicht wie ihm geschah, der Mond schien freundlich in seine Zelle, aber er saß noch immer regungslos da und sah auf die Münze und konnte den Blick nicht abwenden, wie die Taube von einer Klapperschlange, und es schien ihm, als träte der rothe Fleck immer röther und greller hervor, und die Münze starre ihn an, wie das blutunterlaufene Auge eines Gehenkten, er konnte nicht weinen und konnte nicht beten, aber durch seine Seele zog ein unnennbares, unendliches Weh, wie die Reue über ein verlorenes Leben, eine unerklärliche Todesangst preßte sein Herz mit eiserner Faust zusammen.

Das Gepräge der Münze war veraltet, aber noch deutlich war auf derselben eine Urne, aus der Rauch emporstieg, zu erkennen und in hebräischer Schrift die Worte: „Das heilige Jerusalem." Daß an diese Münze ein unbekannter giftiger Fluch sich hefte, der alle Freudigkeit der Seele ersterben mache, ahnte er dunkel wie ein Traum, doch plötzlich durchzuckte es die Nacht seiner Gedanken wie ein greller Blitz und „heiliger Gott, das ist von den 30 Silberlingen einer!" rief er und schleuderte die Münze weit von sich.

Nun war zu derselben Zeit der Guß einer neuen Kirchenglocke für das Kloster im Werke. Die alte Glocke war zersprungen und sie sollte nicht nur umgegossen werden, sondern auch eine größere, klangvollere sollte an ihre Stelle kommen. Zu diesem Zwecke trugen die Gläubigen von nah und fern ihr Scherflein bei, ja manche brachten sogar Silbergefäße und Münzen um sie zum Gusse zu verwenden, war doch das

Kloster nicht allein durch ein wunderthätiges Gnadenbild weit und breit berühmt, auch der fromme christliche Wandel der Ordensbrüder, welche sich namentlich der Kranken auf's Edelste annahmen, hatte es besonders beliebt gemacht. Auch der Prior, welcher den unglückseligen Silberling nicht behalten wollte und doch auch für Sünde erachtete denselben wegzuwerfen, wodurch leicht wieder ein Anderes durch seinen Fund so namenlos unglücklich hätte werden können, dachte auf diese Art die Münze und den Fluch, der daran haftete, am besten zu vernichten, wenn sie zur Glocke verwendet würde, und als das Metall schon im Schmelzen war, warf er den Silberling hastig in die glühende Masse

Der Guß der Glocke gelang vollkommen, sie glänzte als wäre sie von lauter Silber, und unter großen Festlichkeiten und Zusammenlauf des Volks wurde sie eingeweiht und getauft, man nannte sie Fides, denn sie sollte mit lauter Stimme zum Gebet und zur Treue an den Heiland mahnen. Als sie aber im Thurme hing und zum erstenmal geläutet wurde, da erschrack Alles in den Tod und fiel nieder auf die Kniee und bekreuzte sich; die Glocke schien wie von einem bösen Geiste belebt, zwischen die harmonischen Glockentöne mischten sich immer und immer wieder menschliche Laute seltsam schauerlicher Art, bald war es ein schriller Schrei der Verzweiflung, bald das Stöhnen eines Sterbenden, bald dröhnte es wie ein schrecklicher Fluch, bald wieder war es wohl der weiche Klang einer Glocke, aber es tönte so traurig, so unendlich traurig, daß Alles in Thränen zerfloß und nicht vermeinte, je wieder lebensfroh werden zu können. Entsetzt sprangen Küster und Chorknaben vom Seile, mit dem sie die Glocke geläutet, aber die Glocke tönte ohne Unterlaß fort, daß man nimmer glaubte es ertragen zu können und die

patres sich entschlossen sie wieder herabzunehmen und weit weit hinauszuführen in das Meer und dort zu versenken. Die See zischte hoch auf als die Glocke hinabsank und hätte fast den Kahn mit in den Strudel, gerissen und dann ward Alles still; aber Fischer, die dort am Meeresstrande ihre Hütten haben. wollen hie und da in den Charfreitagnächten von fernher wie aus den Tiefen des Meeres ein seltsam melancholisches Läuten vernehmen, und segeln Schiffe über jene Stelle, wo die Glocke einst versenkt wurde, da ergreift die Menschen innen ein trostloses Gefühl des Verlassenseins, eine unsägliche, unstillbare Sehnsucht nach der Heimath. —

So trägt wohl jeder Mensch in sich ein Glöckchen, das bald laut, bald leise, bald traurig, bald freudig tönt, es verstummt im wilden Getöse des Tages, aber in den stillen Abendstunden schlagen seine weichen Akkorde mahnend an's Herz und errinnern wehmüthig an die schöne Zeit der Kindheit und des unverdorbenen Seelenfriedens.

Willkommen sei, o stiller Abend!
Nach lautem Tag, wie bist du labend!
Mir ist, als wär' ich krank gewesen
Und sollt' in deiner Ruh' genesen.

Die Nachtigall singt ihre Lieder
Erst, wenn die Dämm'rung steigt hernieder,
Die Nachtviole haucht die Düfte
Nur in die abendlichen Lüfte.

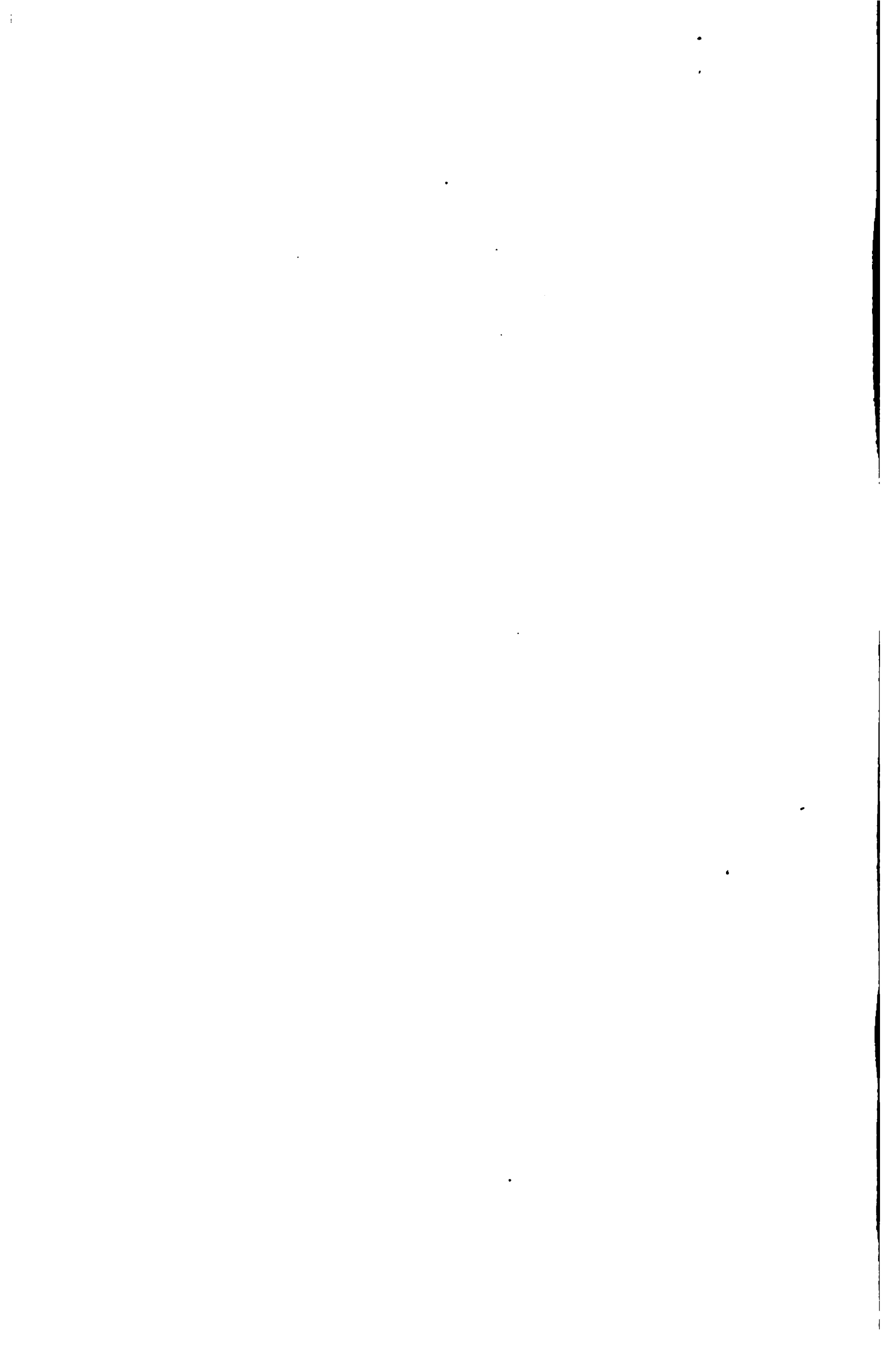
Es schleicht das Reh mit scheuem Tritte
Bei Nacht nur aus des Waldes Mitte —
So schweigen auch im Tagsgewühle
Des Herzens edelste Gefühle.

Doch, wirft die Nacht den Zauberschleier,
Da fühlt das Herz sich frei und freier,
Und heil'ger Frieden senkt sich nieder,
Die guten Geister kehren wieder.

Ein Sonntag Morgen.

An dem Kreuze sank ich hin
In des Doms geweihten Hallen,
Ferne Sonnen sah ich glüh'n,
Doch kein Strahl wollt' in mich fallen,
Drum von Domes Glockenklang,
Vom Gebet in heil'gen Hallen
Treibt es mich nun feldentlang
Der Natur an's Herz zu fallen.

Justinus Kerner.



Ein Sonntag Morgen.

Das war für mich heute auch ein Tag des Herrn und ein heiligerer, als ihn mein Herz schon lange gefeiert hat! Ich glaube auch fast, mein Schutzgeist hat mich diesen Morgen expreß dazu geweckt, denn so früh wie heute war ich schon lange nimmer aufgewacht und ordentlich als müßte ich, als triebe mich eine unbekannte Macht, zog ich mich an und trillerte dabei, hie und da durch das Fenster in die frische Morgenluft schauend, ein Liedchen vor mich hin, als wäre ich eine Lerche und müßte mich in's Himmelsblau aufschwingen.

Aber die eigentlichen Lerchen, die konnten doch besser singen als ich, das merkte ich erst recht, als ich die Gärten der Stadt weit hinter mir hatte und mitten unter den jungen Fruchtfeldern stand Ach, wie sah da Alles so frischgewaschen und so sonntäglich aus! Die Thautropfen glitzerten wie kleine Sonnen auf den saftgrünen Halmen, und zwischen durch schauten die schlanken Feldblumen, blaue, rothe, weiße, mit ihren hellen Aeuglein lustig zu mir heraus, als wollten sie mir zurufen: „guten Morgen! auch schon aufgestanden?“ Ich hatte aber keine Zeit zum Antworten, eine Lerche wirbelte singend vor mir auf, und dort eine und hier wieder

eine, und nun stiegen die kleinen Singraketchen höher und immer höher und sahen nur noch aus wie winzige Mückchen, bald sah ich sie gar nimmer ihr Gesang aber klang immer reiner und verklärter durch das lichte Himmelsgewölbe, und es war mir als regneten die Töne wie geistiges Manna auf mich nieder. „O Dank euch für den Morgensegen!“ rief ich und stimmte fröhlich auch ein helles Lerchenliedchen an:

Der frische Lenz lag auf der Au,
Die Lerche hing im Himmelsblau,
Und sang zu mir hernieder
Gar wundersame Lieder.

Und eins davon, das weiß ich noch —
O Lerche, rief ich, sag' mir doch,
Wer lehrte dich dies Schweben,
Dies frohe, lichte Leben?

Hält Sorge dich im Thale nie? —
Da sang sie freudig: „Nie, o nie!
Den Lenz im kleinen Herzen,
Hab' ich nicht Raum für Schmerzen.

Die ganze Frühlingsluft drang ein,
Füllt, dehnt und hebt das Herzlein mein,
Würd' ich nicht fliegen, singen,
Müßt' es mir gar zerspringen!“

O Lerche, wie beneid' ich dich!
Wohl drang die Lenzluft auch in mich,
Doch Raum noch bleibt für Schmerzen
Im weiten Menschenherzen.

Wie gerne, wie gerne wäre ich auch eine Lerche gewesen und hätte auf der luftigen Tonleiter in den Himmel hinauf klettern mögen! aber es ging nicht, ich war ja viel zu schwer! so laut ich auch sang, wollte der Ton mich doch nicht heben, im Gegentheil, ob meinem Gesang verstummten auch die Lerchen ringsumher, was mich innerlich recht betrübte.

„Wie? können wir uns nicht friedlich neben einander in der Natur freuen?“ dachte ich, „wenn das eine singt, muß das andere schweigen? warum haßt ihr und flieht ewig den Menschen? freilich es giebt auch böse Menschen, solche, die euch nachstellen, aber bin ich nicht ganz anders als diese?“

Doch die Sonne schien so hell und lustig darein, daß sie mir nicht lange Raum zu traurigen Gedanken ließ, und bald wieder heiter und vergnügt wanderte ich weiter. „Ei welch' schöne blaue Blume da! nein es bewegt sich! es fliegt! dort setzt es sich nieder — ha welch' prächtiger Schmetterling!“

Schnell griff ich nach meinem Sacktuch leise, leise schlich ich mich hinzu und jetzt patsch — „o weh, er ist entflohen! ich habe ihn nicht bekommen! doch nein, richtig, hier liegt er neben der rothen Blume im Grase, er regt sich noch ein wenig.“

Freudig legte ich ihn auf meine Hand — „wie zart, wie fein sind seine Flügelein und die Farben darauf nur wie hingehaucht! Doch ich weiß nicht, wie er so dahin flog, schien er mir doch noch schöner, ach hätte ich ihn lieber leben lassen! er war so vergnügt bei seinen Blumen!“

Sanft legte ich die kleine Leiche in den Kelch einer Blume, von fern klang das Lied einer Lerche zu mir herüber, ich wollte es mir nicht eingestehen, aber tief innen fühlte ich, daß ich recht traurig über mich selbst war.

Kaum vorher wollte ich besser sein als andere Menschen und o wie arg hatte ich mich eben auf dem Menschsein ertappt! Was hatte mir der arme Schmetterling denn zu Leid gethan? er war schön — war aber das ein Grund ihm das Leben zu nehmen? — Traurig ging ich weiter, die Blumen schauten wohl noch eben so frisch wie früher darein, mir war's aber als sähen sie mich alle ernst und vorwurfsvoll an, ich wußte wohl warum, ich hatte ihnen ja einen guten, lieben Freund getödtet! —

Jetzt wurde der Fußpfad immer dünner und schmäler, und jetzt, als hätte ihm Moos und Gras zugeflüstert: „komm' verberge dich schnell unter uns, du armer, menschenzertretener Wurm!“ hörte er plötzlich ganz auf und ich stand am Saume des Waldes.

Hei, wie schön strahlte die Sonne durch das Grün der Bäume! das Licht hüpfte spielend um die jungen Blättchen, die schlanke Birke mit ihrem weißen Stamme glänzte in röthlichem Duft, ihre leichten Zweige bewegten sich leise im Morgenwinde, neben ihr stand stark und stolz die graue Buche, um ihren Stamm schlang sich der dunkle Epheu. Die alte Eiche mit der schwarzen harten Rinde schaute ernst darein, ihr Wipfel aber glühte im Morgenlichte, als trüge sie eine goldene Krone.

„Aus dem Walde geblieben, wer keine nassen Schuhe bekommen will!“ rief mir der Thau zu und lachte mich dabei schelmisch mit tausend Augen an; neben der krummen Tanne aber, die ganz außen am Abhang stand, lag ein alter bemooster Stein, auf den setzte ich mich. Hinter ihm grünte üppiges Farrenkraut, das schaute mir jetzt, wie ich an den Stamm der Tanne gelehnt in das Thal hinabblickte, leise

über die Achsel und flüsterte mir kaum hörbar um die Schläfe.

Ach es war so stille, so friedlich um mich! vom Waizenfeld herüber tönte der frische Schlag einer Wachtel, die Sonne spiegelte sich bald da, bald dort im Bächlein, das Zickzack an den Weiden und Erlen vorbei das Thal hinabschlenderte wie ein Kind, das nach Blumen sucht – Ich schloß die Augen und versuchte zu träumen ich sei auch ein Farrenkraut oder ich sei ein Epheu und umschlinge die alte Tanne. Mir war so wohl, so seelenvergnügt zu Muthe, ich hätte nur ewig so fortträumen mögen, und doch durchzuckte mich immer wieder leise ein wehmüthiger Gedanke — „o hätte ich nur auch den armen, schönen Schmetterling leben lassen!“ —

Ich habe einmal von einem Vogel gelesen, der immer nur Ein Liedchen im Käfig sang:

> Waldeinsamkeit, die mich erfreut!
> Wie mich erfreut Waldeinsamkeit!

Hier im grünen Schatten der Bäume, am stillen Saume des Waldes konnte ich das mächtige Sehnen des Vogels begreifen, sein Heimweh nach Waldesluft und Waldesschatten, nach Waldesleben und Waldesfrieden, und ich glaube, wenn schnell eine Fee hinter der krummen Tanne hervorgetreten wäre, gewiß auch ich hätte nur Einen Wunsch an sie gehabt:

> Weit von der Welt und ihrem Lärm geschieden,
> In eines Waldthals heilig stillem Frieden
> Wie gerne möcht' ich sein!

Da springt vom Fels die Quelle singend nieder,
Die Vögel jauchzen ihre wilden Lieder,
Und Tannen rauschen d'rein.

Da flüstert jede Blume ihre Sage,
Unschuldig rein, als wie am Schöpfungstage,
Ist der Gazelle Blick;
Es bringt die Luft den Gruß von tausend Blüthen,
Der Waldesnacht entsteigen lichte Mythen,
Den Schleier schlägt die Phantasie zurück.

Ich darf ihr keck in's dunkle Auge schauen,
Kobolde, Nixen, Elfen, Waldesfrauen
Sind im Gefolge ihr;
Sie tanzen um mich ihre Zauberkreise,
Sie singen mich in Schlaf mit süßer Weise
Und weben Träume mir.

Jetzt tönte von fernher eine Glocke, bald eine zweite, eine dritte — man läutete in die Kirche. Bald waren die Glocken verstummt und mir war jetzt als hörte ich fernen Orgelklang. Doch vielleicht auch täuschte ich mich und es war nur der Wind, der hinter mir durch die Tannenwipfel rauschte. Was mag wohl heute der Pfarrer predigen? dachte ich. Vielleicht von der Allmacht Gottes? predigt sie aber hier nicht jedes Blättchen, jedes Käferlein schöner, als es seine Zunge je auszusprechen vermag? oder von der göttlichen allbarmherzigen Liebe, von ihm, der für unsrer Seelen Seligkeit am Kreuze gestorben? O mein Gott! mir ist ich höre dein Nahen im Rauschen des Waldes, als schaute dein Vaterauge durch die Blätter der Bäume auf mich nieder, vor dir ist nichts verborgen, tief tief in meinem Herzen erkennst du jeden, auch den verstecktesten meiner Ge-

danken, und wohl weiß ich, daß ein Wort, und wäre es auch das lügenhafteste, verruchteste in den Augen der Menschen, ist es nur in treuem kindlichen Glauben an seine Wahrheit gedacht und gesprochen, dir lieber ist als das schönste Gebet, das aus falschem Herzen kommt. O Gott, der du mit weiser Hand und allbarmherziger Güte die Gesetze der Natur leitest und vor dessen unaussprechbarer Größe das was sich das Größte, Klügste auf Erden denkt, winzig klein ist und gleich dem unscheinbarsten, hülflosesten deiner Geschöpfe, nimmer, nimmer wirst du in deiner Milde und Gerechtigkeit dem einen Tod, dem andern ewiges Leben geben wollen, Alle, Alle, das Mücklein, das hier in ahnungsloser Fröhlichkeit im Sonnenstrahl sich wiegt und mit dem Abendroth spurlos dahinstirbt, wie der Mensch, der, stolz auf seinen aufrechten Gang, oft am Schönsten, Lieblichsten, was ihm die Natur an den Weg gepflanzt hat, unbeachtend vorübergeht und in kalter Ferne sucht, was ihm die Gegenwart liebend darbietet, Alle, Alle, Groß und Klein sind vor dir gleichberufen und gleichberechtigt, sich ihres Lebens und deiner Güte herzlich zu freuen, und nimmer möge maaßloses Hoffen und frevelhaftes Wünschen diese reine Freude stören!

Viel lieber als ein dürres Kreuz
Ist mir im Wald das grüne Holz,
Natur allein ist mein Prophet,
In ihrem Dienste bin ich stolz.

Mein Evangelium war da,
Eh' Bibel noch und Koran war,
So lange sich noch Welten dreh'n,
Bleibt unverrückbar mein Altar.

Mir predigt's jedes Blatt im Wald,
Ein jeder Vogel singt mir's zu:
Freu' dich des Lebens, keck wie wir,
Wie wir demüthig sei auch du!

Wozu der hochmuthsvolle Wahn,
Die Priesterspekulation
Auf ein Dacapo-Leben dort,
Wo man für's Hier sich holt den Lohn?

O, schaut von euern Büchern auf
Nur einmal frisch in die Natur,
Und freud'ges Blüh'n, ergeb'nen Tod
Lehr' euch die Blume auf der Flur!

Doch horch wie lustig die Amsel aus dem Dickicht dort herüber singt! o wie glücklich ist doch ein solcher Vogel! Wenn's regnet und schneit, dann friert's ihn gewiß auch arg in seine nackten Füßlein, doch er deckt sie mit seinen Federlein halt so gut zu als es geht und denkt: „nun vielleicht erleb' ich auch noch den warmen Sonnenschein!" und richtig, jetzt ist der Frühling gekommen, und er ist außer sich vor Vergnügen und freut sich so sehr man sich nur freuen kann. Horch, war's nicht eben, als rief er: „lebt ihr noch? freut euch!?" —

Das gute Thierlein! allen Vögeln, Blumen, Bäumen, ja der ganzen Natur möchte es zurufen: „genießet die Gegenwart! das Leben ist kurz!" O wenn nur auch der Mensch auf diesen Ruf hörte! der aber glaubt, die Pflanzen, Thiere, Steine, ja und gar die schönen Sterne — alles zusammen sei nur ihm zu lieb erschaffen worden, und versteht doch so wenig die Natur wahrhaft zu lieben, ihr Wesen warm zu

erfassen; das Herrlichste was sie ihm beut zerlegt er mit kaltem Verstande, fühlt sich darum inmitten aller Schönheit vereinsamt und verlassen, da wo er mit tausend anderen Geschöpfen von Herzen fröhlich sein könnte, wäre er nicht ein vom Baum der Natur gewaltsam losgerissenes Zweiglein.

Wie herrlich das goldene, rothbesäumte Wölkchen da oben durch die dunkeln Tannenwipfel schaut! Wie bald vielleicht wirds zur schweren grauen Wolke und fällt in tausend Regentropfen zur Erde! Und thut ihr das wohl leid? ei bewahre! es ist ja so ihre Bestimmung. Würden alle kleinen goldenen Wölkchen am Himmel schweben bleiben, der Himmel wäre ja bald so damit bedeckt, daß man sein schönes Blau nimmer sehen würde, dann wär's auch bald aus mit dem goldenen Schein. Nein da sind sie lieber so gescheidt und machen liebreich auch andern wieder Platz; wenn sie dann zur Erde gesunken sind, sind sie ja auch nicht nutzlos gestorben, die Blumen und Bäume blühen und grünen noch einmal so schön und auch die Vögel schütteln freudig ihre frischgewaschenen Flügel und singen dankend ihr Lied zum blauen Himmel auf. Das ist dann der Wolke ihre Auferstehung und sie könnte kecklich sagen: „ich bin nicht gestorben, ich lebe fort in der Freude der Blumen, Bäume und Thiere.“ —

Wie sanft ruht es sich hier im Moose! Ist es denn so was Arges darum, bald schmerzlos und still in der Erde ruhen zu dürfen? Ach warum fürchten sich denn gerade die Menschen so sehr vor dem Tode? Nun ich kann es wohl errathen; gingen sie mit andächtigem Gemüthe wie in die Kirche so nur auch eine Stunde in der Woche friedlich durch die Flur und in den Wald und lauschten dem Geflüster der Bäume und dem Gesange der Vögel — O gewiß dann

lernten sie auch unser Aller Mutter, die Natur, lieben. Wen man aber liebt, zu dem kehrt man auch gerne wieder zurück. Dann würden sie aufhören mit traurigem Kreuze zu bezeichnen: „hier liegt ein Mensch!“ O ihr Zaghaften! die Natur bedarf nimmer eurer Kreuze. Mag Mensch, mag Pflanze oder Thier im Schooße der Erde modern, die Natur vergißt Keines, Keines; ihre urkräftige, ewige Liebe ruft Jedes, Jedes wieder zu neuer Bestimmung, neuem Leben.

Wie lustig der Kuckuck dort von der alten Eiche herabruft! Ich will einmal zählen, wie lange ich noch zu leben habe: Kuckuck — Kuckuck — Kuckuck — drei — jetzt hört er auf. Also nur drei Jahre noch! — Nur? Wie? Der Schmetterling, den ich vorhin erschlug, wäre er nicht vielleicht mit drei Tagen überglücklich gewesen? Nein verzeih mir, o Mutter Natur! rufe wann Du willst, klaglos will ich gehorchen, doch Einen, Einen Wunsch hätte ich:

Im Herbste, ja im Herbste
Möcht' ich begraben sein!
Wenn rings die Pflanzen sterben,
Die Blumen sich entfärben,
Stürb' ich ja nicht allein.

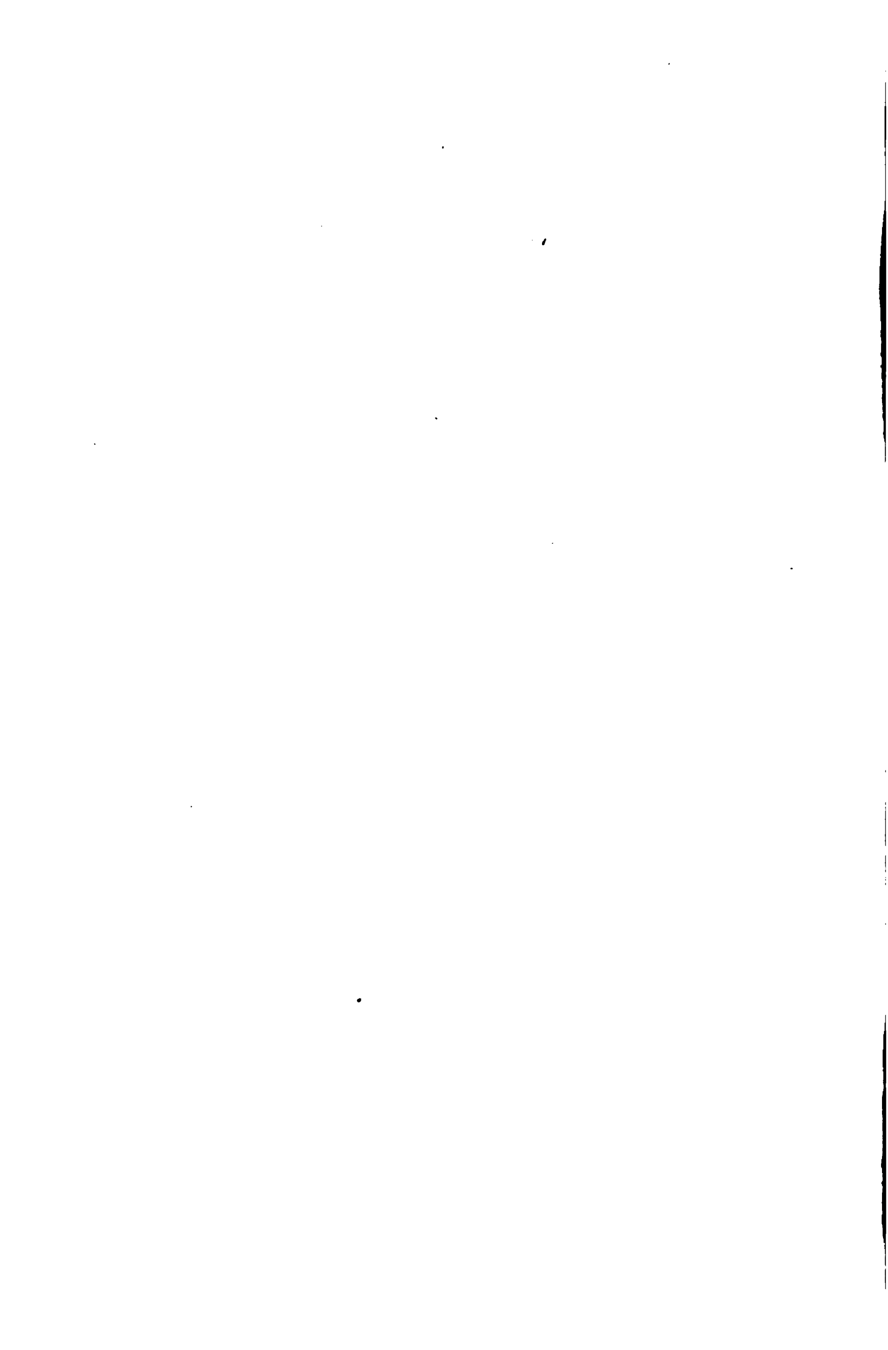
Wie wär' es d'raus im Winter
So ruhig um mein Grab!
Beschneite Grabesstätte
Ist gar ein stilles Bette,
Kein Laut dringt da hinab.

Doch streut der Frühling Blumen,
Und auf das Grab auch mir,
Dann schaut, wie schön die Erde,
Und gönnt mir, daß ich werde
Jetzt auch ein Stück von ihr.

Prinz Kalaf.

Der Traum, er ist die schönste Gabe der Natur,
Er öffnet uns'rer Wünsche Reich und läßt in seinem Schaum
Sich spiegeln, was wir wach nie sehn auf dieser Erdenflur.

A. Petöfi.



Prinz Kalaf.

Alles auf Erden geht der Versteinerung, der Verknöcherung entgegen. Unsere Erde selbst, das alte Urthier — des Gedankens, daß sie ein lebendiges, antediluvianisches Geschöpf sei, kann man sich kaum entschlagen — birgt unter ihrer weichen, lebendigen Haut von Wäldern und Wiesen noch eine Unzahl abgestorbener, versteinerter Häute, deren Schuppen als Gebirge und Felsen die neue Haut an manchen Stellen durchbrechen. Nehmen wir eine Steinkohle, kaum können wir uns klar vorstellen, daß vor einer Million von Jahren diese harte, schwarze Masse einst lebte und grünte, das zarte Gefieder ihrer Blätter umrauscht war von den Lüften des Himmels; erfassen wir einen Kieselstein — die Meduse Zeit ließ tausende lebendiger, fühlender Wesen versteinen, bis sie ihn gebildet. Unsere Tritte hallen auf den steinernen Gräbern der Vorzeit, bald sind auch wir Steingerölle, und ein neu Geschlecht wandelt theilnahmlos über uns. Wie eine Schildkröte, eine Auster allmälig versteinen kann, das ist uns leicht zu denken; sie ist mit dem Sarkophag geboren, lebt in ihm ihr dürftiges mementomoriartiges Trappistenleben, und schließt sich über ihr auf Nimmerwiederöffnen der Sargdeckel, da dünkt sie uns schon jetzt, ohne daß vorher Jahr-

hunderte über sie hinrauschen, wie ein unorganischer Stein. Anders scheint es mit dem Menschen zu gehen. Von außen weich, sensitiv und warm, ist es oft, als ob von innen die Versteinerung begönne, das Herz den Krystallisationspunkt bildete zu weiterer Inkrustirung.

„O wie kannst Du, lieber Vater, sonst so weich und gut, ein so steinernes Herz haben!“ ruft Wilhelmine, aufgelöst in Thränen, „warum willst Du nicht erlauben, daß ich den schönen Julius heirathe?“ Hier haben wir also einen Vater, der außerdem weich, doch nach dem eigenen Ausspruch seiner Tochter ein Herz von Stein hat Wenn wir ferner den Romanen trauen wollen, so giebt es eine Unzahl von Vormündern, Tanten, alten Geizhälsen, die ein verknöchertes, versteintes Herz haben. Aber ich sage nicht umsonst: „wenn wir den Romanen trauen wollen,“ ich traue ihnen nicht, ja ich sage offen, fast in allen Fällen, wo die Welt, flüchtig urtheilend, ein Herz von Stein annimmt, verwechselt sie den Herzbeutel mit dem Herzen, die Schale mit dem Kern. Ist eine Schnecke hart? nein sie ist weich, fast zu weich, nur ihr Gehäuse ist hart; und fühlt sich ein Herz allzu sensitiv, wird es von täppischer Hand gar zu oft schmerzlich berührt, da umspinnt es sich mit einem harten, zähen Futteral und lebt ein Leben still innen für sich. Allerdings, je stärker der Druck von außen, desto härter wird die Schale, desto enger der Raum, am Ende freilich ist nur noch ein Minimum Lebensbedingung da für das Herz und es stirbt an der selbstgeschaffenen Härte, die ihm zum Schutz dienen sollte. „Sein Herz war von Stein!“ sagt der Eine; „nein, er hatte gar kein Herz!“ sagt der Andere. O, wenn ihr's wüßtet! wie oft hat sich sein Herz an den harten Wänden selbst wund gerieben, bis es verzweifelnd zusammensank! Ueberhaupt,

wer in das Innerste des Innersten der menschlichen Herzen blicken könnte, der würde schnell von aller Misanthropie geheilt, staunend würde er sehen, daß in jedem Herzen ohne Ausnahme, wie ein Sternlein in der Nacht, ein Funke glüht voll ächtester Menschenliebe. Unter den Aerzten, namentlich alten Leibärzten, findet man häufig bärenbissige, stachliche Naturen, die der größte Jammer am Krankenbett ungerührt, eiskalt, lederzäh läßt, welche die Glieder amputiren, als wären es Baumäste. Wie manchen Seelenkampf hat es gekostet, bis sich diese harte Diplomatenrinde, dieser Wall gegen lähmendes Mitleid, um ihr Herz inkrustirte! Ich gestehe, mein Herz schlägt noch ohne dieses schützende Futteral, ich fühle, es ist für den ärztlichen Beruf oft noch allzuweich, darum möchte auch, was ich hier erzählen werde, manchem Arzte als etwas Alltägliches, nicht Redenswerthes erschienen sein, an meiner Seele ging es nicht ohne tiefen Eindruck vorüber, und wohl mancher der Leser wird mit mir empfinden.

„Sie sollen in's Hotel auf Nr. 135 kommen!“ sagte mein Bedienter. Nr. 135, eine hohe Nummer, wahrscheinlich im obersten Stock, hinten hinaus — und so war es auch. Bald klopfte ich an die bezeichnete Thüre. Ein schwaches Herein ließ sich hören. In der Ecke lehnte ein Schirm, ein mageres Reisetäschchen lag auf dem Sessel daneben. Im Bett, auf den linken Ellenbogen gestützt, saß, wie ein halbvertrocknetes Eidechschen anzusehen, ein leibarmes Figürchen mit auffallend gelber Gesichtsfarbe, stark hervorragenden Backenknochen, tiefliegenden, schwarzen, etwas schräg gestellten Augen, darüber hochgeschwungene Augbrauen, die Haare spärlich, glatt geschoren. Es mochte ein Mann von ungefähr dreißig Jahren sein. „Ich bin der Arzt, nach dem Sie verlangt haben,“ sagte ich. „O schön, daß Sie kommen,“

flüsterte er, „ich fühle mich krank, sehr krank.“ „Vielleicht haben Sie sich auf der Reise erkältet!“ sagte ich. „Ja wohl, erkältet,“ entgegnete er, seinen Mund zu einem trüben Lächeln zwingend, „aber nicht auf der kurzen Reise hierher, auch nicht durch Wechsel der Temperatur, durch Regen oder Wind, aber erkältet, gründlich durchkältet auf der Reise durch's Leben.“ „Nun, Sie sehen das Leben für den Augenblick etwas düster an,“ sagte ich, „ist man körperlich krank, fühlt man sich auch geistig niedergedrückt, das wird vorbeigehen, wenn die Gesundheit wiederkommt.“ „Ja, wenn sie wiederkommt,“ lachte er bitter, „doch Sie meinen es gut, Sie wollen mich durch Ihre Worte trösten, geistig chloroformiren, aber kann etwas zurückkehren, was nie da war? Aus weiter Ferne kehrt ein Bruder, den man schon für todt glaubte, zurück. „Als der frische, frohe Geselle, wie früher, werde ich morgen bei euch eintreffen,“ hat er geschrieben. Wie schmücken sie für ihn die Räume! wie windet man Blumen zu festlichen Kränzen! So muß es auch eine hohe, ungewohnte Freude sein, wenn die Gesundheit wiederkehrt; die Knospen der Hoffnung erblühen, das Herz dehnt sich, die langvermißte Freude einziehen zu lassen, aber bei mir bleibt der Raum öde, schon höre ich, wie der stille Gast Tod mit beinernem Finger anklopft, seine trübe Einkehr zu halten.“ „Sind Sie schon lange krank?“ fragte ich. „Ich weiß nicht, wann ich gesund war,“ entgegnete er, „nur wie ein ferner Traum aus der Kindheit schwebt es mir vor, daß meine Brust einst freier athmete, mein Herz froher schlug.“ Ich setzte mich zu ihm an's Bett, ich fühlte ihm den Puls, untersuchte ihm Herz und Lunge. Ein zehrendes Fieber schlich durch seine Adern, ein unheilbares, organisches Herzleiden war unschwer zu diagnostiziren. Ich verschrieb ihm Digitalis

mit Morphium, verordnete ein kühlendes Getränke. „Wie heißen Sie“ fragte ich. „Kalaf,“ antwortete er. „Nun, Herr Kalaf, ich werde Sie morgen früh wieder besuchen,“ sagte ich. „Thun Sie das,“ entgegnete er und reichte mir seine Hand. Wie war sie so heiß und trocken anzufühlen! — Sonderbar, dachte ich, als ich die Treppen hinabstieg, der Name Kalaf klingt mir so bekannt und doch kann ich mich nicht erinnern, je Einem dieses Namens begegnet zu sein. War es das Mitleid? waren es seine trüben Worte? war es die ganze ungewohnte Erscheinung dieses Mannes? aber immer wieder kamen meine Gedanken auf ihn zurück und früh Morgens war er mein erster Krankenbesuch. „Wie haben Sie geschlafen, Herr Kalaf? fragte ich, er kam mir heute noch abgezehrter, kränker vor, seine Augen lagen tief in den Höhlen. „Gut, ganz gut, ich danke es Ihnen, Ihrer Arznei,“ sagte er, „und ich habe geträumt, sonderbar geträumt, aber zuvor sagen Sie mir, haben Sie Zeit? können Sie mich ruhig anhören? ich hätte Ihnen etwas Ernstes zu sagen.“ „O freilich, es freut mich, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken!“ entgegnete ich. „Das ist lieb von Ihnen,“ sagte er, „denn sehen Sie, schon oft, wenn ich durch menschenbelebte Straßen ging oder ein Eisenbahnzug an mir vorbeirauschte, dachte ich, wer weiß! vielleicht eben ist auf Nimmerwiedersehen, Nimmerwiederfinden der Mensch an dir vorbeigegangen, dessen Seele ganz sympathisch mit der deinen gewesen wäre, und nun ist's vorbei, du mußt allein gehen, er muß allein gehen, die Minute des Glücks ist versäumt. Als Sie sich gestern auf mich niederbeugten, mir die Hand gaben, da fühlte ich nicht nur den Arzt, ich fühlte den Menschen, der neben mir stand; o ein Kranker ist so sensitiv, als ob alle Nerven wund gelegt wären. Wie kalt und gläsern fühlt sich

mancher Arzt an, wie eine Retorte, wie ein Arzneikolben! mögen daraus auch heilsame Tränke fließen, das ist nicht genug, wie wohl thut's, wenn menschliche Wärme seinem Herzen entströmt, wenn Seelentrost aus seinen Augen leuchtet! Ich bin sterbenskrank, mein Herz ist zum Tode welk — doch wissen Sie auch warum? nein, Sie wissen es nicht und sage ich es, so belachen Sie mich, wie einen Irren — mein Herz schlägt nur unter dem Purpur gesund!"

In der That, ich schaute ihm fester, fast erschreckt in's Gesicht, sollte er schon irre reden? dachte ich.

„Dort in der Reisetasche auf der linken Seite unten finden Sie eine Brieftasche — recht so, reichen Sie her und jetzt lesen Sie hier!" — damit bot er mir ein Zeitungsblatt; ich las:

„Wer kennt nicht Schillers Turandot und hat mit Entzücken die drei Räthsel gelesen, welche die schöne Prinzessin dem Prinzen Kalaf vorlegte? Wir hielten, und gewiß Viele mit uns, das Ganze für eine phantastische Dichtung, nun hat man aber in den Papieren des jüngst in China verstorbenen Missionärs Güzlaff höchst interessante Notizen gefunden, aus denen zur Evidenz erhellt, daß wirklich einmal ein Kaiser Altoum und eine Prinzessin Turandot existirt haben, auch soll ihr Gemahl Kalaf kein gewöhnlicher Prinz gewesen sein, sondern ein Mann von hoher Begabung, Novellen und Gedichte geschrieben und in Auflösung von Charaden und Rebus eine ungemeine Fertigkeit besessen haben. Die weitere Notiz, daß Prinz Kalaf, nachdem er die Prinzessin Turandot längst geheirathet hatte, durch eine Palastrevolution, wie sie in jenen barbarischen Ländern leider so häufig vorkommen, Thron und Vermögen eingebüßt und nach langen Irrfahrten in Leipzig eine illustrirte Zeitung gegrün-

det habe, könnte man für eine muthwillige Erfindung halten, spräche nicht der ganze Charakter des ehrwürdigen Missionärs Güzlaff gegen eine solche Annahme."

„Ich erinnere mich, diesen Artikel vor einigen Jahren in einer Zeitung gelesen zu haben," stotterte ich verlegen, „ich hielt es für einen Scherz." —

„Ein Scherz!" rief er, „ja so sind die Menschen! Wenn die armen Gladiatoren fern von der Heimath im Kampfe gegen sich oder wilde Thiere auf dem Sande des Circus blutend, zerfleischt ihr Leben aushauchten, das war für den römischen Pöbel ein Scherz! Wenn die Christen in Pech getaucht als Feuersäulen am Wege brannten, das war für den Kaiser, der trunken vorüberzog, ein Scherz! Wenn ein Bajazzo hoch oben auf dünnem Seile, das Gesicht fratzenhaft bemalt, daß man die Schreckensfarbe darunter nicht erschaut, seine Künste macht, das ist für den staunenden Bauer ein Scherz! Wenn ein Großvater, Vater und Sohn arm, einsam, vergessen, klein, elend wie ein zertretener Wurm, ausgestoßen von dem Vaterland, in der kalten Fremde lange Jahre des Jammers herumirrten, das dünkt Ihnen ein Scherz? O verzeihen Sie," sagte er, meine Hand heftig drückend, „ich bin krank, das Unglück stimmt mich bitter, Sie sind ja so gut! wollten mir nicht weh thun! Wohl mag es Ihnen sonderbar erscheinen, aber es ist so, ich bin jenes unglücklichen Kalaf's Enkel, Timurs Ur-Enkel! kümmerlich habe ich mich bis jetzt als Literat durchs Leben geschlagen, mein letztes noch ungedrucktes Trauerspiel heißt: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, oder der chinesische Knopf und die preußische Spitze."

Erschöpft sank er in sein Kissen zurück, mir schwindelte; war Wahrheit, was er sprach? oder redete das Delirium

aus ihm? Letzteres war natürlicher anzunehmen. Mit leiser Stimme, halb wie für sich, sprach er weiter: „O, es giebt etwas, darüber können nur die wenigsten Menschen urtheilen, weil nur die wenigsten Menschen in dieser Lage sind. Wie ein fremder Körper zwischen Haut und Fleisch, erregend, entzündend hält es die Seele in ewiger krankhafter Spannung, es läßt kein ernstes Denken, kein richtiges Fühlen zu, wie ein Dämon geißelt es die Gedanken vor sich her, daß sie alle, die bösen und die guten, nur auf Ein Ziel lossteuern; an ihm starb mein Großvater, mein Vater, unter seinem Drucke erliegt auch mein armes Herz.“

„Und was ist dieses?“ fragte ich. „Es ist das Prinzenbewußtsein!“ flüsterte er. „Du bist mehr als die um dich Alle! Du bist der geborne Herr, sie sind die Sklaven! ein Diadem gehört sich um deine Schläfe! so raunt mir stündlich eine Stimme ins Ohr und kraftlos fallen mir die Hände, die ich zu der Arbeit erhoben, und die Gedanken, die ich auf Höheres richten will, senken ihren Flug und bohren sich ein in den Einen irdischen Gedanken: Du bist ein Prinz! Ich schaue wie ein Vogel hinter dem Käfig sehnsuchtsvoll hinaus in die Ferne, träume mir aus den fernen Wolken mein Reich, ich betrete es, ha! wie klingen von allen Thürmen die Glocken! wie donnern die Kanonen! durch die Straßen sprengen die Reiter: er kommt! er kommt! Hurrah! Heil ihm! Heil! ruft jubelnd die Menge; vor den Thoren knieen sie demuthsvoll im Staube, überreichen die Schlüssel, stammeln ihren Glückwunsch. Es schmettern die Trompeten, die Pauken erschallen; von teppichgezierten Balkonen, aus den Fenstern, von den Dächern, allüberall hallt endloses Hoch, flattern die Fahnen, regnen die Blumen. In goldenem Wagen, gezogen von acht silberweißen Rossen, Herolde,

Bannerträger, die edelsten der Ritter voraus, hinter mir ein unabsehbarer Zug von Karossen und Reitern, wälzt sich mein Siegeszug durch Spaliere von Kriegern durch die festlichen Gassen hin zu dem Tempel. Heilige Gesänge erschallen, vom Altare des Herrn nehm' ich die Krone, setze sie mir auf das Haupt, der Priester spricht seinen Segen, Alles liegt athemlos auf den Knieen, ich stehe stolz, ungebeugten Nackens, das wilde Verlangen in mir schweigt, ich fühle es, ich weiß es, unter Allen bin ich der Höchste, ich bin der König!"

Erschöpft hielt er inne, seine letzten Worte waren nur noch ein tonloses Hauchen, fiebrisch glänzten seine Augen, schlugen seine Pulse.

„O, ich bitte, beruhigen Sie sich, kommen Sie zu sich, lieber Kalaf," sagte ich.

„Ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht," entgegnete er; „wer bin ich? ein Wurm in dem Staube! was bin ich? ein Schieferdecker, der hoch oben im schwanken Gestelle sich träumte ein König der Lüfte und stöhnend, winselnd, zerschmettert liegt er jetzt auf dem Pflaster. O, hören Sie nur noch, was mir träumte, das heißt, es war kein Traum, ich glaube, ich hatte die Augen auf, es war ein Schweben über der Wirklichkeit, es war ein süßes Vergessen! Mir träumte, der Jubel war aus, die Lampen erloschen, die Guirlanden flatterten zerfetzt im Winde; der Mond schien geisterhaft, höhnisch auf meine Kissen, mir ins Gesicht, dunkle Wolkengestalten flogen über ihn her, mir war's als ob er zu mir spräche: „Ich bin nur ein Sandkorn im Stundenglase des Allmächtigen, und was bist Du? ein vergänglicher Schein, ein Atom, ein Nichts!" Ich erhob mich vom ruhelosen Lager, ich stieg die breiten Treppen des Schlosses hinab,

schweifte durch die verödeten Gassen, und ich fühlte mich klein und demüthig und wie von Gott verlassen und gedachte all' des Kummers und Elends und der Thränen, die in den Hütten der Armuth und in der verschlossenen Zelle des Kerkers unter Anrufung meiner Hülfe und Gnade ach! vergebens geweint werden, und ich sprach zum nächtigen Himmel empor: „O Gott, wenn die Thränen der Armen schwerer wiegen auf deiner Wage, als meine Krone und Diamanten und Perlen, so nimm die Last des Purpurs von mir und laß mich niedrig sein, wie die andern Menschen, und ohne die große Verantwortung!"

Da zertheilten sich die Wolken, silbern umhüllte mich das Mondlicht, und ich erwachte."

„Ach das war ein schöner, ein lieber Traum!" sagte ich; „dulden Sie jetzt auch in Niedrigkeit, und ist Ihr Herz auch körperlich krank, freuen Sie sich, daß es geistig so gut ist. Vielleicht können Sie jetzt schlafen, lieber Kalaf."

„Ja, ich werde schlafen," sagte er und lächelte eigenthümlich.

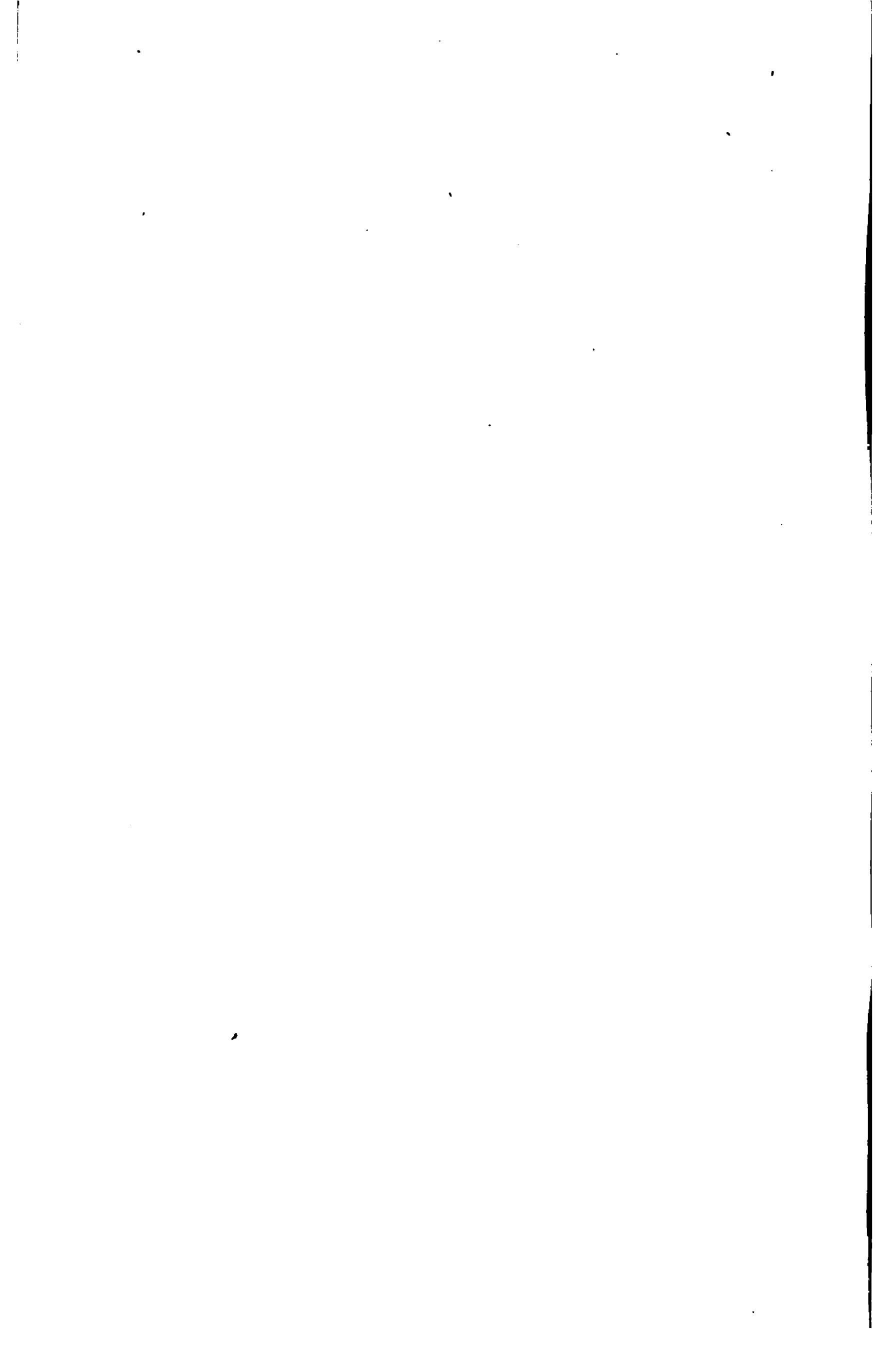
Nicht vergeß ich den Blick, mit dem er mir nachschaute. Gegen Abend meldete man mir, der Kranke auf Nr. 135 sei gestorben.

Zwei Tage darauf folgte ich einsam seinem Sarge.

Sommer und Winter.

Im silbergrauen Spinnwebkranz
Umflimmert von des Glühwurms Glanz
Herbei, herbei zum Mondscheintanz!
Matthisson.

Die Tannen und Eichen der Wind zerzaust
Und hohl wiederhallt's aus der Bergeskluft.
Conz.



Sommer und Winter.

Die Lämmer ruhen auf den Triften,
Von fern bebt durch die reine Luft
Der mitternächt'ge Schlag der Glocke,
Die Blumen hauchen ihren Duft.

Melodisch rauscht des Baches Welle,
Leuchtkäfer schweben ob ihr klar,
Die Weide beugt sich flüsternd nieder,
Wie Silber glänzt ihr langes Haar.

Der Vogel auf dem Zweige hebet
Im Traum ein Lied zu singen an,
Und über all' Dem ziehet schweigend
Der Mond die hohe lichte Bahn.

In einer solchen stillen, milden Sommernacht ist es, als ob Erde und Himmel sich traumhaft umschlängen, als ob die lichten Bewohner der Gestirne herabstiegen und mit Elfen, Nixen und Geistern der Erde trauliche Zwiesprache hielten. Wie anders dagegen eine Sturmnacht im Winter! Wie in der Sommernacht das gute, so scheint hier das böse Prinzip vorzuwalten. Hu, wie es hexenartig durch's Kamin schnurrt und heult! in der Luft dröhnt es, zischt und schreit

es, als ob unselige Geister sich höhnten, verfolgten und quälten; auf dem Dache sitzt ein Kobold und dreht und wirbelt die Windfahne mit heiserem Lachen; die Bäume beugen sich, stöhnen und ringen die Arme, wie in unsäglichem Jammer; gleich Fledermäusen fliegen die falben, raschelnden Blätter; wie ein Gespensterheer jagen und huschen die Wolken unheimlich an der bleichen Mondscheibe vorbei und hinterdrein schreitet langsam und ernst der Tod in langem, weißem Talare, immer tiefer herab senkt sich sein Mantel, jetzt streift er die Berge, jetzt bedeckt er das Thal — Morgens liegt auf Dächern und Feld der erste Schnee, die Bäume beugen sich schweigend unter der weißen Last, ernste Stille folgt dem nächtlichen Toben, die Natur geht ein zur Ruhe —

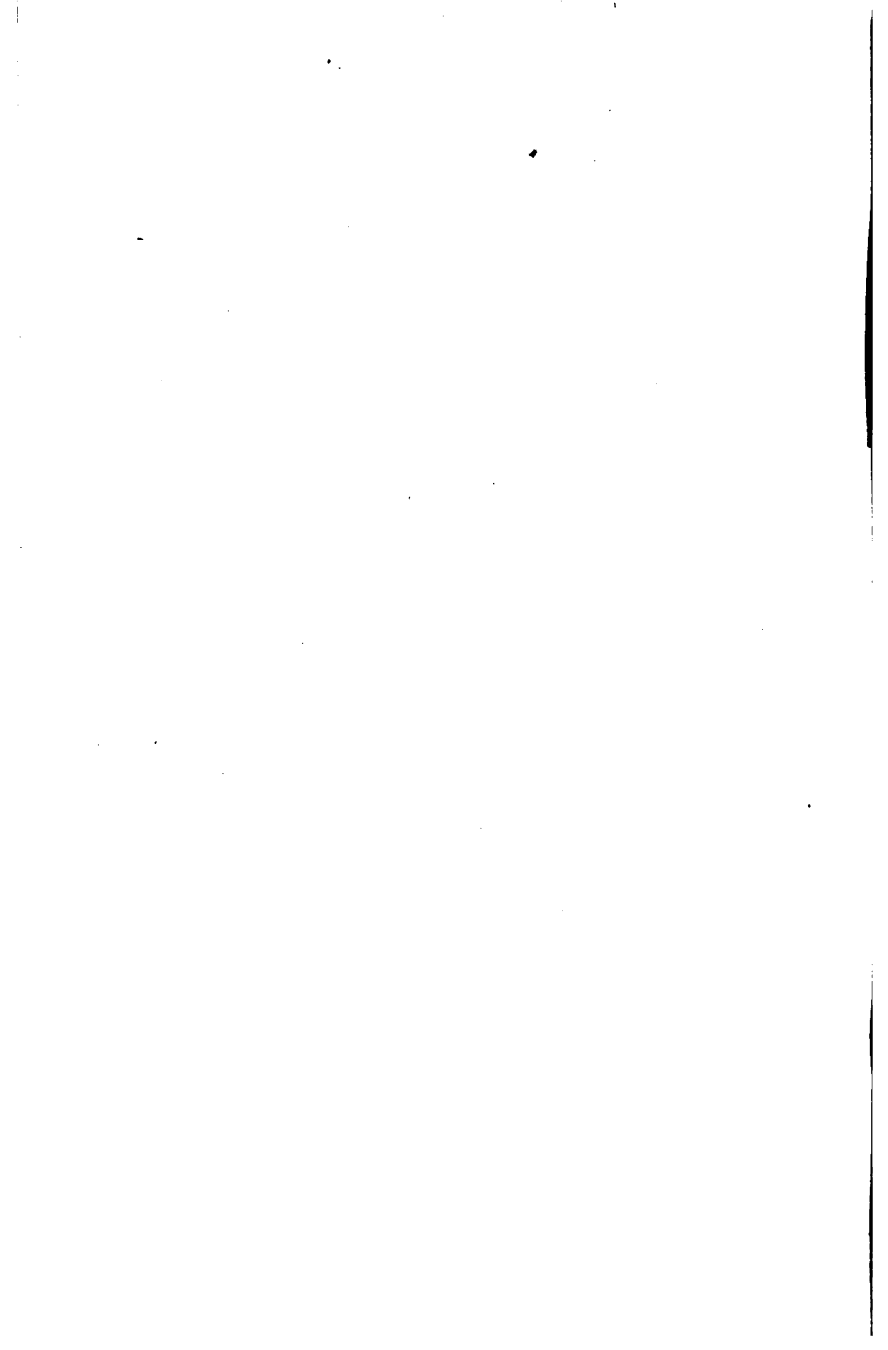
Das letzte Blatt entfällt dem Baum,
Der Schnee liegt öd' entlang der Flur,
O könnte man belauschen jetzt
Den Traum der schlafenden Natur!

Was mag der alten Eiche Traum,
Was der der schlanken Rebe sein?
Bringt er zurück vergang'ne Zeit?
Schließt er ein Hoffen, Ahnen ein?

Und das Erwachen, ist es Lust?
Wie oder schafft es Qualen nur? —
O könnte lauschen man einmal
Dem Traum der schlafenden Natur!

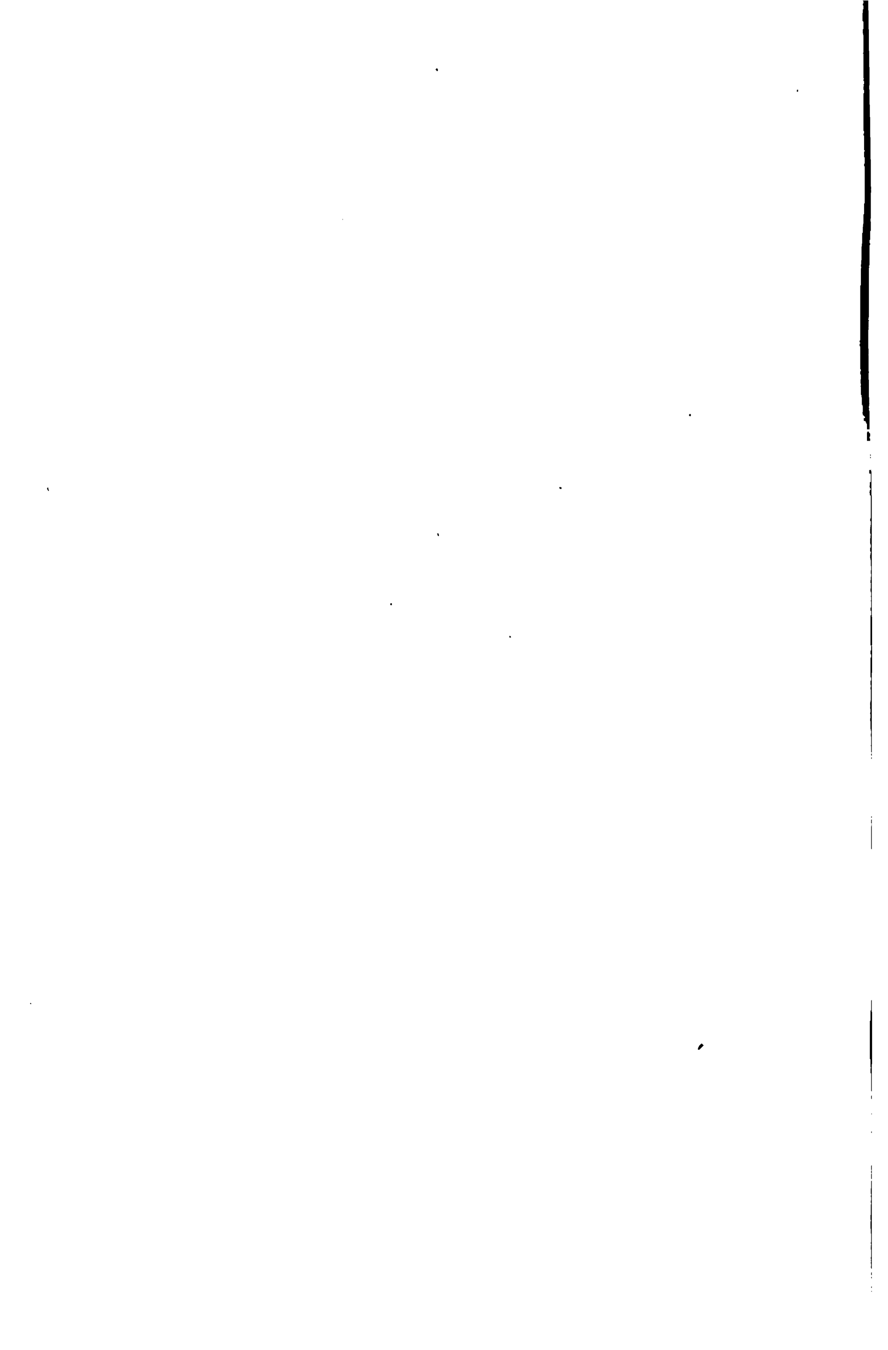
— Im Sommer schwirren die Gedanken bienengleich aus und gaukeln um Blumen und Bäume, fliegen über sonnige

Gebirge, lichte Seen, schattige Wälder, freuen sich am tiefblauen Himmel, den goldenen Wolken, den farbenfrischen Gewändern der Flur, aber im Winter — während außen die Stürme toben — da thut es wohl, stille Einkehr zu halten im eigenen Herzen, und, ist auch Wald und Feld farblos und erstarrt, innen im traulichen Stübchen spinnt die Poesie am Rocken der Erinnerung den bunten phantastischen Faden.



Die Sternschnuppe.

Ein hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.
Schiller.



Die Sternschnuppe.

„Nicht wahr, liebe Mutter, was man sich wünscht, während eine Sternschnuppe vom Himmel fällt, das wird wahr?“ — „Glaube es immerhin, liebe Tochter“, sagte die Mutter sanft lächelnd; „was sich ein gutes Kind wünscht, während es zum klaren Sternenhimmel aufblickt, das kann ja kein böser, ungerechter Wunsch sein.“ — „Nun, dann wirst du recht bald wieder gesund“, rief das Kind und patschte vor Freude in die Hände. „Denke nur, als ich vorhin noch die Arznei aus der Apotheke holte, da fiel gerade, als ich über den Marktplatz ging, eine Sternschnuppe in einem hohen lichten Bogen langsam herab, und ich wünschte mir schnell, du möchtest wieder gesund sein, und jetzt wird es also wahr!“ — „Wenn es Gottes Wille ist, liebes Kind“, sagte die Mutter und küßte es auf die Stirne, während sie vergeblich ihre Thränen zu verbergen suchte. Ach, klammerte sie sich auch ihrem Kinde zu lieb fest an das Leben, so hatte sie doch längst aufgehört, Genesung von ihrer schweren Krankheit zu hoffen. Wie viele Arzneien hatte sie schon eingenommen, wie oft hatte sie der Arzt auf besseres Wetter vertröstet! Heute endlich hatte er selbst seine Rathlosigkeit ihr gestanden, und auch ohne das fühlte sie wohl am besten,

wie von Tag zu Tag ihre Kräfte abnahmen, wie ihr schwacher Körper nimmer im Stande war, gegen das heftige Fieber, das ihn unablässig verzehrte, anzukämpfen. Wie eng, wie todesbang war es ihr beim Athmen! Wie oft hätte sie schon den Tod herbeigesehnt, wäre nicht ihr Kind gewesen, ihr liebes, dann so verlassenes Kind. — „O, weine nicht, liebe Mutter! glaub's nur, die Sterne lügen nicht, du mußt gesund werden, und dann gehen wir recht lieb mit einander spazieren; es muß jetzt wunderschön draußen sein; denk' nur, es gibt schon Maiblümchen und blühende Erdbeeren, und den Kuckuck hat man auch schon schreien hören." — „Wir wollen das Beste hoffen, mein Kind. Gott, wie ist mir so bang, gib mir dort von der neuen Arznei." — „Ach, meine liebe Mutter, sieh', die Arznei nützt doch nichts; wie viele hast du schon eingenommen! laß mich lieber einmal recht fest deine Hand halten und an die Sternschnuppe denken."

Schmerzlich lächelnd ließ es die Mutter geschehen.

„Deine Hand thut mir in der That wohl", sagte nach einer kleinen Weile die Mutter, „o lege mir die andere auf die Stirn, mein Kopf zerspringt mir fast."

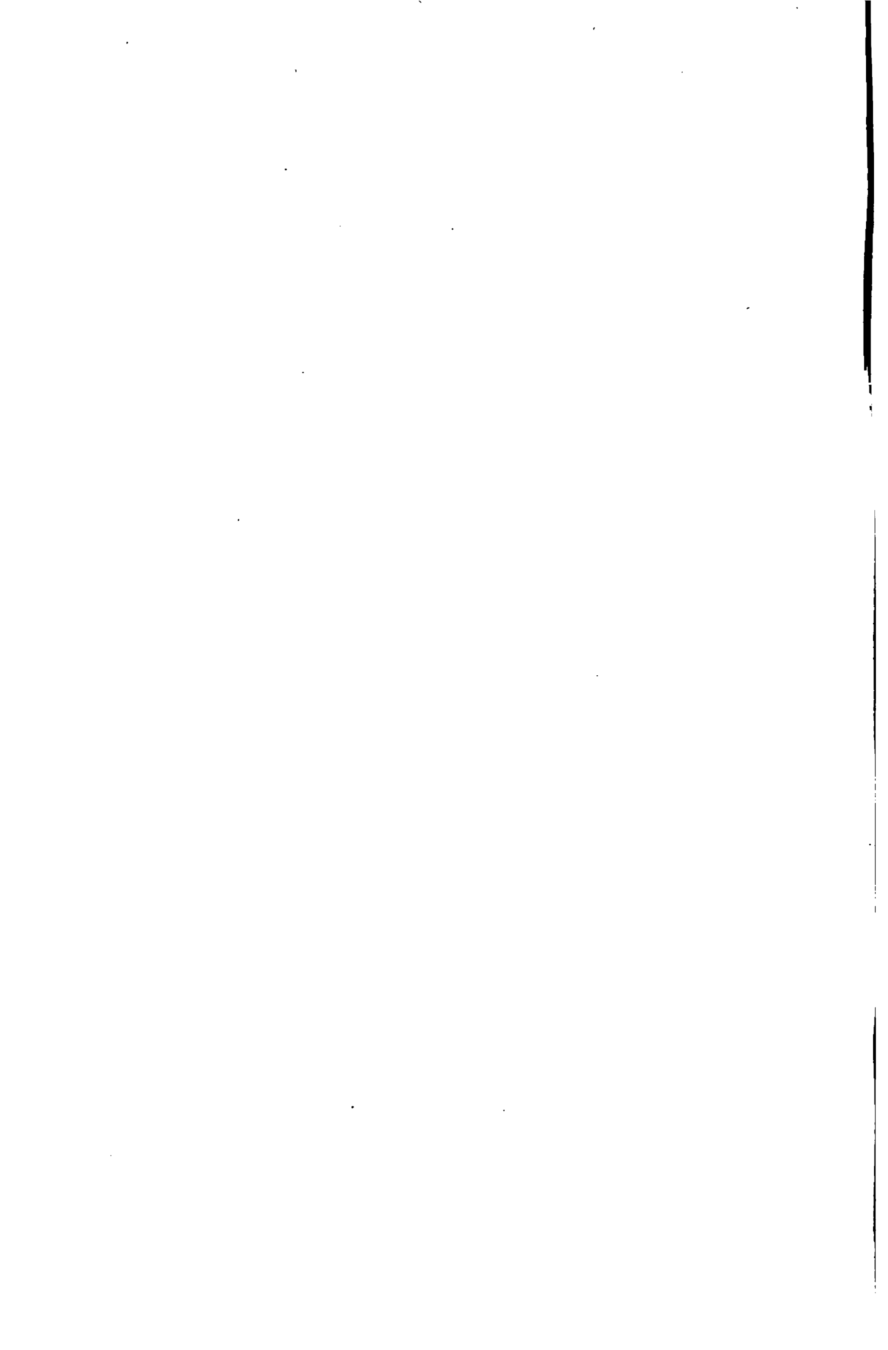
Das Kind strich sanft die Haare aus der bleichen Stirne der Kranken und legte sein rechtes Händchen darauf, während es mit dem linken die fieberheiße Hand der Mutter fest gefaßt hielt.

„Welch eigenthümliche Empfindung", sagte die Mutter; „zuerst wurde mir's soeben noch viel bänger, ich wollte dich aber nicht in deinem Glauben stören, jetzt aber ist mir's, als spürte ich aus deiner Hand einen wohlthätigen Strom in mich übergehen; auf der Stirne fühle ich's, als ob ein kühler Hauch über sie hinzöge. O, wie wohl thut das!

Meinst du nicht auch, meine Haut ist nimmer so trocken und heiß? das Athmen wird mir viel leichter, ich kann, glaub' ich, schlafen.“ Und sanft lächelnd schloß sie die Augenlider.

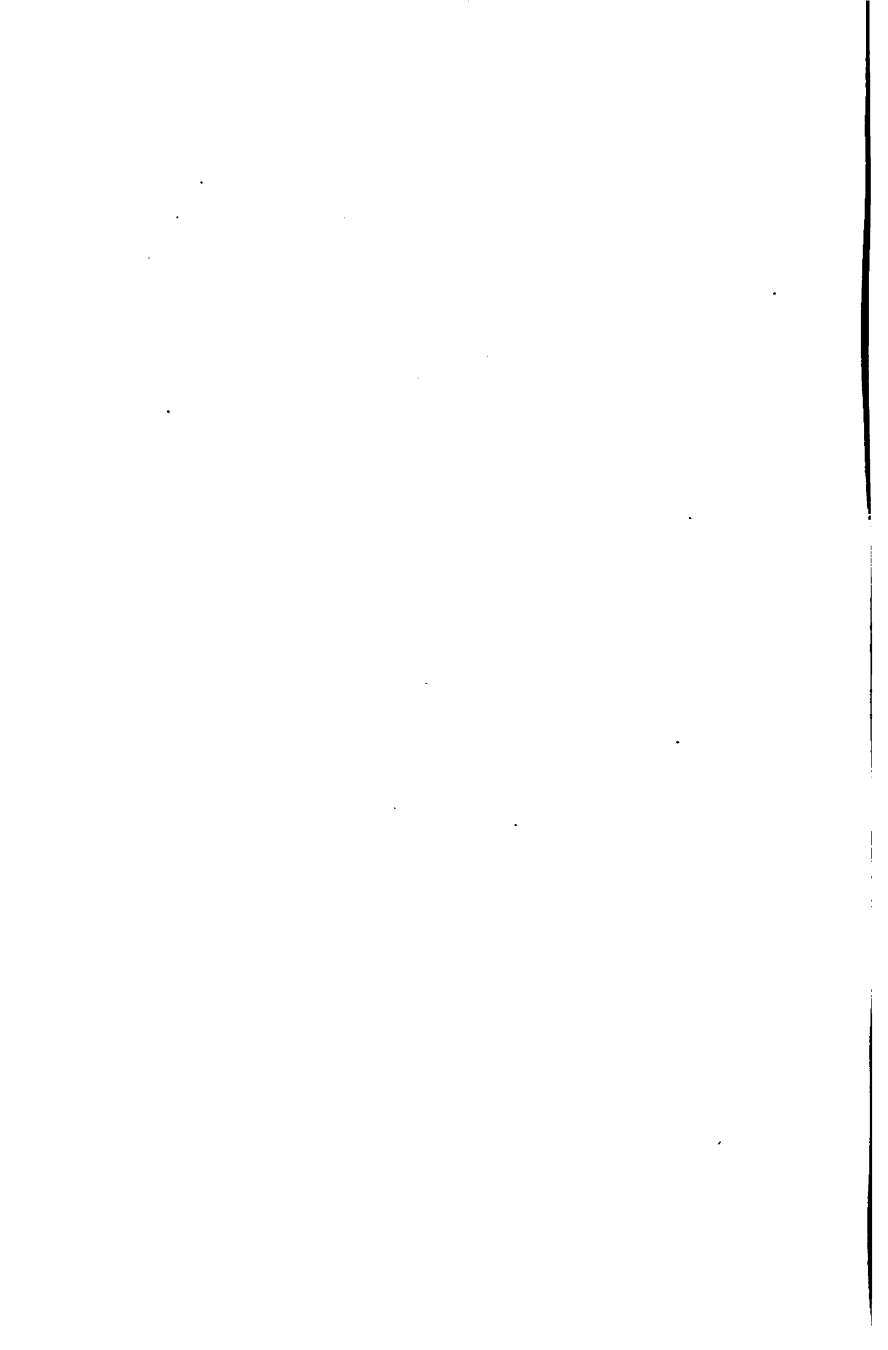
Das Kind aber blieb ganz ruhig neben dem Bette sitzen, hielt fest die Hand der Mutter in der seinigen und dachte immer an den herabgefallenen Stern und an seinen Wunsch, und daß die liebe Mutter jetzt gesund werden müsse, bis es, von Müdigkeit überwältigt, das Köpflein auf das Kopfkissen neben die Mutter sinken ließ und einschlief.

Als es wieder die Augen aufschlug, schien die Sonne hell in das Zimmer, die Mutter aber saß aufrecht im Bette, umschlang es mit den Armen und rief: „Guten Morgen, mein lieber kleiner Doktor! Ach, mir zu lieb bist du heute nicht in dein Bettlein gekommen, ich aber habe prächtig geschlafen, so gut, wie schon lange nicht mehr, und mein Fieber hat ganz aufgehört, ich fühle mich so gestärkt und neu belebt, als ob ich schon ganz genesen wäre!“ — „So ist es wahr? es ist ganz gewiß kein Traum?“ jauchzte das Kind, „o, siehst du, wie gut es war, daß ich mir bei der Sternschnuppe deine Gesundheit wünschte.“ — „Ja gewiß“, sagte die Mutter, „nur dein kindlich frommer Wunsch gab dir felsenfestes Vertrauen und Glauben und ließ deiner kleinen Hand eine wunderthätige, magnetische Heilkraft entströmen.



Der Kreuzschnabel.

Womit Jemand sündiget,
Damit wird er gestraft.
Weisheit Salom. 11, 11.



Der Kreuzschnabel.

Es mögen jetzt 50 Jahre sein, vielleicht auch mehr, da stand in einem Thale Tyrols, da wo jetzt die Kapelle mit dem eisernen Kreuze ist, ein großes Haus, das hatte eine künstlich geschnitzelte Altane rings herum und auf den Fensterläden waren rothe Tulipanen gemalt und über der Hausthüre war ein Fuhrmann abconterfeit mit einem Güterwagen und vier Pferden und darunter stand der Spruch:

> Ich lebe und weiß nicht wie lang,
> Ich sterbe und weiß nicht wann,
> Ich fahre und weiß nicht wohin,
> Mich wundert nur, daß ich so lust'g bin.

Das Haus gehörte dem reichen Bauern Veit, und hinter dem Hause war ein großer Hof mit Brunnen und Stallungen für Vieh und Pferd und ein Garten und kurz das ganze Anwesen war, was nur schön heißt. Der Veit wäre so übel nicht gewesen, obwohl die Leute Manches munkelten, wie er zu seinem Reichthum gekommen; aber sein Sohn Seppel, das war die böse Stunde selbst, der wär doch nicht wie andere brave Buben im Sommer auf die Allmand ge=

o sein Vater so schöne Viehheerden *laufen hatte,*
! Da hat er lieber die Büchse von der Wand *ge*=
ist hoch in's Gebirge den Gemsen *nachgelaufen,*
wegen wie ihn gab's keinen Gemsjäger weit und
war er aber auch übermüthig auf seinen Reich=
händelsüchtig, wie nur einer sein kann. Kam er
anzboden und war vorher Alles friedlich und
, da brachte er doch gewiß Alles untereinander,
läg' und Händel gab, denn den geringsten Wider=
nte er nicht ertragen.
atte neben Veits Anwesen eine Wittwe ein kleines,
chen, das war neben dem reichen Bauernhause
anzusehen, doch innen war's geputzt und reinlich
anzen Tag schnurrte das Rädchen, denn seit dem
Mannes ging es der Frau ziemlich knapp und
mit Spinnen ihren Unterhalt verdienen, lebte auch
und einsam. Zum reichen Veit hinüber wagte sie
en, der sah sie ziemlich über die Achsel an, der
er that ihr einen Possen wo er nur konnte. Die
eine Ziege, die gab gute Milch, und in der
Fenster hing ein Käfig aus Weiden, darin war
chnabel, der war der Frau ihre einzige Freude
haltung und war so zahm, daß er ihr immer die
us der Hand fraß. Nun geschah es, daß der
arb, und war vorher Seppel auf seinen Reichthum
, so war er es jetzt noch mehr, denn jetzt war er
aus und konnte schalten und walten, wie er wollte.
lte er jetzt auch viel schöner gemacht haben und
daß man ihm den Reichthum schon von weitem
lle, darum stand ihm das Haus der Wittwe ge=
Wege.

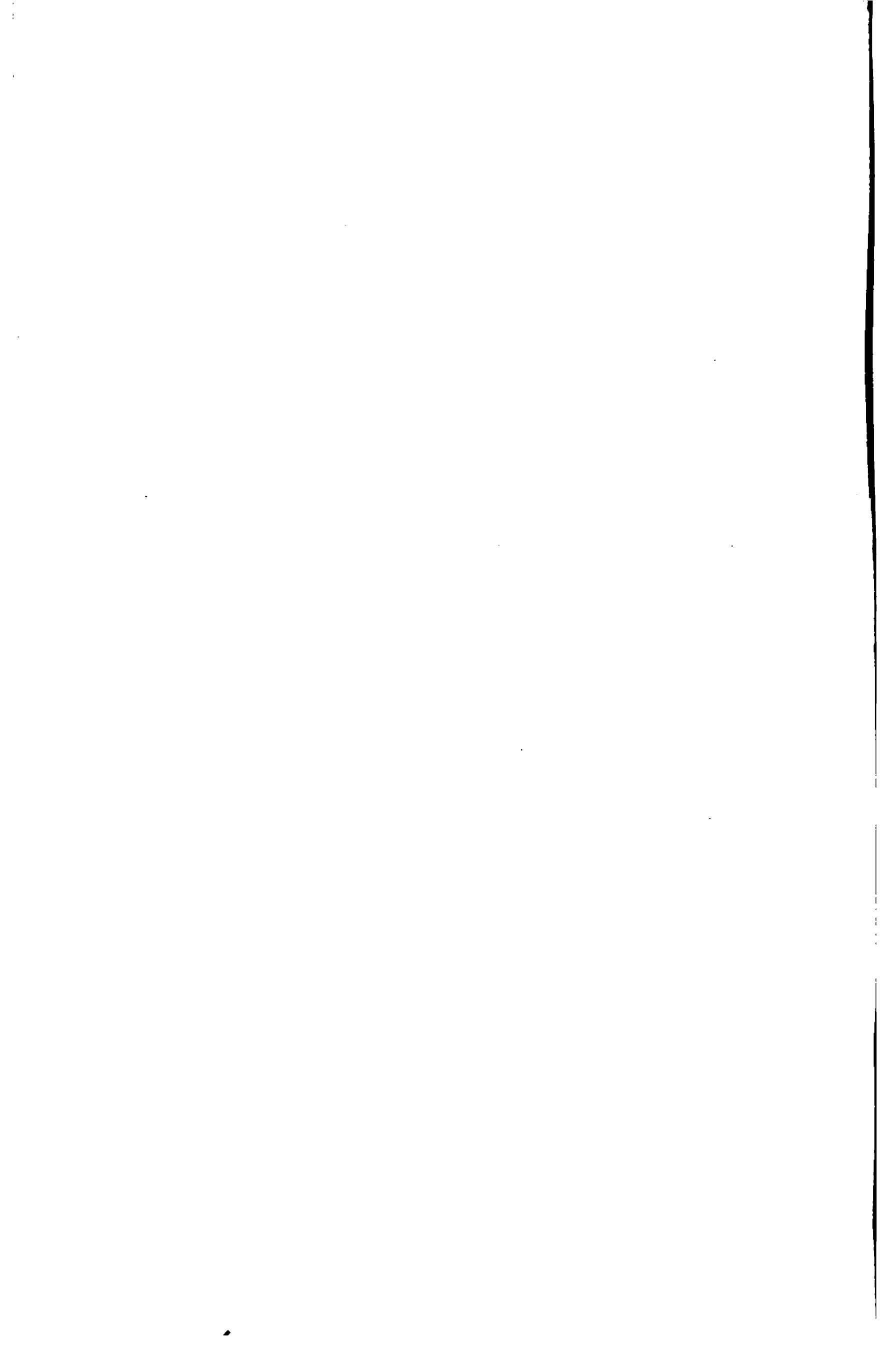
„Was will sie um ihre Baracke?“ sagte er zu ihr, als sie gerade an seinem Haus vorbeiging, um gesponnenes Garn in die Stadt zu tragen.

„Mein Haus verkaufen? ich?“ entgegnete die Wittwe, „nein, das ist mir um all Euer Geld nicht feil! wo mein Mann selig gelebt hat und gestorben ist, da will ich auch einst sterben.“ Und damit ging sie weiter und ließ den reichen Seppel verblüfft stehen. Der aber wurde ganz rasend über die Weigerung der Frau, und hatte er schon vorher unnachbarlich gegen sie gehandelt wo er nur konnte, so nahm er sich jetzt in seinem Zorn vor, sie einmal recht tief zu kränken, und weil er wußte, daß ihr der Kreuzvogel fast die einzige Unterhaltung war, so ging er schnell hinüber, öffnete den Käfig, daß der Vogel auf und davon flog und steckte statt des Vogels eine Maus hinein, damit die Frau recht erschrecken solle. Richtig, wie die Frau Abends heimkam, war auch ihr Erstes nach ihrem lieben Vögelein zu schauen, und sie erschrack nicht wenig und mußte weinen, daß es ihr fast das Herz abstieß. Jetzt erst kam sie sich ganz arm und verlassen vor. Doch obgleich sie wußte, daß das der Seppel gethan, sagte sie kein Wort und bat nur Gott sie bald sterben zu lassen, um nicht länger so viel dulden zu müssen. Den andern Morgen schien die Frühlingssonne warm ins Zimmer und sie saß traurig an ihrem Spinnrädchen und dachte an ihren lieben Vogel, da ging mit stolzen Schritten der Seppel mit der Büchse auf dem Rücken an ihrem Fenster vorbei und wanderte dem Gebirge zu um einen Gemsbock zu schießen. Er stieg höher und höher und jetzt stand er hoch oben im ewigen Schnee und blickte herab in die sonnige Gegend, wo sein Haus liegen mochte, da flog plötzlich hart an ihm ein Vogel vorbei, der berührte leicht mit den

Flügelein den Schnee, und es war ihm als sei es der Kreuzschnabel gewesen und er habe beim Auffliegen gerufen: „bitt bei Gott! bitt bei Gott!“ Der Schnee aber, den das Vögelein im Dahinfliegen aufrührte, war zur Kugel geworden und rollte hinab und wurde größer und größer und sprang jetzt in wilden Sätzen als Lawine donnernd in's Thal. Wo einst des reichen Veits Haus, Stallung und Garten gestanden, da war jetzt Alles in Schnee und Schutt begraben, doch das Haus der Wittwe war verschont geblieben, und sie lag betend auf den Knieen und dankte Gott für die Rettung und wagte lange nicht vor die Hütte zu treten. Der Seppel aber war wie toll den Berg herabgerast und mit einem lauten Schrei auf der Stelle, wo einst sein Haus gestanden, niedergesunken. Mitleidsvoll nahm ihn die Wittwe in ihre Wohnung, doch sein Geist blieb umnachtet, und unter wildem Phantasiren mit dem Rufe: „bitt bei Gott! bitt bei Gott!“ starb er in ihren Armen. Die Verwandten Seppels ließen an dem Ort, wo einst das Haus mit der zierlichen Altane und mit den rothen Tulipanen auf den Fensterläden und dem schönen Spruche gestanden, eine Kapelle erbauen und die Wittwe hat darin jeden Tag für den armen Seppel gebetet bis an ihr seliges Ende.

Die alte Kröte.

Misanthrop.
Wie ist das menschliche Geschlecht?
Echo.
— schlecht!
Alex. von Württemberg.



Die alte Kröte.

„Pfui, was das häßliche, bösartige Thiere sind!“ schrie eine Kröte und schlüpfte schnell in eine Felsenspalte. Sie war fröhlich in der Einsamkeit eines Teichs aufgewachsen, oder eigentlich jetzt würde man's einen See nennen, damals aber war die Natur noch in Allem großartiger, wilder. Riesige Eichen, mannshohe Farrenkräuter, zackige, epheubewachsene Felsen umschatteten den Teich. Auf einer thurmhohen Tanne hatte eine Rabenfamilie ihr struppiges Nest. „Junge Hasen, Mäuse, auch Frösche, soviel ihr wollt, nur aber keine Kröten! das wäre gegen den feinen Anstand!“ also hatten die alten Raben zu ihren Jungen gesagt und das war der Kröte ihr Glück, denn sie hielt auf dem See täglich herrliche Schwimmübungen. Es kamen Bären, Auerochsen, Hirsche mit gewaltigen Geweihen an den See und tranken, aber der Kröte that Niemand was zu leide; die Kröte meinte, das sei lauter Hochachtung oder sie stehe unter dem Consulate irgend einer mächtigen Fee, sie schwamm den durstigen Thieren unter dem Maule weg und war stolz und glücklich dabei, aber — — wer darf dem Glücke trauen, selbst eine Kröte nicht! Es kamen zwei Teutonenbuben — ganz ächte, der eine hatte blonde Haare, der andere fuchsrothe — durch den Wald geschlendert, die schlugen mit langen Gerten nach der

Kröte, und als dieselbe ihrem Bereich entschwommen war, nahmen sie Steine und warfen nach ihr und freuten sich schon, sie werde bald sich umkehren und als Leiche mit dem Bauche nach oben auf dem See herumschwimmen. Die Kröte aber wich dem Verderben aus, so gut sie konnte, und in der höchsten Noth, als eben ein Stein sie recht empfindlich ans Bein getroffen hatte, entdeckte sie halb unter dem Wasser eine enge Ritze im Felsen und schlüpfte hinein. Jetzt werft! — „Komm, die Sonne ist schon am Untergehen„, sagte nun der Blonde zum Fuchsrothen, „wir haben uns beim Beerensuchen und der Kröte hier zu lang' aufgehalten, die Mutter bekommt Angst, wenn wir so lange nicht zum Lagerplatz kommen.“ „O, da sind wir bald, sagte der Rothe, der Zug geht ja so langsam vorwärts; ein langweiliges Leben das, immer hinter den Ochsenwageu dreingehen und all' Augenblicke Halt machen! wenn ich zu befehlen gehabt hätte, die Weiber und kleinen Kinder hätten mir alle zu Haus bleiben müssen! Doch morgen, da wird's schon lustiger, es sollen wieder viele Tausend neue Familien zu uns stoßen und hurra! wenn wir einmal aus den Wäldern hinauskommen und in die Ebene und in's warme, sonnige Land, da wird's gut sein! Bald bin ich groß, dann werde ich auch ein Kriegsmann wie der Vater und trage einen Schild und einen Helm mit Geiersflügeln und ein langes Schwert.“ — Nun so arg gut wurd's doch nicht, wie der Teutonen-Bub sich einbildete, und ein langes Schwert trug er auch nie, nur ein kurzes — als Gladiator. Es war eine grausenvolle, blutige Schlacht zwei Jahre später in der Ebene von Marseille. Aermliche Eifersucht und sündhafte Uneinigkeit — es war damals bei den Deutschen wie jetzt! — hatte die Cymbern von den Teutonen getrennt und jeder Stamm einzeln

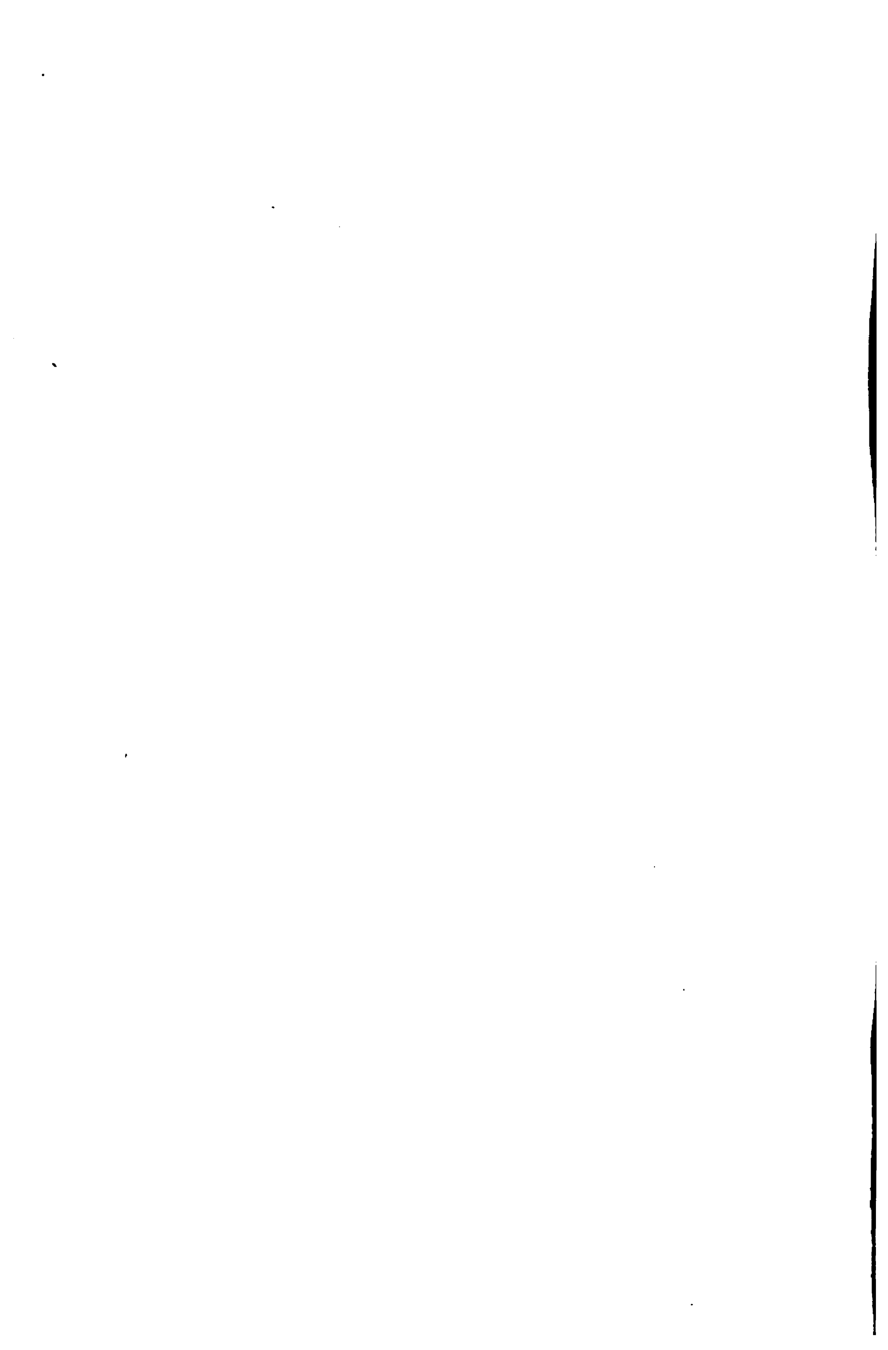
erlag den Legionen des Marius. Hu, als die Männer todt waren, wie wehrten sich auf der Wagenburg hinter der Schlachtlinie die Weiber und Kinder in wilder Verzweiflung! Der mit den blonden Haaren sank mit zerspaltenem Haupt. Wie weinte seine Mutter und küßte die blutigen Locken! Der mit den brandrothen kratzte wie eine Katze und biß den Centurio in den nackten Arm, daß das Blut herunterlief; dieser aber schleuderte ihn weit von sich, er stöhnte und heulte in unmächtiger Wuth, schnell waren ihm die Hände gebunden — später starb er im Circus.

Um aber auf die Kröte zurückzukommen. — Wie sie sich von ihren Schmerzen und ihrer Angst und ihrem lahmen Fuß ein wenig erholt hatte, wollte sie wieder aus ihrem engen Versteck heraus, aber das Wasser im See war etwas gesunken und die Felsenspalte mit Schlamm und Erde verstopft; so sehr sie auch mit dem Kopfe bohrte, sich dünn zu machen suchte, sie konnte nicht heraus. „Nun, der Gescheidteste giebt nach!“ sagte sie und legte sich bequem zum Schlafen nieder. Als sie wieder aufwachte, war die Erde nur noch härter geworden und wurde allmälig zu Stein, darum legte sie melancholisch die Füße über die Augen, obgleich es schon dunkel genug in der Höhle war, rollte sich zu einem Klumpen zusammen und schlief — „diesmal soll's lang sein, murmelte sie dumpf vor sich hin, Essen und Trinken habe ich auch nicht“ — und schlief — o es muß ein langer Schlaf gewesen sein, denn der See trocknete unterdessen immer mehr aus, bis gar keiner mehr da war und — wäre auch noch einer da gewesen — die Auerochsen und Bären und Hirsche mit den gewaltigen Geweihen wären doch nicht mehr erschienen, ihren Durst zu löschen, sie waren nach und nach sammt ihren Kindern und Kindskindern ausgestorben,

selbst die Eichen waren verschwunden, Pappeln und Kugelakazien waren an ihre Stelle gekommen; da, wo einst die thurmhohe Tanne mit dem Rabennest war, steckte ein Pfahl mit einer Tafel, darauf stand geschrieben: „Verbotener Eingang“; daneben war eine Gasfabrik. An dem Felsen führte ein sonniger Fahrweg vorbei, jetzt sollte ihn aber eine Eisenbahn durchschneiden, darum wurde eines Morgens tüchtig an dem Felsen geschlagen und gehämmert und gar mit Pulver gesprengt. Davon erwachte die Kröte, doch nicht recht, sie war noch im halbwachen Zustande wie eine Somnambule. Auf einmal geschah aber an ihre Wohnung ein harter Schlag, das Licht drang herein, daß ihr die Augen schmerzten, sie wollte heraushüpfen, fühlte sich aber so matt und kraftlos, daß sie kaum die Füße recken konnte und nur so ein kleines Stück auf der Erde fort kugelte. „Ei seht einmal“, rief ein Arbeiter, „eine Kröte war da mitten im Stein!“ „Sie ist giftig!“ rief ein Anderer und hob den Hammer. Umsonst daß die arme Kröte etwas von Pardon quackte und rief: „Zweitausend Jahre habe ich geschlafen, seid ihr denn immer noch so bösartig?“ man verstand ihre Sprache nicht, auch mochte ihre Stimme durch die lange Gefangenschaft etwas belegt sein — bauz hatte sie eine auf der Nase und war jetzt todt, maustodt. — So gings der armen Kröte! — Was lernen wir daraus? Wenn man auch eine Krötennatur hätte und 2000 Jahre schliefe, es nützte nichts, die Menschen bleiben sich immer gleich „Pfui, was das häßliche, bösartige Thiere sind!“ hat die Kröte gerufen, als sie in die Felsspalte schlüpfte.

Versöhnung.

Ich aber, der Mensch,
Der niedriggepflanzte,
Der todtbeglückte,
Ich klage nicht länger.
Heine.



Versöhnung.

Eine Tanne, eine Tanne,
Keinen Stein und keine Inschrift
Setzet auf das Grab mir einst!
Durch die Tanne scheint die Sonne,
Scheint das stille Licht des Mondes,
Vögel singen im Gezweig;
Auf dem Grabe welke Kränze
Und daneben frische, feuchte
— Ist's von Thränen? ist's von Thau? —
Mögen leis dem Wand'rer sagen:
„Sieh, o sieh die stille Stätte,
Wo ein Liebes ruht im Tode,
Findet man auch ohne Schrift."

Todt — auf immer todt! Welche Ruhe, welche Stille lagert sich plötzlich über die vom Sturme bewegte Landschaft! Das Blut, das kaum erst in wilder Fieberhitze durch die Adern jagte, erstarrt wie ein Bächlein im Winter; das Auge, das mit erhöhtem Glanze lebensgierig um sich schweifte, scheint nun abgeschlossen von der äußeren Welt den Blick nach innen zu kehren, starr an Einem ernsten Gedanken zu haften; die Hand erwidert nimmer den Druck der Liebe; der Mund bleibt stumm auf die liebevollste Frage. — Todt,

auf immer todt! Ade auf Nimmerwiedersehen! Heiße Thränen des Abschieds rinnen nieder auf die kalte Stirne. — O, rinnt nur immer zu, ihr seid die herrlichste Taufe für den Gestorbenen! Der Tod, der das arme geängstigte Herz plötzlich stillstehen hieß, der alle Schmerzen, Wünsche, Leidenschaften, die es bewegten, mit Einem Zauberschlage verwischte, er befahl auch dem Haß, Tadel, Neid vom Todtenbette zu fliehen, auf ewig zu verstummen; der Todte erscheint der Erinnerung in milchweißem Gewande; Alles, nur das Gute nicht, ist vergessen; o, würde er noch leben, wie wollte man ihn jetzt lieben!

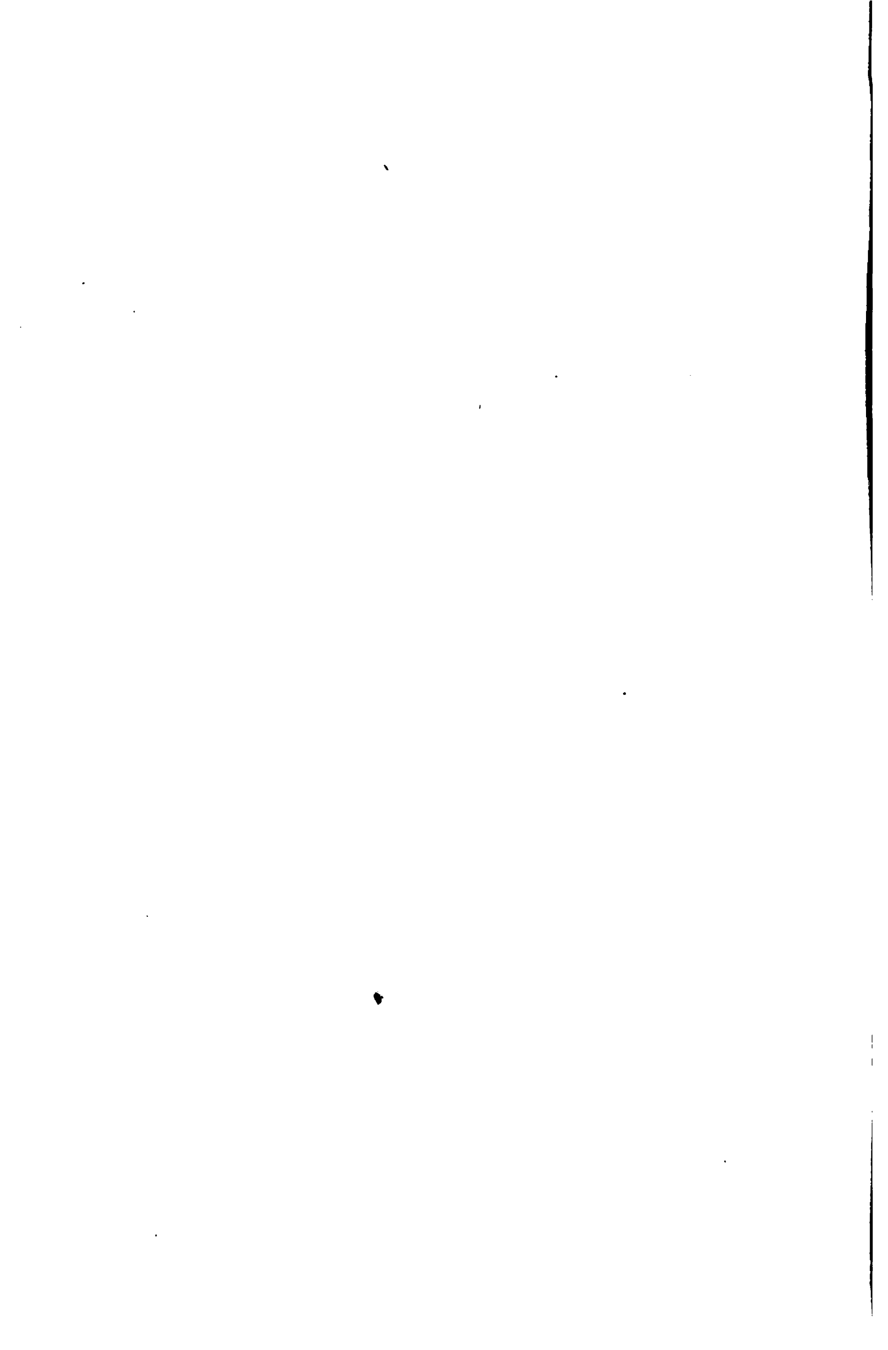
So lange Lieb' bei Lieb' ist,
Weiß Lieb' nicht, wie lieb Lieb' ist,
Wenn aber Lieb' von Lieb' scheidet,
Fühlt Lieb' erst, wie lieb Lieb' war.

Darum sei gegrüßt, o Tod, du milder, heiliger Versöhner!

Das Schwalbennest.

Saß ein Vögelein im Leide
Und sein Herzchen war ihm schwer.

E. M. Arndt.



Das Schwalbennest.

Es war ein warmer, sonniger Herbsttag, wärmer als wohl mancher Tag im Sommer, aber sei's, daß die Schwalben, weil sie eine lange Reise vorhatten, das schöne Wetter benützen wollten, oder sagte ihnen ihr inneres Ahnungsvermögen (die Menschen nennen es Instinkt), daß nach wenigen Tagen ein scharfer Ostwind über die Stoppelfelder wehen und kalte Witterung eintreten werde, kurz, sie machten sich zur Wanderung in das wärmere Land fertig; wohl gab es auch weniger Mückchen mehr in der Luft und die Natur schaute unbehaglich und leberkrank darein. Man merkte es den Schwalben jetzt recht an, daß es ihnen in ihren Nestern zu eng war, mit dem Gedanken an die weite Reise war das ruhige Familienleben gestört, es gab noch gar viel zu denken und zu thun. Die Schwalben aus den nahgelegenen Dörfern und einsamen Mühlen hatten schon am Morgen ihren traulichen Wohnungen Lebewohl gesagt — „auf fröhliches Wiedersehen nächstes Frühjahr!“ sie kamen theils in kleinen, theils größeren Zügen in die Stadt und lagerten auf den Dächern, den Fensterladen, der Straße. Geflogen wurde heute so wenig als möglich, nur was zur nöthigen Verproviantirung unumgänglich war. Die älteren hielten

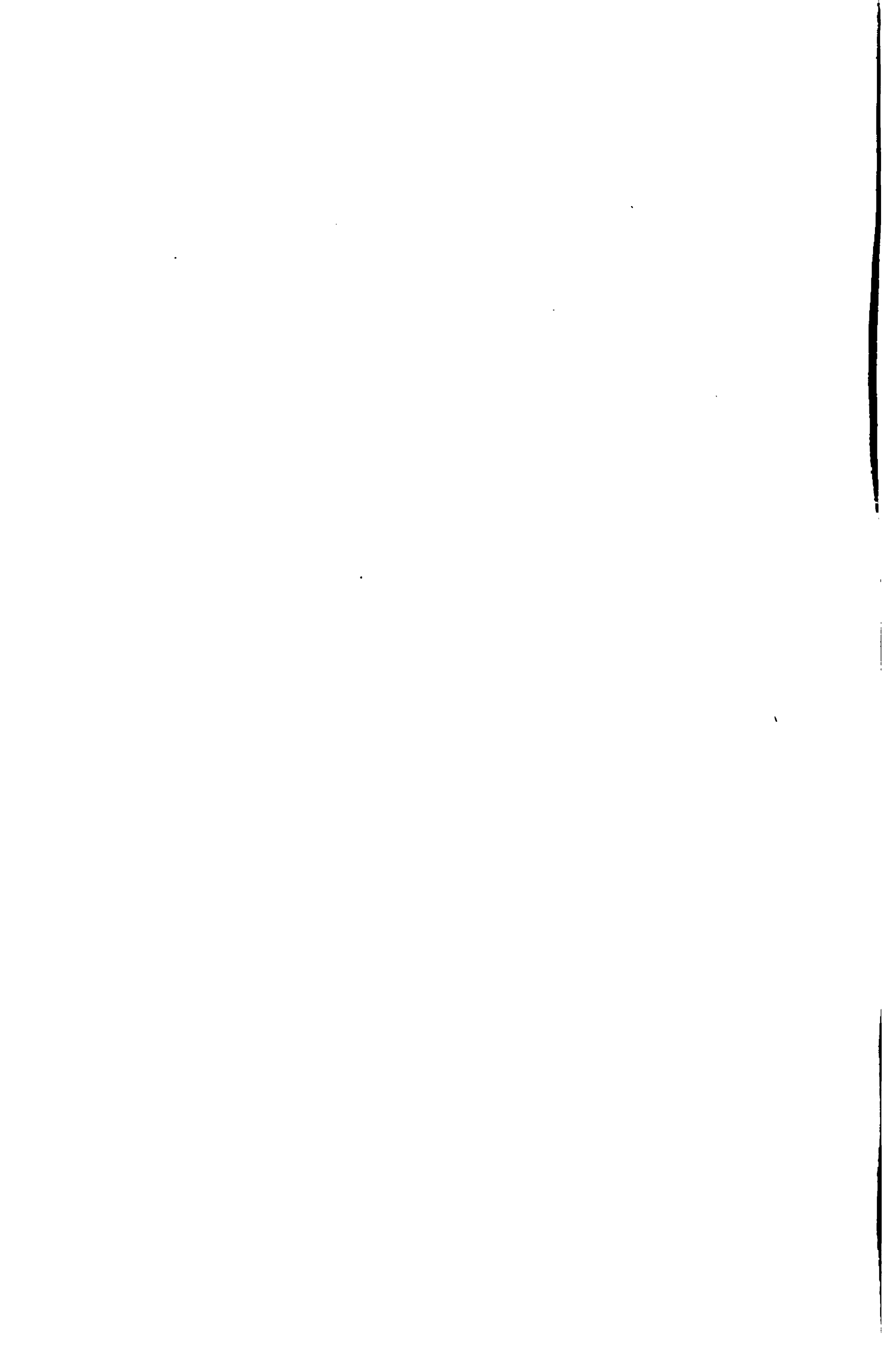
Kriegsrath, wie die Reise einzurichten, wo die erste Nachtstation zu halten sei, wer Anführer, welche Flügelmänner sein sollen ꝛc. Die andern unterhielten sich bald paarweise, bald in größeren Haufen von den bevorstehenden Abenteuern, dem tiefblauen Himmel ihres Canaans; hie und da mischte sich auch Heimweh nach dem Lande, das sie jetzt zu verlassen im Begriffe standen, darunter; dabei dehnten sie die Schwingen, zogen die Schwanzfederchen durch den Schnabel, machten sich so reisefertig als möglich, manche erfrischten sich auch noch mit einem Bade. Gegen Abend war große Volksversammlung, da wurden die Namen der Führer, die Zeit der Abfahrt — Morgen früh präcis 3 Uhr —, die Parole „Abt“ — zarte Schwalbendankbarkeit für die schöne Composition des Liedes „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ — verkündigt. Schließlich eine ernstliche Ermahnung: „keinerlei abgeschmackte Rangstreitigkeiten unter sich aufkommen zu lassen, ihrer Nation nicht durch Uneinigkeit vor dem Auslande Schande zu machen, mehr zu fliegen und weniger zu zwitschern“, wurde in Erwägung, daß die Jungen in Deutschland geboren waren, für nothwendig erachtet. Und jetzt wollte die Versammlung eben auseinandergehen, da kam mitten unter sie ein Stein geflogen; ein Knabe hatte ihn aus purer Menschenlust, weil er halt so viele Vögel fröhlich beisammen sitzen sah, geworfen; er dachte eigentlich nichts Böses dabei, denn die Kinder halten Schwalben und Störche für heilige Thiere. Ich wünschte, diese Mode des Heilighaltens, die die Störche (Erzegoisten) aus Aegyptenland mitgebracht haben, erstreckte sich auch auf andere Vögel, z. B. die Lerchen. Jüngst sah ich einen Dichter und eine Sängerin ein Dutzend Lerchen miteinander speisen. „O Schicksal“, rief ich, „wie ungerecht vertheilst Du deine Loose! Wäre es

denn nicht schöner und Gott und Menschen angenehmer, die Lerchen hier lebten, sängen und dichteten noch gesund und fröhlich in freier Luft und diese beiden ästhetischen Fresser lägen dafür todt!" — Doch um auf den Stein zurückzukommen, den der Knabe geschleudert, er streifte eine Schwalbe am Flügel, sie flog auf, senkte sich — der Flügel wollte sie nicht mehr tragen — doch that sie sich alle Gewalt an und flatterte unter den Dachvorsprung in ihr nahes Nest. Dort saß sie wimmernd, zusammengekrümmt. Ihr Männchen flog ihr nach. „Hat Dir's arg weh gethan?" fragte es ängstlich. „O Gott, ich glaube, der Flügel ist lahm, sieh', wie er schwillt! und diese Schmerzen!" seufzte das Weibchen. Jetzt kamen die Jungen. „Ach Mutter, du sei'st verwundet?" „Ja, ich werde morgen die Reise nicht mitmachen können." „Dann bleibe ich auch da!" sagte das Männchen. „Wir auch!" riefen die Jungen. „Nein, Kinder, das leide ich nicht! ihr müßt alle fort, ihr dürft ja auch nicht bleiben, es wäre gegen die Gesetze, und was könntet ihr mir nützen, es wäre ja nur ein doppelter Jammer! — o, wie fühle ich mich so krank!" Es war eine betrübte Nacht, die die kleinen Auswanderer mit der kranken Mutter im Nest zubrachten; sie suchten in der Nacht noch ein paar Mückchen, die sie der Mutter in's Nest legten. Ein schmerzlicher, sorgenvoller Abschied! Die kranke flügellahme Schwalbe sah traurig — zum Tode traurig aus dem Neste, wie der Zug fröhlich zwitschernd auf und davon flog, die Jungen und das Männchen waren die letzten im Zug, sie sahen noch oftmals zurück. — Im Frühjahr, als der Schnee geschmolzen, die Bäume knospten, die Mückchen in der Luft tanzten, der Himmel blaute, da kamen auch wieder die Schwalben. Im Nest lag eine kleine vertrocknete Leiche. Bang flatterten die Jungen und das

Männchen um die kleine Wohnung, die einst so viel Glück umschloß, herum, sie verschlossen das Nest mit Erde. „Ruhe sanft in deinem selbstgebauten Sarge, liebe Mutter!“ zwitscherten sie.

Der Knabe, der den Stein geworfen, hüpfte fröhlich wie ein Vogel durch Garten, Wald und Feld; wie freute ihn der Frühling mit seinen Blumen, die Sonne, die wieder so warm vom Himmel herniederlachte! von dem kleinen Sarge unter dem Dachvorsprung seines Hauses ahnte er nichts — sonst wäre er am Ende doch nicht so lustig gewesen.

Natur und Mode.



Natur und Mode.

Nicht allein der Lauf der Zeit, auch die räumliche Entfernung übt auf den Geschmack, die Moden der Menschen einen sichtbaren Einfluß. Wir z. B. machen uns lustig über den Chinesen, daß er auf seinen langen Zopf und die blaue Glaskugel an der Mütze stolz ist, ihm aber mag ein hoher Herrencylinderhut, eine Kravatte u. s. w. ebenso sonderbar und zweckwidrig erscheinen, und warum sich ein junger Kriegsmann bei uns einbildet, interessanter, heroischer zu erscheinen, wenn er sich ein Gläschen zwischen Auge und Nase klemmt, daß sein Gesicht hemiplägisch sich verzerrt, kann er wahrscheinlich auch nicht begreifen.

In Afrika ist ein Völkerstamm, will dort ein Häuptling seinem Günstling eine Gnade erzeigen, ein dauerndes Ehrenzeichen geben, beißt er ihn in die Achsel, je mehr Bißnarben, desto geehrter fühlt sich der Mann. Bei uns hat man die rothen, blauen, grünen und gelben Streifen lieber im Knopfloch als auf der Haut. „Barbaren, diese Afrikaner!“ Still! still! „Kindsköpfe, diese Europäer!“ könnte leicht das Echo zurückrufen.

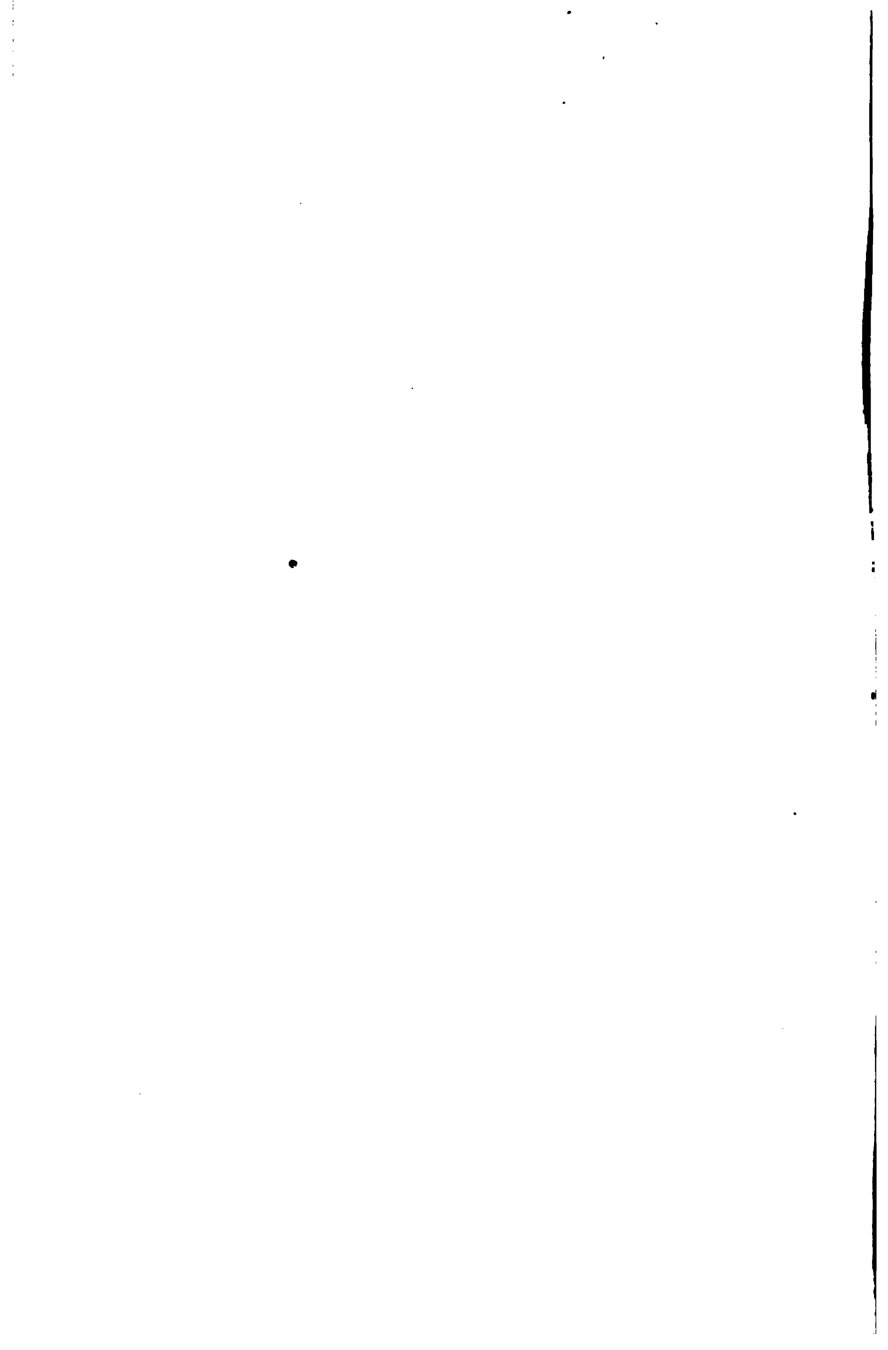
Wollen wir uns die Mondbewohner vorstellen, so malen wir uns in der Phantasie fratzenhaft seltsame Thiere aus, einer vom Monde aber, hätte er einen scharfen Tubus und würde einen Erdenmenschen, z. B. einen Herrn im Frack,

einen Consistorialrath etwa erblicken, wird ihn wohl vor diesem privilegirten Herrn der Schöpfung ein heiliger Schauer erfassen oder hätte der Mondskerl gar die Anmaßung, einfach zu glauben, er habe eine neue Art doppeltgeschwänzter Affen entdeckt?

So trügt die Entfernung und läßt Manches, was dem einen Theil schön und erhaben dünkt, dem andern in verkehrtem, bizarrem Lichte erscheinen; doch sonderbar! diese Geschmacksänderung erstreckt sich nur auf das, was von Menschen ersonnen, von Menschenhand gemacht ist, die Natur bleibt immer und überall auf gleichem, unverrückbar edlem Standpunkte der Anschauung. Es mag einer reisen, wohin er will, er mag die Sitten und Gebräuche einzelner Völker noch so lächerlich finden, aber überall wird ihn die Schönheit der Natur erfreuen, im Süden die Fülle, Mannigfaltigkeit der Vegetation, im Norden die Pracht der Beleuchtung, der Meteore. Ob uns die Gebirge nur wie ein ferner Wolkenstreif am Horizonte erscheinen oder wir ihre Schluchten durchwandern; ob des Nordpols Eisberge uns umstarren oder des Aequators heilige Donner über uns rollen; ob ewig klarer Himmel durch die gefiederten Blätter der lichten Palme strahlt oder der Schneesturm durch die dunkle Tanne rauscht — immer und immer fesseln uns die Reize der Natur. Wie auch menschliche Gebräuche und Ansichten die Völker feindlich trennen mögen, „Gott ist groß!“ ruft Türke und Christ beim Anschauen der Wunder der Schöpfung, sowie schon vor Tausenden von Jahren der Perser sich anbetend verneigte gegen die aufgehende Sonne.

Schneller Tod.

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen.
Platen.



Schneller Tod.

Muß ich sterben, alle Basen,
Alles, was da klagen will,
Weg von mir! — Deckt mich bald Rasen,
Ruh' ich bald im Grabe still,
Will ich einmal noch erglühen
Wie die Flamme, eh' sie lischt,
Heller soll die Freude sprühen!
Statt daß ihr die Augen wischt
Bringet Blumen! unter ihnen
Möge finden mich der Tod
Wie im Blüthenkelch die Bienen;
Wein her! sei mein letzt' Gebot,
Wein, vom besten, den's kann geben!
Noch ein Abschiedshoch gebracht
Sei dem schönen, kurzen Leben,
Eh' ich sinke in die Nacht!

Wie einer in bacchantischer Lust den Becher hinabstürzt und ihn jauchzend hoch in die Luft wirft, so inmitten des vollsten Lebens ein schneller Tod — o das ist schön! Wie Curtius Rufus ohne Zögern hinab in den Schlund — dem Pferde den Sporn, wenn es zurückbäumt! fest der Vernichtung in's starre Auge geschaut und doch nicht gezittert —

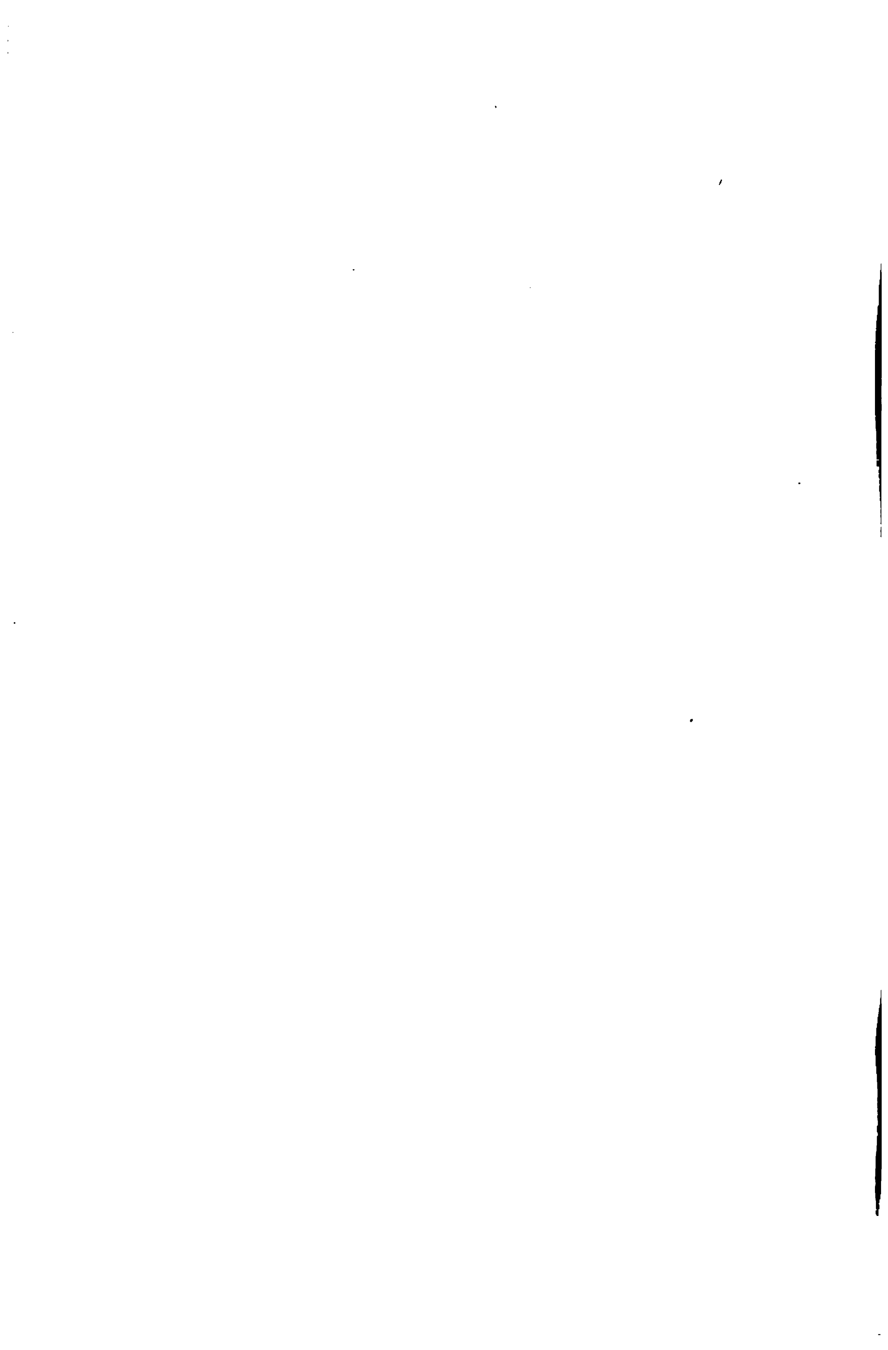
„lebe wohl, du schönes, herrliches Leben!“ glücklich, wem die Natur solche Kraft des Sterbens vergönnt!

Doch wie nur wenige Bäume erkoren sind, vom göttlichen Blitze gefällt zu werden, flammend niederzustürzen auf Einen Schlag mitten in der stolzesten Kraft, wie meist Blatt für Blatt fällt, Zweig um Zweig verwelkt und der alte nutzlose Stamm langsam sich zur Erde senkt, so neigt sich auch meistens nur allmälig der Menschenkörper zum Grabe, der Schnee drückt sanft die letzten Blätter nieder, die Haare werden grau, die Hand zittert. — Nun, wie die Natur will! Doch schreckliches Loos des langsamen Todes, wenn zugleich mit dem Körper auch der Geist zu zittern beginnt, die Seele ängstlich und schwach über's Grab nach einer leitenden Hand sucht. — O Natur, steh' mir bei, breche stückweise — wenn es sein muß — den Körper, aber laß mir bis zum Ende des Lebens die unversehrte Frische des Geistes! Was ich jetzt fühle, das ist Wahrheit, erpresse mir nicht in den traurigen Tagen des Alters, in der grausen Stunde des Todes Worte der Schwäche, erst, wenn das Auge bricht, werfe mir auch über den Geist die umnachtende Binde!

Die treue Marie.

Anders wird's, als wir's begonnen,
Anders kommt's, als wir gehofft,
Was zur Hochzeit war gesponnen,
Ward zum Leichentuch schon oft.

Geibel.



Die treue Marie.

„Hier einen Kuß und noch einen Kuß und jetzt gute Nacht!" hatte er zu ihr gesagt; „der Mond scheint so hell über den See, sind wir auch arm, an unserem Hochzeitstag morgen soll's den Gästen doch an nichts fehlen; siehst du, wie es eben wie eine Sternschnuppe aus dem See schnalzte? ein paar Fische müssen mir heute schon noch in's Netz." Und damit war er fort. Sie stand noch lange vor der Thüre und sah ihm nach und hörte, wie die Kette am Nachen herabrasselte und wie das Schifflein über die Kiesel rauschte, und hörte, wie das Ruder durch den See plätscherte. Warum war es ihr gerade heute Abend so traurig zu Muthe? sie hätte sich recht ausweinen mögen, und doch schämte sie sich wieder, morgen war ja der Hochzeitstag!

Traurig schob sie den Riegel an der Hausthür vor, und während sie ihrem Kämmerlein zuging, zwang sie sich, lustig zu sein und sang ihr Leibliedlein, das fing an:

> Zwei Röslein oben auf der Höh',
> Zwei Fischlein unten in dem See —

aber es wollte heute nicht gehen, es trieb sie wieder aus dem Stüblein auf die Altane; dort stand sie und schaute

hinaus über den See. Alles war still, nur die Fischlein schnalzten und machten im Mondschein goldene Ringlein. Plötzlich — rief es nicht: „Marie!“? „Nein, ich bin wohl schläfrig“, sagte sie vor sich hin, „der Wind rauschte dort durch das Schilfrohr. Ach, wie sieht der Mond auf einmal so kalt und geisterhaft mich an, daß mich innerlich friert!

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See,
Zwei Sternlein an dem Himmelszelt —

Nein, mit dem Singen ist's heute aus, es macht mich nur noch trauriger! aber recht beten will ich heute noch, vielleicht wird mir's dann leichter!“

Da warf sie noch einmal einen langen Blick über den See und lauschte; kein Laut regte sich, nur am Ufer flatterte einsam ein Nachtvogel. Seufzend schlich sie ins Kämmerlein; dort mag sie wohl noch lange vor dem Cruzifix auf den Knieen gelegen haben; der Boden sei dort in der Frühe noch naß gewesen von den Thränen; aber soviel ist gewiß, als die alte Mutter Morgens in's Schlafkämmerlein trat und eben sagen wollte: „Gottes Segen zum Hochzeitstag!“ da schlug sie entsetzt die mageren Hände zusammen und schrie: „Jesus Maria, wie siehst du aus! ach Gott, Marie, was ist dir?“ Die Marie aber stand geisterbleich, wie ein weißes Kirchhofröslein, mitten in der Stube, hatte ihr Hochzeitskleid angethan und ein Blumenkränzlein auf den dunkeln Haaren, diese aber hingen herab wie ein schwarzer Schleier. „Mutter“, sagte sie, „ich weiß schon Alles“, und lächelte dabei ganz seltsam, „heute ist Hochzeitstag im kühlen See; hörst du, wie er ruft: „Marie! Marie!“ Die böse

Seefrau hat ihn umschlungen; „mein mußt du sein! mein!“ — „Aber ich kann nicht, ich gehöre ja der Marie!“ hat er gesagt und gerufen: „Marie! Marie!“ Und heute Nacht, liebe Mutter — ach, weine nicht, es ist ja so lustig! — da habe ich ihn im Traume gesehen, ganz deutlich, er schlief ganz unten in der Seefrau dunkelm Kämmerlein, und sie hielt ihn fest mit den Armen umschlossen, aber meine Augen drangen wie zwei Sternlein zu ihm hinunter, daß er von dem Glanze aufwachte und rief: „Marie! Marie!“ — Ach, wie zornig war da die Seefrau!

„O Marie, gute Marie, ich sterbe ja vor Angst!“ rief die Mutter und fiel ihr um den Hals und schluchzte laut; die Marie aber lächelte nur still vor sich; dies Lächeln aber sei schauerlicher gewesen als das ärgste Weinen, hat die Mutter nachher oft erzählt. — Nun, kurz gesagt, die Marie hatte eben doch recht: ihr Baltas war richtig ertrunken.

Der Mittag kam, die Mutter, die Hochzeitsgäste, der Pfarrer warteten und warteten, aber der Baltas kam nicht. Am Abend wurde sein Nachen an's Ufer getrieben; er war leer. Alt und Jung suchte traurig das Ufer auf und ab, und auch im See, so gut es ging, denn man hatte den Baltas im ganzen Dorfe gar lieb, — aber nirgends war eine Spur von ihm. Die Marie aber blieb zu Aller Verwunderung bei all dem theilnahmlos, saß still und starr im Hochzeitsschmucke in ihrem Stüblein, lächelte und nickte nur hie und da mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Ja, ja, ich komme!“ sah aber dabei todtenblaß aus, und die Augen schienen ordentlich größer geworden zu sein und strahlten schöner als je.

In der Nacht schien der Mond wieder ganz hell. „Gottes Engel seien mit dir, armes Kind!“ hatte die

Mutter gesagt und ein Kreuz über Marie gemacht, die still auf dem Rande des Bettes saß, und die Alte dankte jetzt im einsamen Stübchen Gott auf den Knieen, daß er ihrer Tochter Herz gestärkt und sie nicht unter dem Schmerz habe erliegen lassen, da hörte sie ein Ruder, und es sang vom See her:

Zwei Röslein oben auf der Höh',
Zwei Fischlein unten in dem See,
Zwei Sternlein an dem Himmelszelt —

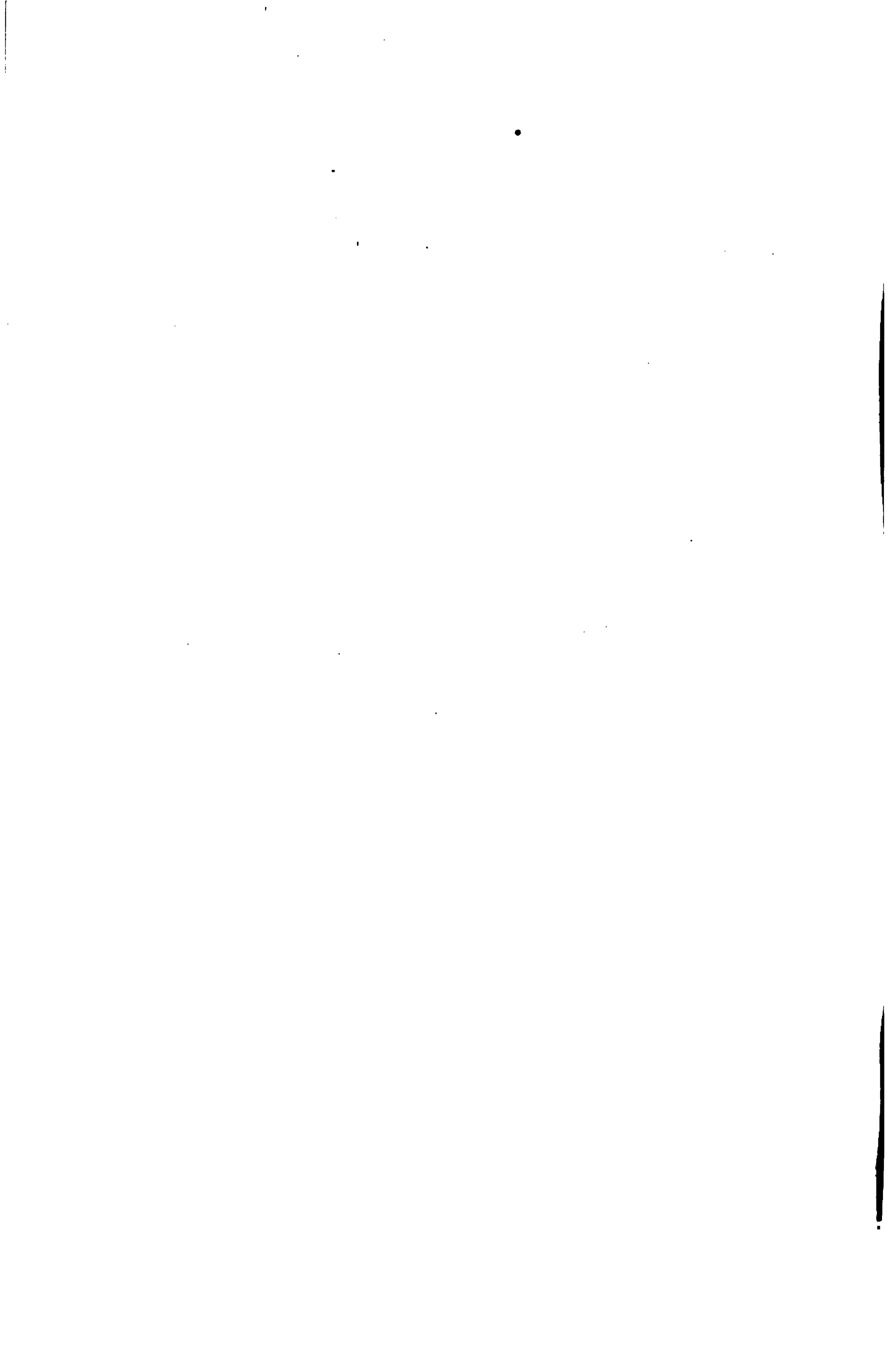
„Heiliger Gott, meine Tochter!" schrie sie auf; „Marie! Marie!" — Umsonst, der Gesang verhallte allmälig in der Ferne; auf ihren Ruf waren schnell die Nachbarn bei der Hand und ruderten der Marie nach. Endlich kamen sie dem Gesang näher, hörten deutlich noch:

Zwei Fischlein unten in dem See —

darauf war Alles still; jetzt erreichten sie den Kahn, er war leer, von der Marie weit und breit nichts. Frühmorgens trieben die Wellen zwei Leichen an's Ufer; die eine im Brautschmuck hielt die andere mit den Armen fest, fest umschlungen. Alle hatten den Baltas gesucht, aber nur Marie hatte ihn gefunden.

Mein Riesenstorch.

O wie süß, mit dir zu kreisen
In dem heitern Sonnenstrahl!
O wie süß, mit dir zu reisen
Himmelauf vom Erdenthal!
E. M. Arndt.



Mein Riesenstorch.

Kommt der Frühling, da ist Freude
In den Wäldern, auf der Haide,
In dem Wasser, in der Luft;
Frühling ist die Zeit der Liebe;
Wer im Frühling kalt auch bliebe,
Besser läg' der in der Gruft.

Auf, hinaus aus enger Hütte!
In der Blumen, Vögel Mitte
Thauet auf das Menschenherz.
Schau, wie wirbelt tirelirend,
Singend, pfeifend, jubilirend
Dort die Lerche himmelwärts!

Auf der Aue liegen Perlen,
Freudig rauscht der Bach, und Erlen
Steh'n am Rande, neubelaubt,
Spatzen, Finken ohne Neiden
Halten ihre Baumhochzeiten,
Fragen nicht: Pfaff', ist's erlaubt?

Die im Gras sich sicher meinen,
Zephyr küßt und herzt die kleinen
Halberschloss'nen Blümelein,
Und der Storch, der Fürst der Trifte.
Daß er keine Störung stifte,
Hebt bedächtig auf das Bein.

Wär' er stark, so wie vor Zeiten
Greife waren, auf ihm reiten
Wollt' ich stets dem Frühling nach;
Wo der Lenz läßt Blumen sprießen
Wären wir, es würden grüßen
Kinder uns mit freud'gem Ach.

Ha, das wäre herrlich! Besser als alle Postwagen, Eisenbahnen und Dampfschiffe. Hoch aus der Luft herab diese herrliche Aussicht über Thäler und Berge, Wälder und Seen! Und allein bliebe ich wahrscheinlich auch nicht lange auf meinem Riesenstorch. Bald da, bald dort riefe ein Kind oder so ein Mittelding zwischen Kind und Erwachsenem, ein Kindskopf: „Heda! laß mich auch mitreiten! o bitte, bitte, nur ein bisele!“ „Nur herauf!“ sagte ich, „mein Storch ist stark,“ und jetzt ritten oder flögen wir, ich vorn auf dem Hals und ein Haufen Kinder und Kindsköpfe wie die Haimonskinder hinten drauf, mit hellem Gejauchze weiter durch das blaue Meer der Luft; die Sonne geht unter, doch herrlich strahlt das Abendgold, und wir weiter, immer weiter ins Gold hinein — auf einmal, welche schwarze Wolke kommt uns entgegen? Auf einem großen schwarzen Mantel, fast wie ein Leichentuch anzuschauen, steht mit gekreuzten Armen ein schöner, ernster Mann in langem Talare, der Nachtwind flattert ihm durch den wirren Bart,

die langen Locken, und hinten auf dem Zipfel des Mantels sitzt ein hagerer, hämischer Geselle, eine Hahnenfeder auf der Kappe, die langen rothen Beine gampeln in der Luft. Ha, wie Wetterleuchten durchzuckt es seine welken Züge, wie ferner Donner dröhnt sein heiseres Lachen! Das ist Faust und Mephisto, das altkluge Wissen, der verkörperte kalte Verstand. Vorwärts, mein Storch, vorwärts! Fürchte dich nicht vor dem spitzigen Degen Mephisto's, vor den Zauberworten Faust's! So ist's recht, mein Storch! Gerade darauf los, mit dem langen Schnabel mitten hinein in das Herz des kalten Teufels! Hurrah! der Mantel überschlägt sich! wie eine Hagelwolke stürzt kopfüber Mantel, Faust und Mephisto hinab in das dunkle Thal; hurrah, mein Storch, du hast deine Sache brav gemacht! Jauchzt, Kinder, jauchzt, der fröhliche Kinderglaube hat gesiegt über den ernsten, kalten Verstand, und dort taucht fern eine Insel aus dem Meer: das ist das Eiland der Poesie, das Reich des ewigen Frühlings; hier sollst du Rasttag halten — fliege, mein Storch, fliege!



Ein Menschenleben.

Sei ganz ein Mensch, nicht mehr, doch auch nicht minder,
Dann lebst du immer froh, so lang' du lebst,
Dann stirbst du still auch in der Jugend hin --
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur.

Leopold Schefer.

Ein Menschenleben.

In stillen Stunden der Erinnerung oder auch in Träumen steht er oft klar vor mir, als lebte er noch und reichte mir seine magere, welke Hand: „Komm', laß uns in den Wald gehen!“ O, der liebe Todte! ich habe ihm noch manches böse Wort, manchen Scherz, den ich in jugendlichem Muthwillen mit anderen Kameraden meines Alters an ihm verübte, abzubitten. Weil er klein war und mißgestaltet und uns, trotzdem, daß er einige Jahre älter war als wir, nur Sanftmuth entgegensetzen konnte, mußte er oft unter unserem Spotte leiden. Dann, wenn wir's zu arg trieben, wurde er nur noch bleicher als gewöhnlich und schlich traurig vom Spielplatz weg. Wir sahen ihn hierauf wochenlang nicht mehr bei unseren Spielen, und er saß Abends still und einsam auf der Bank vor dem Hause und sah mit den lichten blauen Augen in den Mond, oder freute sich an den seltsamen Wolkengestalten; am Tage aber trieb er sich im Walde herum, weswegen wir ihn auch spottend den Waldgnomen nannten. Im Grunde aber hatten wir ihn Alle von Herzen gern, und wenn wir ihn lange nicht sahen, fühlten wir bald ein Heimweh, wie ich es noch heute nach ihm empfinde.

Warum er immer dem Walde zueilte und da oft Tage lang allein sein konnte, begriffen wir nicht; denn wenn wir Knaben bei einer lauten Streife durch den Wald, in der wir Bäume erkletterten und Gebüsche durchstöberten, um Vogelnester und Eichhörnchen zu erhaschen, zufällig auf ihn trafen, so lag er meist still im Moose und hatte keine Freude an unserer Beute, bat uns sogar oft lange und herzlich, bis wir ihm einen jungen Vogel abtraten, den er dann nach Hause nahm und pflegte, bis er flügge ward, dann trug er ihn wieder in den Wald und ließ ihn fliegen und sah ihm freudeleuchtend nach, bis er über den Wipfeln verschwand. An einem solchen Tage war er viel heiterer als gewöhnlich, und es schien ihn sogar zu freuen, wenn wir ihn Waldgnom nannten.

Einst suchte ich Maiblümchen und verirrte mich, und als mir schon recht unheimlich zu Muthe war und die untergehende Sonne durch die Bäume schaute, da erblickte ich plötzlich ihn. Er lehnte an einer alten Tanne, und mir war's, er weinte. Nur schüchtern trat ich zu ihm. „O, siehst du," sagte er und sah mich durch Thränen lächelnd an, „es giebt doch keinen bessern Freund als eine Tanne. Wenn ich einmal sterbe, eine Tanne möchte ich auf meinem Grabe haben. Nicht wahr, die Tanne weiß nicht, daß ich krank und buckelig bin? sie grünt für mich so schön wie für euch, und freut sich, wenn ich zu ihr komme?"

Mir wurde selbst ganz weich um's Herz und ich setzte mich zu ihm hin auf's Moos. „Aber ich habe dich ja auch gern!" sagte ich und faßte seine Hand. „Das wohl, aber du bist eben auch ein Mensch!" — „Nun, und bist du nicht auch einer?" „Schon recht, aber nennt ihr mich nicht den Waldgnomen? und oft ist es mir selbst, als wär' ich ein

solcher; ich habe jüngst ein Lied singen hören von einem Fischer, den eine Wasserjungfer in die Tiefe hinabzog, und gerade so ist es mir oft. Ich glaube, die Blumen und Bäume haben mich schon halb in ihr Reich hinübergezogen. Einmal schlummerte ich hier unter der hohen Tanne; die Bäume hatten so seltsam gerauscht, und das hatte mich in Schlaf gewiegt: da träumte mir, ich sänke langsam unter den Boden hinab, und die Erde schlösse sich wieder ob mir. Mir war aber gar nicht Angst dabei; du weißt, meine Mutter starb schon lange, ich kann mich ihrer nimmer erinnern, aber als ich unter dem Boden lag, da dachte ich, so muß es einem glücklichen Kinde zu Muthe sein, das seiner Mutter auf dem Schooße ruht und von ihr an das Herz gedrückt wird, ich hatte so ein eigenes warmes Gefühl von Geliebtsein und fühlte mich so sicher und geborgen. — Sonderbar! sollte das der Tod sein? dachte ich weiter; ach, da wäre ja das Sterben etwas ganz Schönes! Plötzlich sah ich im Traume durch eine kleine, kleine Ritze den Tag dringen, und die Ritze wurde immer größer, und ein Sonnenstrahl fiel gerade auf mich herab. Da fühlte ich eine nie gekannte frische Lebensluft mich durchquellen, und ich rang mich herauf und es war mir, als zöge mich der Sonnenstrahl immer höher und höher. Die Vögel sangen um mich, aber ihr Singen kam mir ganz anders vor als gewöhnlich, jeder Ton hatte für mich eine Bedeutung, und innerlich — o wie fühlte ich da eine Zufriedenheit, eine Frische, eine Kraft! so, so ist die Welt schön! dachte ich; ach, warum hab' ich das denn früher nie so gefühlt? bin ich denn ein ganz anderer geworden? Da sah ich mich erst recht an und sah und sah — o denke dir meine Freude, mein Glück! — da sah ich, ich war ein Baum geworden, eine große, schlanke

Tanne, und der Morgenwind durchflatterte meine Nadeln. — Wie lange der Traum gedauert hat, weiß ich nimmer, aber als ich erwachte, war ich recht traurig, daß es nur ein Traum gewesen war, und doch, seit jener Zeit fühle ich mich näher mit den Blumen und Bäumen verwandt; es zieht mich immer stärker und öfter in den Wald, und es ist mir oft, als hörte ich die Bäume mir zuflüstern: stirb, daß du auch eine Pflanze werden darfst!“ Weiter sprach er: „Welche Ruhe herrscht in einem Walde, und welche unendliche vor Allem in einem Tannenwald! Ein Tannenwald, das ist doch die schönste Kirche! Da fühlt man sich so frei, so erhaben über alle kleinlichen Erdensorgen und doch wieder so demüthig der Natur hingegeben, daß man sich fast schämt, daß man als Mensch mehr sein soll als die Blumen, Bäume, Vögel und Käfer rings umher. Wenn ich einen Kummer habe und mich vor Betrübtsein nimmer fassen kann, in der Stille des Waldes, beim Rauschen der Bäume, da trocknen schnell die Thränen und ich finde Trost. Als neulich der Pfarrer in der Predigt sagte, am Tage der Auferstehung bekomme jeder Mensch wieder seine alte Gestalt, fiel mir dies Wort schwer auf das Herz, und ich konnte gar nicht begreifen, daß das nur möglich sei. Ach, wie oft schon, wenn ihr in fröhlichem Spiel euch jagtet und herumsprangt, hatte ich gewünscht, ich möchte plötzlich mich in einen großen farbigen Vogel verwandeln können und vor euren erstaunten Blicken mich jubelnd in das Himmelsblau aufschwingen, daß ihr alle riefet: „ei seht einmal, wer hätte das gedacht!“ Und jetzt sollte mich nicht einmal der Tod von meinem elenden Leibe auf immer befreien! Lange, lange saß ich an jenem Sonntagabend im Walde, und Anfangs fiel manche heiße Thräne in das Moos, doch allmälich fühlte ich, wie

sich unaussprechlicher Frieden von den Wipfeln der Bäume in mein Herz niedersenkte und ich dachte freudig und getröstet an den Traum, den ich dir eben erzählt habe.“ —

Seit jener Zeit schloß ich mich näher an ihn an, begleitete ihn oft in den Wald und wurde sein treuer Beschützer, und es freute mich, wenn ich ihn hie und da mit einem schönen Waldstrauß, einer Versteinerung oder sonst etwas, was ihm gefiel, überraschen konnte, denn gar oft hielt ihn Krankheit ab, in den Wald zu gehen, auch sahen wir ihn immer seltener bei unseren Spielen. Dann ließ er mich wohl hie und da durch einen Gruß mahnen, ihn nicht ganz zu vergessen. Einmal schickte er mir auch mit einem schönen Waldstrauß folgende Verse:

Auf dem Berge oben, wo die Winde
Durch die alten Tannen klagend flüstern,
Sitz' ich oft in düstern,
Einsamen Gedanken.

Festgeklammert an der Mutter Erde
Wie die Bäume wachsen, grünen dürfen,
Thau des Himmels schlürfen,
O, ein selig Loos das!

Unten, wo der Rauch entsteigt den Dächern,
Wo die Tannen stehen glatt gezimmert,
Es oft in mir wimmert,
Wie ein Kind bei Fremden.

Einer Pflanze, aus dem heim'schen Boden
Mit den Fasern all herausgerissen,
Die vertrocknen müssen,
Gleicht mein Herz bei Menschen.

Einst, nachdem ich ihn wieder lange nimmer gesehen, traf ich ihn auf der Bank vor seinem Hause sitzen; es war schon ziemlich spät und der Mond beleuchtete sein bleiches Antlitz. So blaß und mager wie heute war er mir noch nie vorgekommen, und ich dachte bei mir selbst: ach, der Arme wird wohl bald sterben! „Grüß' dich Gott," sagte er und gab mir seine Hand, — sie war aber brennend heiß, nicht kalt wie sonst, — „ich habe dich lange nicht gesehen! ich hoffte immer, du bringst mir etwas vom Walde: ich konnte nicht zu ihm, ich lag im Bette; mir war so eng und bange, doch jetzt geht es etwas besser, die frische Kühle thut mir gar wohl."

„Morgen, morgen, mein Guter, in aller Frühe bringe ich dir einen großen, schönen Waldstrauß!" entgegnete ich und schämte mich innerlich, daß ich es so lange unterlassen hatte, da ich doch wußte, welche herzliche Freude ich ihm immer dadurch machte. „Sieh', diese tausend, tausend Sterne," sagte er, während ich mich neben ihn setzte, „je länger man hinsieht, desto unzähligere! ach, das ist doch etwas gar Schönes, Unbegreifliches! Und findest du nicht auch, die Sterne sind zwar so unendlich weit entfernt von uns, aber sie blicken einen doch so warm, so verwandt an, daß man es gar nicht glauben mag, daß sie keine Seele haben und daß es gewaltige Weltkörper sind. Erinnerst du dich noch, wie einst der Lehrer uns sagte, das Blut der Thiere und der Saft der Pflanzen bestehe aus kleinen Kügelein, die eine eigene Bewegung hätten? Da ist mir schon der Gedanke gekommen, die Erde und alle Gestirne seien nur die Blutkügelein irgend eines großen Thieres oder einer Pflanze, die wieder mit unzähligen anderen auf einem Weltkörper, d. h. einem Blutkügelein wohnt. Ha, wie eröffnet sich da

ein unermeßlicher Blick in die gewaltige Größe der Schöpfung! und wie klein stehen wir da mit all' unseren Sorgen und Kämpfen um das jetzige und ein künftiges Leben! Wir und Alles um uns und die ganze Erde nur das unscheinbare Atom einer Pflanze oder eines Thieres, das wieder Millionen ähnliche neben sich und über sich hat! O, wie treibt dieser Gedanke zur Demuth an, und doch, wie erhebt er auch wieder! Das Blut, das durch meine Adern rollt, sind es nicht auch Millionen bewohnte Welten, deren Gebieter und Gott ich bin? — Doch halt, wie hoch habe ich mich verstiegen!" sagte er wehmüthig lächelnd und sah mich mit unendlicher Sanftmuth an: „gelt, das hast du dir doch nicht eingebildet, daß der arme Waldgnom am Ende gar noch ein Gott ist? Doch vergiß mir vor lauter Respekt nicht den Waldstrauß morgen! Gute Nacht für heute; die kalte Nachtluft mahnt mich an meine kranke Menschlichkeit." —

Am andern Tage in aller Frühe war ich im Walde, und bald trat ich mit einem großen Strauße in der Hand in das Stübchen meines armen Freundes. Es war zum ersten Male, daß ich ihn in seinem Hause besuchte. Seine Eltern waren beide früh gestorben und er wohnte allein mit einer alten Verwandten in einem einstöckigen Häuschen am Ende des Orts. Das kleine Wohnzimmer war, wie ich wohl schon manche gesehen hatte, und doch war ich beim Eintreten freudig davon überrascht. Die weißen schmucklosen Wände, nur in der Ecke oben ein hölzernes Crucifix mit Himmelfahrtsblumen umkränzt, der alte lederne Lehnsessel, der große Kachelofen, die Bank, die sich an zwei Seiten der Wand hinzog, der schwere Eichentisch davor — dies Alles heimelte mich wohlthuend an, und es war mir, ich wäre schon als Kind einmal da gewesen. Die Fenster hatten

runde Scheiben, und auf den breiten Simsen standen blühende Nelken, Levkoien und Rosen, doch zwischen ihnen nahmen sich Orchideen, Gentianen, Farrenkräuter und andere Waldpflanzen in Scherben gar lieblich aus. Oft war ich im Walde an diesen Blumen vorbeigegangen, aber noch nie waren sie mir so wunderbar schön erschienen. Auch gab der Epheu, der sich an den Fenstern hinaufrankte, dem Zimmer ein klösterlich stilles Ansehen. Das Bett meines Freundes stand in einer Nische des Zimmers, und als ich eintrat, schlug er den weißen Vorhang zurück und lehnte sich vor, um zu sehen, wer komme. Sobald er mich erblickte, schlug er freudig die Hände zusammen und rief: „Ei, wie lieb bist du, daß du mich besuchst; ach, und welch' schönen Waldstrauß bringst du mir da! komm, setze dich her, du mußt mir vom Walde erzählen! Ach, du Glücklicher, du warst heute schon im Walde! du sahst die Sonne durch die Buchen schimmern und die Zweige der Birke sich im Morgenhauche bewegen! und sieh, da glänzt noch Thau auf dem Immergrün! und in der Blumenglocke hier steckt noch ein verschlafenes Käferlein! wie köstlich riechen die Federnelken und wilden Rosen! und wie zierlich umschlingt die weiße Winde mit den hellen Blättern den dunkeln Schlehdornzweig! Ach, ihr Armen wäret wohl alle lieber im Walde geblieben! und müsset jetzt verwelken — mir zu Lieb' sterben!" setzte er leise hinzu, und während er schweigend jede einzelne der Blumen betrachtete und sie gegen das Licht hielt, ihre Umrisse besser zu schauen, sah ich wohl, wie ein trauriger Gedanke seine Seele durchzitterte. „Kommt das Sterben dir auch so schauerlich vor? fragte er endlich: „ach, es ist doch etwas recht Trauriges um einen Menschen, der begraben wird! Warum sterben müssen? und warum so

schwer sterben müssen? Die Pflanzen, die sterben gewiß leicht! Blumentod ist ein sanfter Tod! Die Blumen sind aber auch der Erde ihre liebsten Kinder; sie ruhen immer auf dem Schooße der Mutter und beim Sterben drückt sie sie nur fester ans Herz. Doch der Mensch, der kämpft mit krampfhafter Verzweiflung noch um die letzte Minute, die letzte Sekunde seines Lebens. O, lebte er mehr in der Natur, sein Tod wäre leichter, er stürbe williger. Da fragte er nicht ängstlich: „und hernach, was wird es sein?“ selig lächelnd schliefe er ein am Herzen der Mutter und wollte es nicht besser haben als die anderen Kinder. Ach, und würde man nur nicht im Sarge begraben! Das macht das Sterben besonders schauerlich! wozu auch von der lieben Erde durch Bretter, durch einen eichenen Kasten getrennt sein! Gehöre ich ihr nicht ebenso gut an wie jede Pflanze, jedes Thier? Muß mich der Menschenhochmuth auch noch in das Grab hinein verfolgen?

Weh', der Mensch stirbt so allein!
In dem engen Leichenschrein
Wird er einsam fortgetragen,
Eine Pflanze möcht' ich sein!
Pflanzen sterben im Verein;
Nach dem Herbst (wozu da klagen!)
Hüllt Ein Leichentuch sie ein.

Heute Nacht schlief ich wenig und unruhig, doch gegen Morgen träumte mir wunderschön, ich sei ein Vogel und sitze in einem Neste, das war ganz aus Blumen geflochten.“ —

Ich besuchte von nun an täglich meinen kranken Freund und saß oft stundenlang neben seinem Bette. Je mehr seine Krankheit zunahm, desto weniger schien er für etwas An-

deres Sinn zu haben als für Blumen. Ich brachte ihm täglich frische und entfernte im Stillen die anderen, daß er ihr Welken nicht sah. Einmal, da es regnete und ich nicht in den Wald konnte, brach ich ihm im Garten eine große weiße Lilie. O, wie freute ihn das! er sah stundenlang in den tiefen Kelch hinab, als wollte sich seine Seele darein versenken. „Weiße Lilien“, sagte er, „mußt du auf mein Grab pflanzen, sie glänzen so schön im Mondschein, als ob Engel am Grabe Wacht hielten.“

Den andern Tag frühmorgens trat ich mit einem großen Waldstrauße in sein Zimmer; die Morgensonne schien gar hell durch die runden Scheiben, und die Blumenstöcke und der Epheu warfen einen zierlichen Schatten. Der Vorhang am Bett war zugezogen, wie es oft war, wenn er schlief. Auf dem Tisch lag die Bibel aufgeschlagen und neben ihr die Brille der alten Verwandten, sie selbst aber saß im alten Lehnstuhl und barg das Gesicht in beiden Händen. Als sie mich erblickte, schluchzte sie laut und deutete auf den Vorhang. Schnell schlug ich ihn zurück, — da lag mein Freund mitten unter Blumen, das Auge geschlossen und sein Gesicht noch bleicher als gewöhnlich, seine Züge schienen erstarrt mitten in einem edlen, schönen Gedanken. Ich faßte seine Hand, sie war kalt. — „Wann starb er?“ fragte ich weinend. „Ich weiß es nicht,“ sagte die alte Frau; „heute Nacht hörte ich ihn stark husten, da ging ich von der Kammer herab und fragte ihn, ob ich ihm wachen sollte oder ein Nachtlicht anzünden. „Nein,“ sagte er, „macht euch keine Mühe, liebe Base, es geht schon wieder besser und der Mond scheint so schön durch die runden Scheiben und beleuchtet den Epheu, daß es Schade wäre, wenn ein Licht brennte. Doch wenn Ihr mir wollt einen Gefallen thun, gebt mir

den Blumenstrauß dort und stellt auch den blühenden Rosenstock neben mein Bett.“ Als ich vor einer Stunde herabkam, da lag er da so wie jetzt, sanft lächelnd und mit Blumen umkränzt; ich glaubte lange, er schlafe, endlich aber ward mir die Stille um mich unheimlich, es kam mich eine Angst an, er könnte auch gestorben sein; ich betrachtete ihn genauer und wußte nicht, sollte ich klagen oder Gott danken, daß der Tod ihn so sanft überrascht hat.“

Leise legte ich meinen Blumenstrauß auf das Herz meines todten Freundes, und meine Thränen thauten auf ihn nieder, ich fühlte jetzt erst recht innig, wie lieb er meiner Seele gewesen war

Als es zum Begraben kam, füllte ich den Sarg mit Blumen und Tannenreis und umwand ihn mit Kränzen. Weinend sah ich ihn in die stille Erde hinabsenken.

Auf das Grab pflanzte ich eine junge Tanne und Immergrün, Epheu, Rosen und Lilien. Sie blühten und grünten gar herrlich, als pflegte sie ein unsichtbarer Geist.

Es sind nun viele Jahre seit dem Tode meines Freundes verflossen, die Tanne ist ein großer Baum geworden und oftmals, wenn es mir bange werden will im lauten Getriebe des Lebens, flüchte ich zu ihr und in ihrem stillen Schatten denke ich wehmüthig an meinen armen Freund und an sein reiches Herz, und fühle tief, daß nur die Liebe zur Natur den wahren Frieden gibt.

Ja, uns're Mutter heißt Natur,
Sie gibt den wahren Frieden,
Sie ruft: „Freut euch in Wald und Flur!“
Sie speist nicht ab mit Hoffnung nur
Und altersschwachen Mythen.

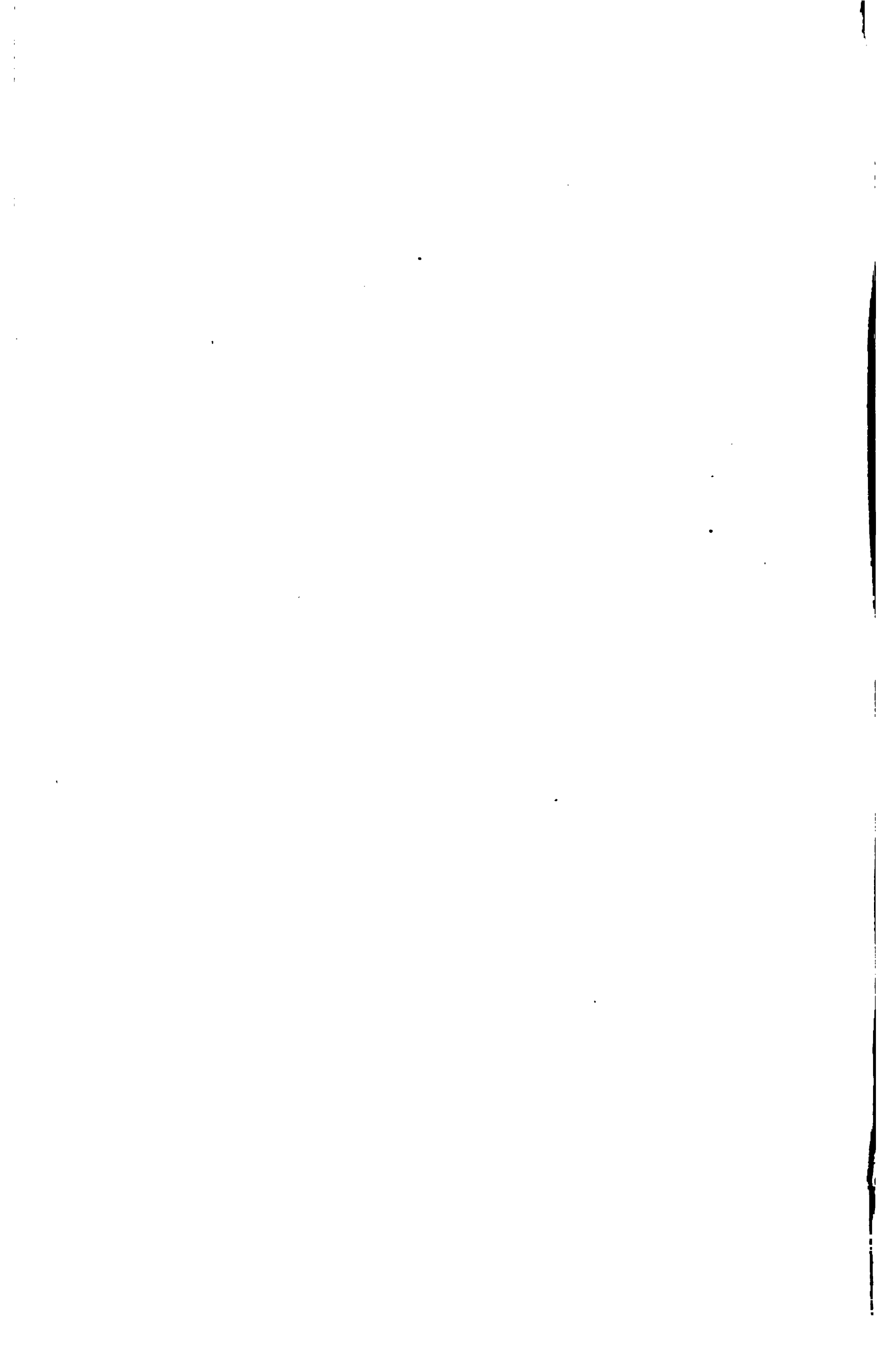
O folget ihr und lasset ab
Von eitlem Himmelsstreben!
Es schlingt auf ewig euch das Grab
Mit euern Wünschen all' hinab,
Darum genießt das Leben!

Doch wißt ihr auch, was Leben heißt?
Nicht in Genüssen prassen!
Trotz ihnen seid ihr arm, verwaist,
Wird euch Natur, wird euch der Geist
Der Mutter je verlassen.

Liebe macht blind.

Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein,
Seit ich ihn gesehen
Glaub' ich blind zu sein.

Chamisso.



Liebe macht blind.

Die verwittwete Gräfin B** mochte — wie alle Gräfinnen — in ihrer Jugend von wunderbarer Schönheit gewesen sein, jetzt aber hatten ihre feinen Gesichtszüge einen kalten, scharfen, aristokratischen, falzbeinartigen Ausdruck bekommen, der Einen in ihrer Gegenwart frösteln machte und die Seele des Bürgerlichen unwillkürlich mit dem Gedanken durchschnitt: du stehst vor einem jener hochbegabten Wesen, denen du zwar naturgeschichtlich gleichst, die aber durch die Geburt unabänderlich einige Rangklassen höher als du gestellt sind. Die Gräfin war von einem uralten Adel — einer ihrer Ahnen mütterlicherseits soll sich schon bei dem Morde des Poeten Ibykus als Raubritter ausgezeichnet haben. Daß sie darum im höchsten Grade stolz auf ihren Adel war, kann ich ihr um so weniger verübeln, da ich den Adelstolz nicht für einen Fehler, sondern für eine Krankheit, eine hysterische Nervenverstimmung halte; und so gut es rhachitische, skrophulöse Kinder gibt, welche in instinktartiger Ahnung ihrer Knochenarmuth von alten Mauern weg Kalk und Sand verspeisen, darf es doch auch Leute geben, welche im Gefühl ihres Mangels jeden höhern Werths adelstolz sind. In dieser Beziehung ganz anders, von bezaubernder Freundlich-

keit und Milde gegen Jedermann war der Gräfin 17jährige Tochter Hermine. Ich sah nie eine graziösere Gestalt, ein edleres Profil, aber, o wie Schade! seufzte ich unwillkürlich, als sie sich einst auf der Promenade neben mich setzte und ich dadurch Gelegenheit hatte, sie näher zu betrachten. Ihr linkes Auge blickte starr, ausdruckslos, es war von Glas. Ach das arme Kind! dachte ich, durch welchen Unfall mag sie um ihr Auge gekommen sein? Darum also trägt sie meist einen dicken grünen Schleier über das rosige Gesicht, darum geht sie so ernst und traurig an der Seite ihrer Mutter, darum meidet sie alle Gesellschaften! Mein Blick mochte wohl etwas zu lange auf der jungen Gräfin geruht haben, doch sprach gewiß nicht Neugierde, sondern nur innige Theilnahme aus meinen Zügen. Die Gräfin erröthete leicht. „Mein Herr,“ sagte sie mit weicher Stimme, „Sie sind Arzt? Sie haben bemerkt, daß mein linkes Auge ein gläserner Deckel umschließt?“ „Wohl,“ sagte ich, „doch verzeihen Sie, es war nicht unzarte Neugierde.“ — „O, das weiß ich, überhaupt habe ich Zutrauen zu Ihnen, ich möchte Ihnen als Arzt und Mensch gerne etwas, das mir schwer auf dem Herzen liegt, anvertrauen, darf ich mich auf Ihre Diskretion verlassen?“ „Wie können Sie zweifeln?“ „Sie haben Recht, aber vielleicht glauben Sie nur einen einfachen Krankheitsfall anhören zu müssen, und doch, es ist fast ein Verbrechen, eine Schlechtigkeit gegen meine Mutter, wovon ich Sie zum Mitwisser mache.“ „O, nicht möglich!“ sagte ich, „Sie sind so gut, in Ihrem Gesichte liegt keine Falschheit!“ „Und doch! aber es giebt hier kein Zögern, ich bin so selten allein, ich muß den Augenblick, daß meine Mutter ausgefahren ist, benützen, auch sieht uns hier auf der abgelegenen Promenade Niemand und ich darf Ihnen Ver-

trauen schenken, nicht wahr? aber keiner Seele, auch meiner Mutter nicht, sagen Sie ein Wort von dem, was Sie jetzt hören und sehen." „Mein Wort darauf, keinem Menschen!" „Nun so schauen Sie zurück, ob Niemand uns sieht." — „Weit und breit Niemand," sagte ich. „So und jetzt schauen Sie mich an, genau an, auf welchem Auge bin ich blind?" „Bei Gott, auf keinem!" rief ich, während die Gräfin mich mit lieben, hellen Augen ansah und sich an meinem Erstaunen weidete. „Aber ums Himmelswillen, wozu dieser traurige Scherz? Sie, eine so hübsche junge Dame, verdammen sich selbst zu halber Blindheit?" „Ja, und bald wird auch das andere Auge der gläserne Sargdeckel umschließen, dann scheine ich blind, ganz blind, will auch blind sein, blind bleiben!" setzte sie kaum hörbar und mit einer Stimme, so traurig, daß es mir ins Herz schnitt, hinzu. „O so entdecken Sie mir, was Sie drückt, zu so seltsamem Entschlusse gebracht hat, wenn ich Ihnen helfen, Ihre Trauer mindern kann, so werde ich es thun, ganz gewiß thun." „O, Sie können sie nicht allein mindern, Sie können sie in Freude verwandeln, mein Glück, mein zukünftiges Schicksal liegt ganz in Ihrer Hand." „Und in wiefern?" „Meine Mutter ist seelengut, liebt mich, wie nur eine Mutter ihr einziges Kind lieben kann, kommt allen meinen Wünschen entgegen, aber in Einem Punkt ist sie unerbittlich." „Und der ist?" „Sie will durchaus, ich soll einen Vetter heirathen, den ich für den Tod nicht leiden kann, aber er hat in den Augen meiner Mutter einen großen Vorzug, er ist von sehr, sehr gutem Adel." „Nun, sie kann Sie doch nicht zwingen, Sie dürfen ja nur Nein sagen." „Ja, das ist schon geschehen und der Vetter, seit er erfahren hat, daß ich auf einem Auge erblindet bin, ist auch

bereits weniger für mich enthusiasmirt und auf meinen Besitz erpicht; hört er vollends, ich sei ganz erblindet, da will er mich schon gar nimmer.“ „Das glaub’ ich wohl, aber das ist auch ein verzweifelter Entschluß, Sie in Ihrer Jugend wollen blind sein oder wenigstens blind scheinen! und wie lange soll das dauern? wann wollen Sie die Maske fallen lassen?“ „Bald, je bälder, je lieber, sobald meine Mutter erlaubt, daß ich den heirathe, den mein Herz gewählt hat.“ „Ah, Ihr Herz hat schon gewählt?“ „Ja, aber ganz gegen die Ansicht meiner gestrengen Mutter. Auf einer Gebirgsreise lernte ich einen Maler kennen, wir gestanden uns unsere Liebe, schwuren uns Treue, ich war thöricht genug, das Verhältniß meiner Mutter anzuvertrauen, sie um die Einwilligung zu unserer Verbindung zu bitten, aber seine Titellosigkeit, seine Armuth, schon sein bürgerlicher Name „Johann Schnepple“ widerstand ihr, sie erklärte, nun und nimmermehr würde aus uns ein Paar — o da habe ich geweint! mir die Augen brennend roth geweint! In einer der vielen schlaflosen Nächte, wo mein Kissen von Thränen naß war und mich die Augen von Wachen und Thränen schmerzten, kam mir der Gedanke, ich wollte der Härte meiner Mutter eine verzweiflungsvolle List entgegensetzen; wenn ich blind bin, dann will mich nimmer der Vetter und dann gönnt sie mich auch dem armen Maler, kalkulirte ich, und der Vorschlag meiner Mutter, zu meiner Zerstreuung eine Reise nach Paris zu machen, war für meine Pläne eben recht. Sie selbst, durch die Klagen über meine durch Weinen entzündeten Augen erschreckt, führte mich zu dem berühmten Augenarzt Dr. Boisoneau. Derselbe, im Anfang über meine Leiden lächelnd, doch durch meine Bitten gerührt, erklärte bald meiner Mutter, es sei höchste Gefahr; ich wurde

lange in einem dunkeln Zimmer gehalten, bis er eines Morgens meiner Mutter eröffnete, mein linkes Auge sei verloren, doch der Entstellung des Augapfels durch ein gläsernes Auge vorgebeugt. Der Schrecken meiner Mutter war grenzenlos, aber anstatt zu bleiben, glaubte sie, ein ländlicher Aufenthalt werde mir gut thun, kam mit mir hierher, und nun, Herr Doktor, hängt Alles von Ihnen ab! finden Sie in meinen Thränen, meiner unglücklichen Liebe nicht Grund genug, den Roman gegen meine Mutter mit mir weiter zu spielen, nun ja, so soll es bald kein Roman mehr sein, ich will und werde in der That bald blind sein, mir die Augen aus dem Kopfe weinen! aber nein, so grausam sind Sie nicht," sagte sie mit einem durch Thränen dennoch so bezaubernden Lächeln, daß es mich gar nicht Wunder genommen hätte, wenn das Lächeln und die Thränen zusammen einen Regenbogen gebildet hätten. Ich aber habe eine Schwäche an mir, die ich lieber gleich eingestehe; ich kann den Thränen der Frauen nicht widerstehen, sie erzeugen in mir einen chemischen Prozeß, der meine Seele butterweich macht, meine sprödesten Grundsätze auflöst wie Gold in Königswasser. Zudem flüsterte auch mein Verstand: Wozu das Glück dieses schönen Mädchens dem Eigensinn, dem verkehrten Adelstolz ihrer Mutter opfern? Verhüte ich dadurch, daß ich auf ihren Plan eingehe, nicht vielleicht ein größeres Uebel? Wer sich entschließen kann, aller Eitelkeit zum Trotz sich monatelang blind zu stellen, aller Gesellschaft, allen Vergnügungen, wozu Jugend und Reichthum berechtigen, zu entsagen, wochenlang im dunkeln Krankenzimmer zuzubringen, der ist schon auf dem Wege zu noch exaltirteren Streichen und „ja, ich werde Sie unterstützen" hatte ich so eben gesagt, und sie mir dafür dankend die Hand

gedrückt, da kam durch den Baumgang die alte Gräfin auf uns zu. Schnell war das Glasauge an seiner Stelle, der Schleier herab. „O meine Augen schmerzen mich heute gar sehr!“ klagte die junge Gräfin, der Mutter einige Schritte entgegengehend, „ich habe so eben hier dem Herrn Doktor meine Leiden geklagt!“ „Dann wollen wir gleich auf's Zimmer gehen!“ sagte die alte Gräfin, und mit einem Gesicht, als hielte sie auf die Aerzte nicht viel, ignorirte sie mich und meine achtungsvolle Verbeugung so vornehm als möglich. „Wart, dir will ich!“ raunte ich ihr nach, „glaubst du, die auf der achten Rangstufe seien rasirte Affen und gehören nicht auch noch zu den Menschen?“

Den andern Tag wurde ich als Arzt zu der jungen Gräfin gebeten; sie lag im Bett, das Zimmer war sorgsam verdunkelt, sie klagte über horrendes Kopfweh, stechende Schmerzen im bisher gesunden Auge. Ich fühlte den Puls, untersuchte das Auge, schüttelte mit einer gelehrten Hofrathsmiene bedenklich das Haupt, empfahl ruhigstes Verhalten, sorgfältigstes Vermeiden jeder Gemüthsaufregung, verordnete Umschläge, Augenwasser. „Wie finden Sie den Zustand meiner Tochter?“ fragte mich die alte Gräfin im Vorzimmer mit einer Stimme, aus der höchste Besorgniß sprach, so daß es mir fast leid that, sie hintergehen zu müssen. „Frau Gräfin, wenn ich die Wahrheit offen sagen soll, ich finde ihn höchst bedenklich; auch das bis jetzt gesunde Auge scheint mir unrettbar verloren.“ — „O Gott, meine arme Tochter blind! wie schrecklich, wie unsäglich traurig! nein, das kann, das darf nicht sein! o Doktor, ist denn keine Rettung möglich?“ „O wohl, doch es grenzte an ein Wunder, und wozu das? hat nicht Ihr Fräulein Tochter schon ein unnachahmlich schönes Glasauge? setzt man auch auf der an-

dern Seite eins ein, so ist ja der Schein gerettet, und auf diesen kommt es ja in der vornehmen Welt häufig allein an.“ „O Doktor,“ rief sie, meine Hand fassend, und hüpfte auf einmal von den Stelzen ihres Hochmuths herab, „o Doktor, jetzt keine unzeitigen Anspielungen, keinen grausamen Scherz! sagen Sie schnell, wodurch kann meinem armen Kinde das Augenlicht gerettet werden?“ „Ihr Fräulein Tochter“, sprach ich ernst, „leidet an gefährlichen Kongestionen vom Herzen zum Kopfe, erzeugt durch einen tiefen, verborgenen Seelenkummer; dieser muß so schnell als möglich gehoben werden. Ferner scheint sie mir viel zu weinen, durch jede Thräne aber wird der Sehnerv dünner und stirbt langsam ab, wie eine angezapfte Birke im Frühjahr; also nur um's Himmelswillen Alles vermeiden, was eine Thräne erzeugen könnte, nur Freudenthränen sind erlaubt, diese sind Himmelsthau, könnten sogar das todte Auge wieder in's Leben rufen.“ Die Gräfin bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, seufzte tief, ich sah, wie ein mächtiger Seelenkampf sie bewegte. Plötzlich richtete sie sich auf: „Doktor,“ sagte sie, „Sie haben die Heilung meines Kindes von meiner Mutterliebe abhängig gemacht, es sei! Dieser gegenüber schweigen alle anderen Rücksichten “

Die Besserung der jungen Gräfin machte, Dank der Mutter, die Alles anwandte, der Tochter jede trübe Gemüthsstimmung aus dem Wege zu räumen und dem kranken Auge nur Freudenthränen zu bereiten, überraschend schnelle Fortschritte. Ehe drei Wochen vergingen, war das Glasauge verschwunden, beide Augen frisch und lebendig, wie die einer Gazelle, sie ging selig am Arm eines aus weiter Ferne hertelegraphirten bildschönen, jungen Mannes, dem man am Bart und den langen wallenden Haaren schon von weitem

den Künstler ansah. Die Frau Gräfin aber, glücklich im Glück ihrer Tochter, entsandte nach allen Seiten Verlobungskarten:

Johannes van der Schnepplen,
Comtesse Hermine B—,
Verlobte.

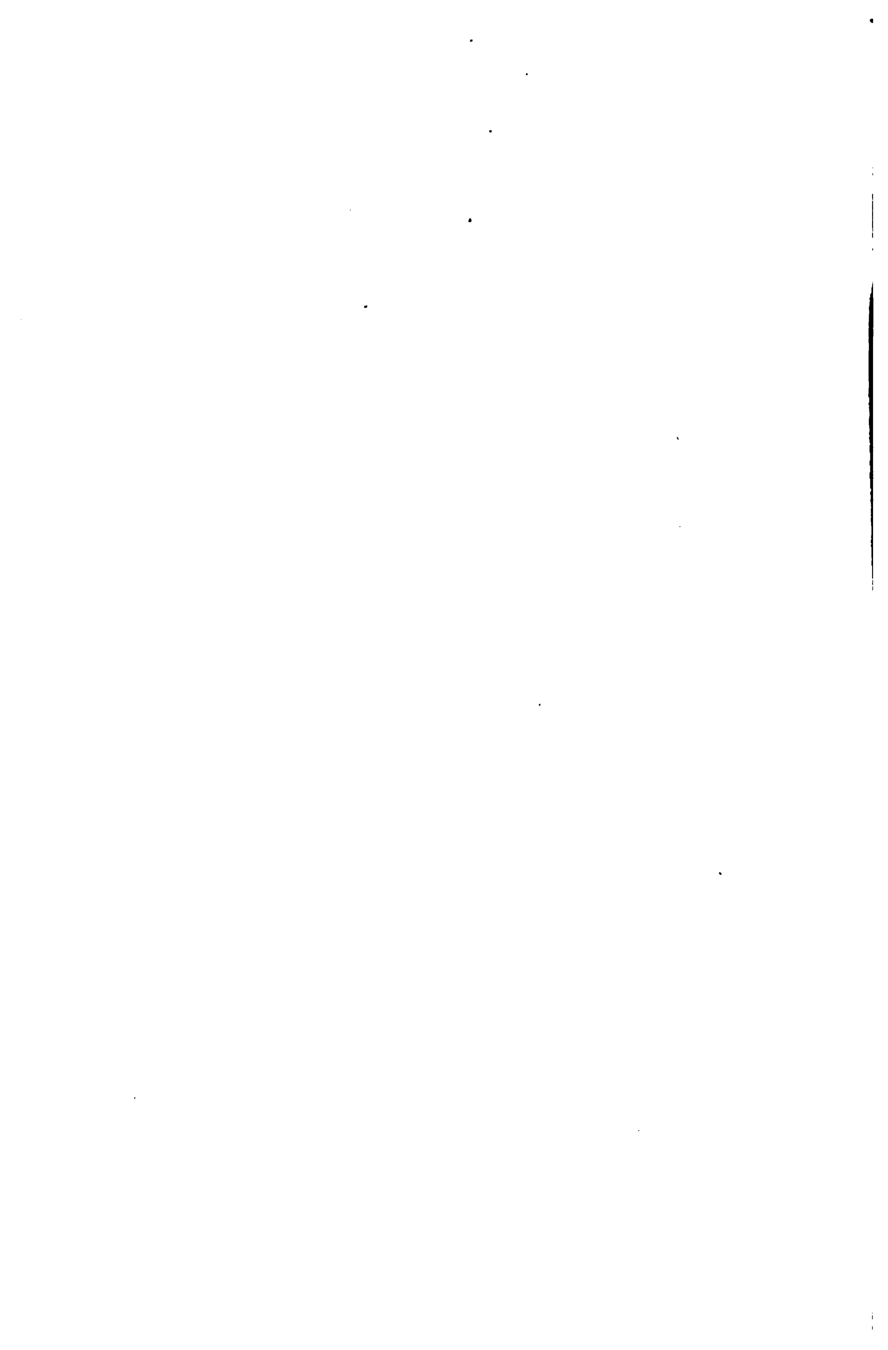
Die Leute konnten nicht genug staunen über das Wunder, das hier die Liebe gethan. „Andere macht sie blind, die junge Gräfin hat sie sehend gemacht!“ sagten sie. Nur einige wenige respektable Menschen, die nicht an Wunder glauben, meinen, nicht die Liebe, sondern meine gelehrten Verordnungen hätten die Heilung vollbracht und sind meines Lobes voll; ich sträube mich nicht dagegen, nehme es stillschweigend hin als billige Sühne des Schicksals; ich werde so oft ungerecht getadelt, warum soll ich mich nicht auch einmal mit Unrecht loben lassen?

———

Das Kindergrab.

So wie die durst'ge Flur, betrübt
Vom Regen, neu belebt erscheint,
So hebt sich neu ein weich Gemüth,
Wenn sich das Aug' recht satt geweint.

Feodor Löwe.



Das Kindergrab.

Selten verging ein Abend, an dem man nicht dem alten fröhlichen Pärlein begegnete, wie es in der Dämmerungsstunde zum Thore herein seiner Wohnung zuwanderte. Sah man sie so Arm in Arm zusammengehen, einander freundlich anblickend, jedes eine Blume in der Hand, dabei eins für das andere besorgt, daß es nicht falle oder sich anstoße, da hätte wohl Mancher, der sie zum ersten Male sah, über die alten Leutchen lachen mögen, daß sie noch so jugendlich und verliebt thaten, aber bei öfterem Begegnen freute man sich über das frohe, kindliche Wesen, das aus den Beiden sprach, und man dachte bei ihrem Anblick weniger an ein altes Ehepaar, als an den Anfang des Kindermärchens: „Es war einmal ein Brüderlein und ein Schwesterlein"; ja man sah, die paßten einmal recht zusammen in Freud' und Leid. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht auch ihre recht traurigen Stunden gehabt hatten und noch hatten: ohne die geht's ja im Menschenleben nicht ab! Ja, es gab einen Tag im Jahre, da gingen sie allemal langsamer als gewöhnlich ihrer stillen Wohnung zu; ihr Auge war von Thränen umdämmert, und sie führten sich fester, als ob eins die Stütze des andern recht nöthig hätte. Das

war der Begräbnißtag ihrer beiden Kinder, die ihnen durch eine schnelle Krankheit fast zu gleicher Zeit waren entrissen worden, so daß beide in Einem Särglein hinausgetragen wurden. Freilich war das schon viele, viele Jahre her, aber jene traurigen Stunden, wo sie der Verzweiflung nahe waren und sich plötzlich so einsam und verlassen auf der Welt fühlten, hatten sich ihnen fest in das Herz gegraben. Sie hatten sich damals viele Tage hinter verhängten Fenstern ihrem stummen Schmerze überlassen, und jedes laute Wort, ja selbst der Sonnenstrahl, der sich durch die Vorhänge stahl und sie aus ihrem trüben Sinnen weckte, schmerzte sie: sie hätten am liebsten einschlafen mögen, um nimmer zu erwachen; aber senkte sich auch zuweilen der Schlaf auf ihre müden, thränenheißen Augenlider, so war ihnen das Erwachen nur ein neuer Schmerz. „Hat es mir geträumt oder ist es denn wahr, unsere Kinder seien gestorben?“ fragte dann eines das andere, und ihre Thränen flossen heißer als zuvor. Endlich an einem Abende faßten sie Muth und gingen unter Umwegen durch die einsamsten Straßen zu dem Grab ihrer Kinder. Hatten sie sich lange vor diesem Gange gefürchtet, so überkam sie jetzt, wie sie zwischen den Grabsteinen und Trauerweiden dahin schlichen und nun an dem Gräblein ihrer Kinder standen, eine eigene, fast selige Ruhe. Ein Nachbar hatte das Grab mit Blumen bepflanzt, und Nelken und Rosen blühten darauf so freudig, daß es umringt von dem grünen Rasen wie ein wunderbar nettes Kindergärtchen anzuschauen war. Wie wohl that die Ruhe ringsherum ihren verwundeten Herzen! Hatten sie nicht in den letzten Tagen den höchsten Schmerz des Lebens erduldet? warum sollten sie nun die beklagen, denen kein Erdenkummer mehr nahen konnte? „Nein, ihr guten Kinder,

wir wollen eure Ruhe nicht durch Thränen und Jammer stören," sagten sie, „bald werden wir ja auch neben euch schlafen dürfen." Leise, wie um die Kinder nicht zu wecken, setzten sie sich neben das Gräblein in das Gras; wohl floß manche stille Thräne auf die Blumen nieder, aber sanfte Wehmuth und Entsagung kehrte in ihr Herz. „Es ist Nacht, wollen wir nicht heimgehen?" flüsterte endlich leise der Mann. „Ja, aber nicht wahr, morgen kommen wir wieder?" sagte die Frau; „gute Nacht, ihr lieben, lieben Kinder!" Seit jener Zeit wanderten sie jeden Abend dem Kirchhofe zu, und jeden Abend kehrten sie mit einer Blume vom Grabe heiterer, getrösteter heim.

Ihr Gärtlein, wie sie das Grab nannten, war ihnen bald ihr Ein und Alles geworden. Es kam kein Blatt, keine neue Knospe, die sie nicht freudig begrüßten. Wie Kinder durchsuchten sie Wald und Flur nach den ersten Veilchen, den ersten Maiglöckchen, und legten sie auf das Grab ihrer Kinder; oft gruben sie wohl auch eine schöne Waldpflanze mit den Wurzeln aus und pflanzten sie auf das Gräblein. War ihnen eine unerwartete Freude geworden oder drückte sie ein Kummer, da eilten sie wie zu einer traulich stillen Insel zu ihrem Gärtlein und legten dort ihre Freude und ihr Leid nieder.

So waren Jahre vergangen, aber im Andenken an ihre Kinder und im Leben mit ihnen und in der Natur war das Pärchen jung geblieben, und hatten sie sich auch vorher recht innig geliebt, so hatte doch ihre Liebe bei gleichem Schmerze und gleicher Freude wunderbar zugenommen. Je mehr das Andenken an die Kinder erbleichte (obgleich deren Begräbnißtag für sie immer ein recht trauriger blieb), desto mehr trugen sie auch all' die Liebe, die sie vorher den Kindern

geschenkt hatten, eins auf das andere über, und oftmals, wenn sie in der Abendstille zusammen bei dem Gräblein saßen oder wenn sie der Stadt zuschritten, und die Betglocke läutete, fiel es ihnen schwer auf's Herz: „wie wird's aber sein, wenn eins von uns stirbt? ach, dann steht ja das andere so ganz einsam da, und es muß ihm sein, als ob auch die Kinder wieder auf's Neue gestorben wären.“

Doch solche Gedanken, obgleich sie immer öfter wiederkehrten, sagten sie sich nicht, um einander nicht traurig zu machen. Einmal aber müssen Beide mit diesem Gedanken zu Bette gegangen sein, denn sie hatten in der Nacht Beide den gleichen Traum: sie saßen, wie sonst, Hand in Hand neben einander im Grase und blickten bald auf ihr Gärtlein, das heute in tausend Blumen und Farben erblühte, wie sie es früher nie gesehen hatten, bald in den lichten Abendhimmel, von dessen goldenem Grunde die schlanken Zweige der Trauerweide gar schön abstachen; da fühlten sie sich plötzlich von Kränzen und Blumengewinden eng umschlungen, und wie sie verwundert umschauten, standen ihre Kinder hinter ihnen und lächelten gar freudig. — Schade, daß der Traum so kurz war, denn als sie die Kinder sahen, da sind Beide an einem Freudenschrei erwacht. Wie sie sich nun den Traum erzählten und Beide den ganz gleichen Traum gehabt hatten, da waren sie überselig, denn Jedes wäre traurig gewesen, wenn das Andere nicht auch die Freude gehabt hätte, die Kinder zu sehen; auch fühlten sie wohl, daß dieser Traum ihren gemeinsamen Tod bedeuten werde, und freuten sich innerlich darüber.

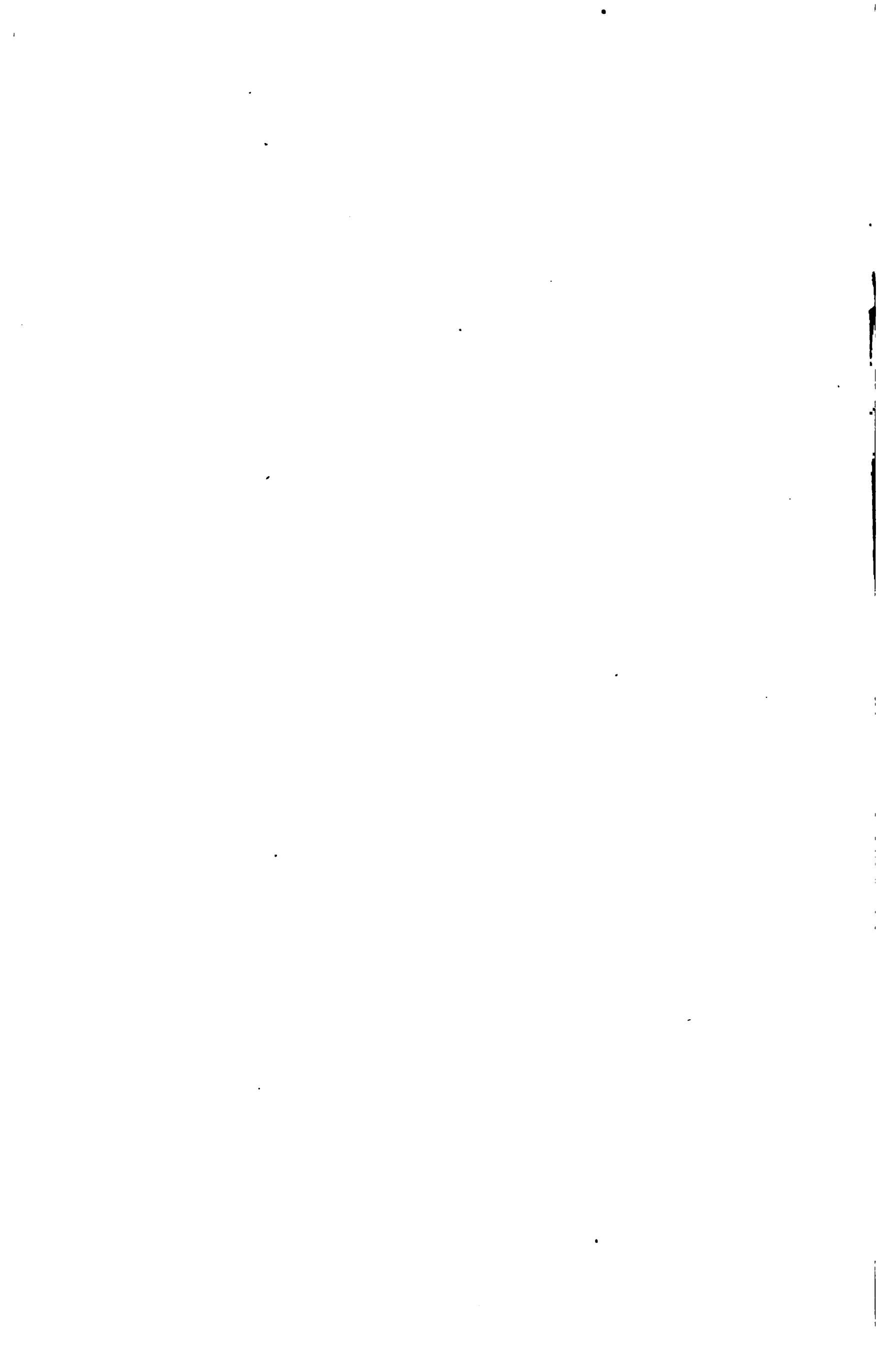
Kaum konnten sie den Morgen erwarten, um zu ihrem Gärtlein zu eilen. Ach, wie schön glänzte Alles in der Morgensonne! auf den Blättern und Blüthen strahlte der

frische Thau, und die Vögel hüpften zwitschernd bald im Grase, bald auf den Zweigen und schauten mit ihren schwarzen Aeuglein treuherzig auf das alte Pärlein, das sich heute über die Pracht seines Gärtleins nicht genug verwundern konnte (obgleich das im Traume gesehene noch viel schöner gewesen war), und sich freudig den Ort zeigte, wo sie im Traume gesessen und wo sie ihre Kinder gesehen hatten. „An dieser Stelle möge unser gemeinsames Grab sein," sagten sie.

Nun, dieser Wunsch ließ auch nicht lange auf die Erfüllung warten. Eines Morgens fand man Beide todt im Bett, auf ihrem Munde lag ein Lächeln, als träumten sie einen seligen Traum. Nach ihrem Wunsche wurden sie neben ihren Kindern begraben. Manchem that es vielleicht leid, dem freundlichen Pärlein nimmer in der Dämmerungsstunde zu begegnen, doch bald dachte Niemand mehr an sie. Wer aber zufällig den Kirchhof betrat oder bei einem Spaziergange über die Mauer desselben schaute, der war überrascht, mitten unter den schwarzen Gräbern und Kreuzen ein freundliches Blumenbeet zu schauen. Die Blumen von dem Gräblein der Kinder hatten sich auch über das vergessene Grab der Eltern ausgebreitet, und Epheu und Immergrün das alte und neue Grab zu Einem Gärtlein wundersam umschlungen.

Vergänglichkeit.

Ist doch der Mensch gleich wie Nichts!
Seine Zeit fährt dahin wie ein Schatten.
Psalm 144, 4.



Vergänglichkeit.

Wirf einen Stein von hohem Thurme herab: je näher er der Erde kommt, desto schneller wird sein Fall. So ist es auch mit dem Lebensalter der Menschen: immer schneller, eiliger rollen die Jahre; was dem Kinde einst eine unendliche, fast unerreichbare Zukunft erschien, dünkt dem Greise jetzt nur ein schnell entschwundener Traum. Alle die kleinen und großen Erlebnisse, Freuden und Leiden eines langen Lebens schwimmen verworren wie ein kalter Nebelstreif in einander, nur von Weitem scheint klar und freundlich ein heller Stern, die Erinnerung an die Kindheit. O wie ferne, ferne von ihr! wie unaufhaltsam schnell trug das Rad der Zeit weg, weg, hinaus in die kalte Oede! o wäre ein Zurückkehren möglich! Doch der Nebelstreif wird mächtiger, dunkler, eine schwarze Wolke senkt sich herab; es ist das Leichentuch. Vom Thurme schallt der wehmüthige Klang einer Glocke, beflorte Männer tragen einen Sarg, die Schollen fallen über ihm zusammen, das Grab schmückt ein bunter, thränenbethauter Kranz, der Baum streut seine Blüthen, Sonne und Mond ihr Licht darauf nieder, der blaue Himmel schaut lächelnd herab — o wie gut schläft man in diesem Himmelbett! Könntet ihr den Todten erwecken, er dankte es euch nicht — das Seligste ist die Ruhe!

Wenn die Jugend verrauscht ist, wie schnell eilt das übrige Leben dem Grabe zu! Doch ist es nicht gut so? Wenn das fröhliche Fest vorüber, wie einsam ist es da im öden Saale mit den welken, zerrissenen Guirlanden! Wenn das Kind schläfrig ist, soll es da nicht zu Bette?

Ich sah im Traume die Ewigkeit,
O, wie so schaurig schaute sie d'rein!
Sie saß auf einem Felsen am Meer,
Sie selbst wie ein großes Gebild' aus Stein.

Die Wellen zogen von Ferne heran
Und brandeten unter ihr mit Gebraus,
Sie starrte unbeweglich und kalt
In die unendliche Oede hinaus.

Und neben ihr an dem Uferrand
Da saß wie in tiefer Traurigkeit,
Langsam zerpflückend einen Kranz,
Ihre jüngere Schwester Vergänglichkeit,

Und schaute stumm in der Wasser Grund,
Warf Blume um Blume sinnend hinab,
Sah ihnen wehmüthig lächelnd zu,
Wie sie schwammen, sanken in's Wellengrab.

Der Mann mit den blutbuchfarbenen Haaren.

Dichtes, von dem Lichte nie geküßtes Dunkel
Sitzt in jedem Zweig,
Grauenvoll geh'n der Erschlag'nen Geister
Hin durch das Gestrauch.

Fr. Müller.

Der Mann mit den blutbuchfarbenen Haaren.

Es gibt Menschen —

„Nun, daß es Menschen gibt, ist eine alte Geschichte!“

Still, man unterbreche mich nicht! Uebrigens, so ausgemacht ist eigentlich die Sache noch nicht, daß es Menschen gibt. Leute, ja, die gibt's in Unmasse, aber Menschen? — blutwenig! Also es gibt Menschen, die rothe Haare haben.

„In der That sehr interessant! als ob man das nicht schon längst wüßte!“

Unausstehlich! jetzt verbitte ich mir aber allen Ernstes jede weitere Unterbrechung, sonst höre ich mitten in der Erzählung auf; ich kann es nun einmal für den Tod nicht leiden, wenn man mir in die Rede fällt, mir den Faden muthwillig abreißt, daß ich ihn wieder anknüpfen muß; wie kann bei diesem ewigen Knopfmachen eine klare Erzählung herauskommen!

„Nun, es soll nimmer geschehen!“

Ich hoffe es! Also es gibt Menschen, die rothe Haare haben. Zu den vielen Verkehrtheiten des menschlichen Geschlechts gehört es, rothe Haare nicht schön zu finden. Das ist nun eine Geschmacksache, die man wohl bedauern kann,

gegen die sich aber nichts einwenden läßt, weil jedem Menschen überlassen sein muß, seinen eigenen Geschmack, seine eigene Ansicht von Schönheit zu haben. Mit dem Urtheil über den Geschmack Anderer scheint man mir überhaupt etwas voreilig zu sein, namentlich in Bezug auf die Farbe. Was ich roth sehe, sieht ein Anderer vielleicht gelb, ein Dritter braun oder wenigstens in helleren oder dunkleren Nüancen — wer kann das wissen? Höre ich von meinem ersten Denken an das, was ich blau sehe, grün nennen, so ist es natürlich, daß, wenn Einer sagt: der Baum ist grün, der Himmel ist blau, ich ihm nicht widerspreche, denn ich weiß ja nicht, daß er es gerade umgekehrt sieht. Also hat Jemand katzengrüne Augen, so kann ich die Farbe dieser Augen wunderschön finden, denn ich sehe sie ja blau; der aber, der weiß, daß ich für Augen, die er grün sieht, schwärme, wird sagen: was hat dieser Mensch für einen schlechten Geschmack! Ja, ich gehe noch weiter; es gibt Spiegel, in denen ein Gesicht verzerrt, schief, in die Breite gedrückt oder in die Länge gezogen erscheint; auf gleichen Grundsätzen beruhend kann man sich auch einen Spiegel denken, in dem eine verzerrte Physiognomie hie und da ein richtiges Ebenmaß der Form annimmt, eine dicke, kurze Nase schmal und lang, ein schiefer Mund gerade erscheint. Hat nun Einer ein Auge wie dieser Spiegel, so wird ihm häufig das, was Anderen häßlich dünkt, schön erscheinen und das Schöne häßlich, und der arme Kerl gilt dadurch unwiederbringlich für geschmacklos bei denen, die ganz denselben Geschmack haben wie er, nur ein anders formirtes Auge. Dieses Anderssehen erklärt besser als Liebestränke und Hexerei das oft ganz unbegreifliche Verliebtsein in Personen, die in den Augen aller Anderen für positiv häßlich gelten. Wie bei einzelnen Indi-

viduen, so mag sich diese verschiedenartige Bildung des Auges auf ganze Geschlechter und Völkerschaften ausdehnen. Wissen wir z. B., wie den Chinesen in ihren langgeschlitzten Augen sich die Welt abspiegelt? Wir wissen es nicht, glauben kurzweg. sie müssen Alles so sehen wie wir, und nennen ihre Malereien kindisch, geschmacklos, aller Perspektive ermangelnd u. s. w. Ja, man sieht auch daraus wieder, daß man nie mild genug im Urtheil über Andere sein kann. Steckt den schönsten Menschen in einen Sack, und er wird nur wie eine unförmige Masse erscheinen. Die edelste Seele, der klarste Geist mag oft unrichtig und verkehrt sich offenbaren und darum gründlich mißkannt sein, weil der Körper, diese chinesische Fleischmauer, sie massiv, beengend umgibt, ihre Bewegungen linkisch macht.

Die zwei Fensterscheiben, durch die mein innerer Mensch in die Außenwelt schaut, müssen wunderbar klar sein und ungetrübt wie Morgenluft; die Bäume, die Blumen, die Wolken, Alles, was um mich geht und steht, seh' ich in so schönem Lichte, daß ich herzlich gern auf der Welt bin und nichts Herrlicheres weiß als die Natur. Bei einem Andern mögen wohl die Augen wie trübe Kirchenfenster sein; er duselt darum in sich hinein, will nichts von der Außenwelt, und getröstet sich, wenn das Kirchenfenster einst bricht, dann des Himmels Herrlichkeit zu schauen. Soll ich ihm darum böse sein, ihn geschmacklos nennen? Nein, ich will froh sein, wenn er mir nicht böse darüber ist, daß ich die Welt um mich so freudig anschaue und vor lauter Gegenwart nicht an ein solches Zukunftsglück denke und glaube. —

Also hält Einer, um zum Anfang unserer Rede über den Geschmack der Menschen zurückzukehren, rothe Haare für häßlich, so mag er's thun, ich weiß ja nicht einmal gewiß,

ob er sie nicht blau oder gelb sieht; aber Eins nehm' ich den Leuten übel, wenn sie ihren Haß der Farbe auch auf die Seele verpflanzen und sagen, ein Rothhaariger sei meistens auch bös. O, wie schlecht ist das! Hatten nicht Hermann Arminius und seine ehrliche Hausfrau Thusnelda brandrothe Haare und waren doch herzgute Leute? Freilich mochte oft so ein alter Deutscher, war er als Sklave verkauft, weniger gut sich zum Kammerdiener eignen, als ein schuftiger Grieche oder schleichender Afrikaner, und seinem Herrn, wenn er ihn gar zu sehr kujonirte, ganz unbekümmert um die Folgen, einen Schwabenstreich aus dem Salz versetzen, daß ihm der Schädel wackelte; dann hieß es: „Das hat wieder so ein Rothhäriger gethan! Ach, wie bös sind doch die Rothhärigen!" Und so kam von den Römern mit ihren schwarzen Kraushaaren, von den Italienern, von denen schon so manches Unheil auf die Deutschen kam, auch das ungerechte Vorurtheil, rothe Haare seien ein Zeichen eines bösen Charakters.

Dann schimpft einmal einen Knaben von Jugend auf: „rother Spitzbub!" Er müßte ein Engel von Geduld und Hingebung sein, wenn sich am Ende sein Blut nicht in Drachengift verwandelte und er in der That böse würde. Man kann, und wenn man selbst ein Deutscher ist, zuletzt die Geduld verlieren und durch ewige Vexationen und Bedrückungen böse gemacht werden, und wenn ein guter Mensch endlich zum Bössein gequält wird, dann wird er auch gründlich und nachhaltig bös, dann ist's wie ein Gewitter, wo sich die Wolken nicht schnell zusammenballen, sondern langsam am Horizonte heraufsteigen, bis sie ihn ganz umzogen haben; dann rollt der Donner dumpf bald rechts, bald links, die unheimlich stille Luft wird plötzlich orkanartig bewegt, der

Staub wirbelt auf — ja, auch die besten Menschen können am Ende wild gemacht werden, dann wehe denen, durch die das Aergerniß kam!

Der, von dem ich jetzt erzählen will — noch als ob es erst heute wäre, einen solchen gewaltigen, nie erlöschenden Eindruck hat es auf mich gemacht, als er in jener Nacht des Schreckens vor mir stand, das inhaltschwere Papier entrollte und mit todtbringendem Blick mir zuraunte: „Je nun, habe ich Recht oder nicht?“ — jener Mann, von dessen teuflischer Unthat, deren stummer Zeuge zu sein ich verdammt war, ich jetzt den Schleier decken werde, er, der Unselige, der einst in der Weltgeschichte einen gigantisch schwarzen Schatten auf sein ganzes Zeitalter werfen wird — doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen — mochte wohl auch von Natur herzgut sein, trotzdem daß er rothe, grünrothe Haare hatte, etwa wie die Blätter einer Blutbuche. Die Blutbuche ist ein geheimnißvoller, blutdüsterer Baum, schon ihr Name erinnert an eine blutige Unthat. Wo sie auch stehen mag — es muß nicht gerade eine einsame, nordwinddurchfegte Haide sein, selbst auf der Wiese einer königlichen Anlage sticht sie, wenn alle anderen Bäume in saftiger Frühlingsluft grünen, mit ihren herbstlich kalten Blättern so melancholisch und blutig gegen ihre friedliche Umgebung ab, daß man unwillkürlich denkt: Hier in einer finsteren oder stürmischen Nacht oder bei feuchtem Morgennebel, während Portier und Schildwachen noch schliefen, geschah da, wo jetzt die Blutbuche steht, einst eine schauerliche Mordthat, modert ungerächt tief unten in der schwarzen Erde ein Leichnam; Niemand ahnt diesen Mord, nur dieser Baum, dem Blute des Opfers entsprossen, rauscht von ihm in unverstandenen, trüben Lauten. Wandert man vollends im fahlen Mond-

schein an ihr vorbei, und aus den fernen Fliederbüschen erschallt der süße Gesang der Nachtigall, nur auf ihr sitzt ein geisterhaftes Käuzchen und schreit mit klagendem Unkenruf sein trauriges Memento —

„Aber, hören Sie, das ist ein ganz unrichtiges Bild, ein sogenanntes mixtum compositum: das Käuzchen ist ja ein Vogel und die Unke ein Frosch —“

Was, zum dritten Male unterbrechen Sie mich? Wissen Sie, was ich angedroht habe? und jetzt thu' ich's, bei Gott, ich thu's! ich höre auf —

„Was? mitten in der Erzählung oder eigentlich erst im Anfang? Seien Sie doch vernünftig! erzählen Sie, was ist's mit dem Mann mit den blutbuchfarbenen Haaren? in wiefern hat er auf sein ganzes Zeitalter einen schwarzen, gigantischen Schatten geworfen, was war seine teuflische Unthat? ich muß das wissen, Sie müssen mir's erzählen!“

Was, ich muß? nun jetzt gerade nicht! Ich will Ihnen zeigen, daß wir Schriftsteller auch Ehre im Leibe haben; wir bilden die sechste Großmacht und lassen nicht auf uns herumtanzen. —

„Aber du meine Güte, ich wollte ja nur sagen, daß das Käuzchen keinen Schnabel hat wie ein Froschonkel — Unkenfrosch wollt' ich sagen — o Gott, ich bin ganz verwirrt! — und nicht lateinisch kann und schwerlich memento rufen wird“ —

Donnerwetter, wenn es aber so ruft, und wenn alle Käuzchen in Deutschland so rufen, kann ich was dafür?

„O gewiß nicht! nein, Sie sind ganz in Ihrem Recht! Aber Ihre Erzählung ist so spannend, sagen Sie mir nur wenigstens: was stand auf dem Papier, das jener Mann in der Nacht vor Ihren Augen entrollte?“

Ja, wenn ich Ihnen das sagte! Sie würden sich nicht übel verwundern; es betraf auch Sie und noch viele Andere, die es jetzt nicht ahnen. —

„Auch mich? und Sie lassen sich nicht erbitten?"

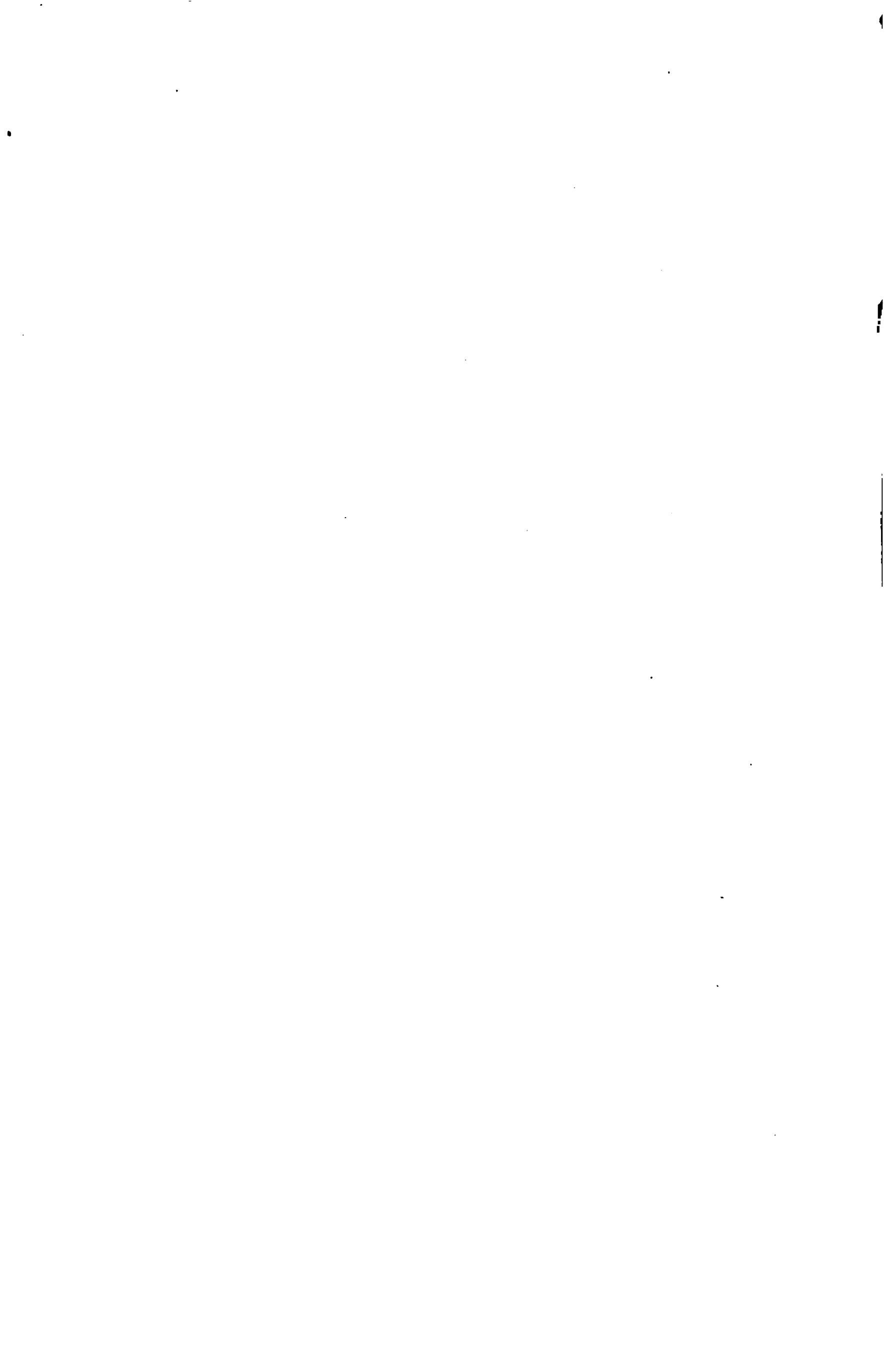
Nein, warum haben Sie mich dreimal unterbrochen!

„O, wie schändlich!"



Wer ist ein Dichter?

— Doch die höchsten Poesieen
Schweigen wie der höchste Schmerz.
Justinus Kerner.



Wer ist ein Dichter?

Bist Du ein Dichter, lieber Leser? Du schüttelst wehmüthig den Kopf, als wolltest Du sagen: „Nein! für mich ist das ein verschlossenes Paradies!" O, zu viel Bescheidenheit von Dir! Du hast noch kein Gedicht schwarz auf weiß niedergeschrieben, noch keinen Deiner Gedanken in Reime gebracht, bist Du deshalb kein Dichter?

Es geht Einer an einem heitern Frühlingsmorgen zum Hause heraus, er hat eine Botanisirbüchse auf dem Rücken, einen Schirm unter dem Arm, ein Schmetterlingsgarn in der Hand, ein Kölbchen mit Weingeist in der Tasche. Auf der Wiese bei den Erlen macht er Halt. Will er die kleine Bachstelze nicht erschrecken, die zierlich vor ihm herhüpft? Nein, er muß etwas Anderes im Sinne haben. Weit und breit ist kein Wölkchen am sonnigen Himmel, aber er spannt den Regenschirm auf, steckt ihn unter der alten Erle verkehrt in die Erde und jetzt schüttelt er den Baum. Es muß was in den Schirm gefallen sein, er durchsucht ihn emsig, nun holt er das Weingeistkölbchen aus der Tasche und freudig, als habe er einen guten Fund gethan, klaubt er behutsam kleine Käfer aus dem Schirm auf und wirft sie in das Fläschchen. Er hält es gegen die Sonne, die Käfer sinken

unter, jetzt suchen sie sich mit schnellen Windungen emporzuarbeiten, jetzt krümmen sie die Füßlein, sind todt.

Schmunzelnd steckt er das Fläschchen ein. Dasselbe Manöver mit dem Schirm wiederholt er unter den Weidenbäumen, auch den Haselnußstrauch läßt er nicht ungerüttelt. Nun führt ihn der Weg durch das junge Saatfeld; eine Lerche singt hoch oben in der blauen Luft, plötzlich schießt sie wie ein Pfeil herab, nur zehn Schritte verschwindet sie vor ihm im Saatfeld. Er hat den Ort, wo sie eingefallen, deutlich sich gemerkt. Er schleicht behutsam hin. Die Lerche fliegt nicht singend, mit einem wehmüthigen Pfiff quer über das Feld. Richtig, da ist ihr Nest! fünf warme Eilein liegen darin. „Ich habe zwar schon genug solche,“ murmelt er, „doch ich kann vielleicht einen Tausch mit ihnen machen!“ und er nimmt aus der Botanisirbüchse eine kleine Schachtel mit Baumwolle, legt die Eier hinein. Er geht weiter; ein Schmetterling gaukelt vor ihm her; auf der wilden Rose am Feldraine setzt sich derselbe nieder. Das Schmetterlingsgarn hoch in der Hand nähert er sich ihm auf den Zehen; der Schmetterling erhebt sich, umsonst! das Netz schlägt ihn nieder, die Flügelein schimmern durch die Maschen des Netzes. „Ein Exemplar, wie ich schon lange eines gesucht habe!“ jauchzt er, zieht aus dem Rockkragen eine Stecknadel, ergreift sanft mit zwei Fingern den Schmetterling am Leib und heftet ihn fest an die Mütze. Jetzt tritt er in die Kühle des Waldes. Ein Kuckuck schreit aus der Ferne. „Ich möchte schon lange gern einen solchen Vogel ausgestopft haben!“ brummt er, „ich muß doch einmal mit dem Förster darüber sprechen!“ Und nun geht's weiter in den Wald hinein, es werden junge Eichen, Birken geschüttelt, die Tannenrinde nach Käfern durchsucht, Schmetterlinge gefangen

und angeheftet, die Botanisirbüchse mit Farrenkräutern, Orchideen, Fingerhut gefüllt, der Steinbruch nach Versteinerungen durchstöbert. Beutebeladen zieht er heim. Zu Hause gibt's dann Pflanzen zu pressen, Käfer zu heften, Schmetterlinge zu spannen, er nummerirt, classificirt, operirt mit Pincette und Loupe, nebenbei werden Hygrometer, Barometer, Thermometer beobachtet, die Grade notirt, nach der Windfahne geschaut, und Nachts mit dem Fernrohr nach den Sternen. Das Buch, das er über die Natur geschrieben hat, soll sehr gelehrt und bildend sein und hat wunderschöne kolorirte Abbildungen von Thieren und Pflanzen. Er hat einen Neffen, einen „Bruder Leichtsinn, Thunichtgut", wie er ihn nennt. Der verwechselt oft zum Schrecken des Gelehrten Barometer mit Thermometer, und einen Hygrometer hält er sogar für ein ganz unnützes Möbel, er meint, wenn es regne, merke man schon, daß die Luft feucht sei. Schmetterlinge, Käfer, Vögel sammt ihren Eiern, Blumen und Gräser haben gute Ruh' vor ihm, er läßt sie um sich summen, brummen, singen und blühen, als ob's da gar nichts daran zu studiren gäbe, ist aber auf dem Spaziergang wie ein ausgelassenes Böckchen, thut selbst, als ob er ein Vogel oder Käfer wär', schreit Kuckuck! Huidieb! singt und pfeift, klettert auf die Bäume, schaukelt sich wie ein Eichhorn auf den Zweigen, legt sich stundenlang ins Gras, betrachtet die Käfer, wie sie an den Halmen auf- und absteigen, die Wolken, wie sie hoch über ihn wegziehen, freut sich, wenn der Sturm durch die Eichen braust. Früher hat ihn der gelehrte Vetter öfters auf seinen Ausflügen mitgenommen, aber jetzt hat er darauf verzichtet, er ist ihm zu lärmend, ja oft geflissentlich störend. „Du bekommst in Deinem Leben keine Liebe zur Natur!" sagt er dem Thunichtgut oft ins Gesicht; denn ist

derselbe den ganzen Tag in Wald und Flur herumgeschlendert, und der Vetter fragt ihn Abends: „Was hast Du Nützliches mit heimgebracht?“ sagt er: „Nichts! ich habe nichts gefunden! aber ein wunderschöner Tag war heute! Die Vögel haben gesungen, so lustig, wie noch nie, und einen Schmetterling habe ich gesehen, prächtiger kannst Du Dir gar nichts denken!“ — „Ei, warum hast Du ihn denn nicht gefangen?“ — „Ich ihn gefangen? wozu? daß Du ihn durchstichst und in dem Glaskästchen dort langsam dürr werden läßt? nein! dazu war er mir zu schön!“ —

Jetzt, lieber Leser, sage mir, welcher von den Zweien verdient mit größerem Rechte ein Naturfreund genannt zu werden? Der, welcher das dicke gelehrte Buch über die Natur mit den schönen Abbildungen, alle getreu nach der Natur gezeichnet, herausgegeben hat, oder der, der den Schmetterling nicht fangen will, weil er ihm zu schön ist? O gewiß, offenbar der Letztere! Der gelehrte Vetter hat die Natur mit dem Verstande erfaßt, sich blutegelartig an sie gesogen, der Andere hat sie warm ins Herz geschlossen, fühlt sich mit ihr innig verwachsen.

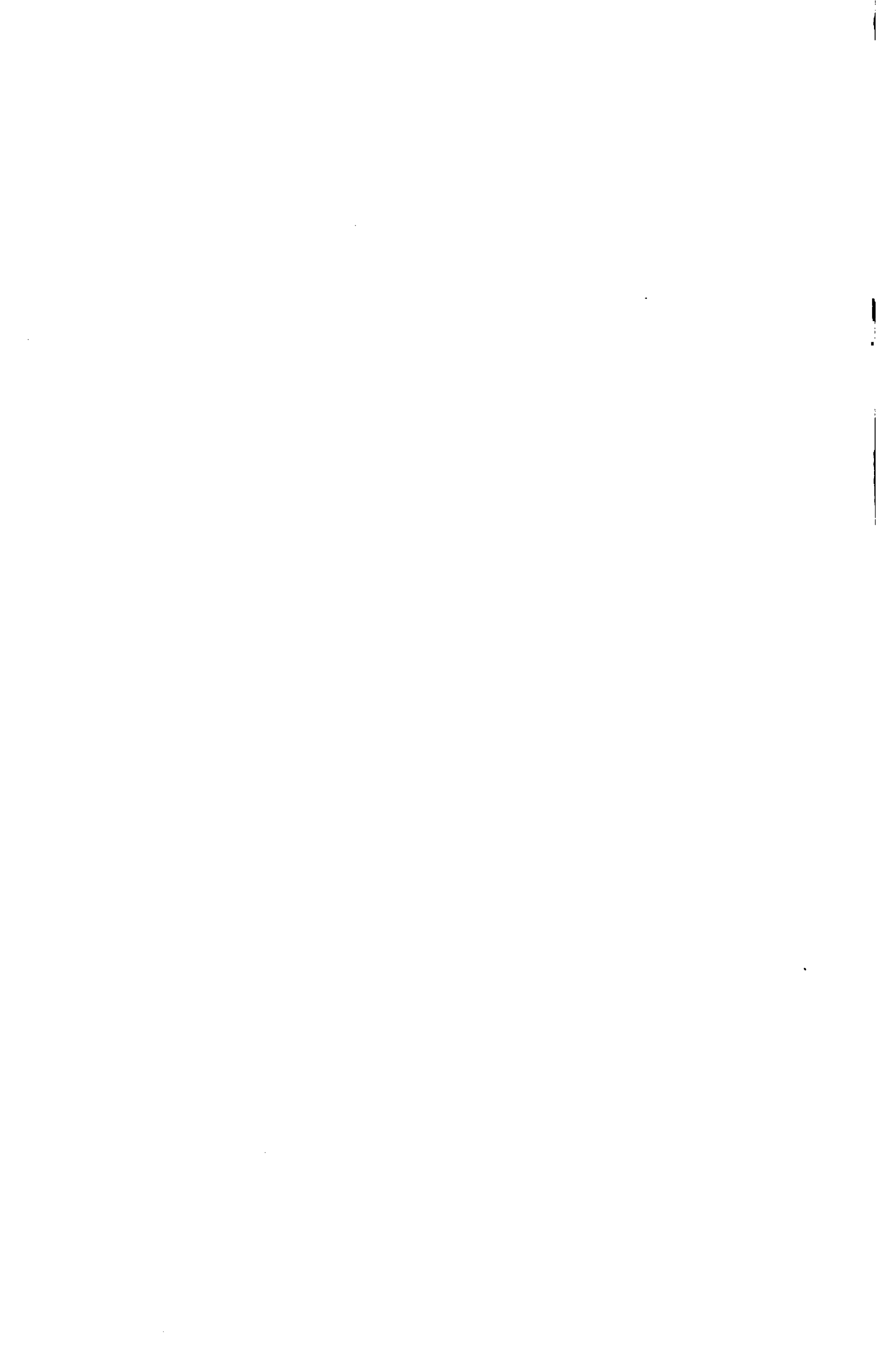
So ist es auch mit der Poesie. Gar Mancher hat Gedichte herausgegeben auf schönstem Velinpapier in Maroquinleder gebunden, sie sind meisterhaft in der Form, man könnte sie mit der Loupe des Vetters betrachten, nirgends fehlt ein Fuß, nirgends ist ein falscher Reim; und die Gedanken, wie großartig und effektvoll, und wieder wie sublim und ins Feinste nuancirt! Die Recensenten sagen: „Das ist einmal ein Dichter!“ und das Publikum spricht's ihnen nach; aber er hat doch nur handwerksmäßig mit dem Verstand gearbeitet, wie ein Lateiner, der mit gleichem Eifer heute ein Argumentchen über Brutus, morgen über den Tyrannen

Dionysius macht, er versteht es, die edelsten Gefühle seines Herzens mit den Wurzeln herauszureißen, sie zu sortiren und auf's Papier zu pressen, wie der Vetter die Blumen, aber so wenig wie dieser von Herzen ein Naturfreund, ist dieser mit dem Herzen ein Dichter. Ein Anderer läßt die Tinte im Tintenzeug eintrocknen, die Studirlampe steht ungebraucht auf dem Kasten oben, bei dem Wenigen, was er zu schreiben hat, thut's ein Lichtstümpchen auch. Er sitzt am Fenster, schaut hinaus in die mondbeglänzte Landschaft. Wie schön muß es sein, dichten zu können! denkt er. Wohl könnte er mit dem Reimen fertig werden, aber seine Gedanken ziehen sich mimosenartig zusammen, wenn er sie zu Papier bringen will, er hielte es für Entheiligung, sie dem Publikum zur Schau zu stellen. Von ferne tönt ein Posthorn durch die stille Nacht, es ergreift ihn unendliche Sehnsucht, er möchte auch reisen können, weit fort, in die Wagenecke gedrückt träumen, und dann am frühen Morgen grüßten ihn lachende Auen, winkten ihm ferne Schneegebirge in purpurner Glut, die Postkutsche rollte jetzt auf dem Pflaster, hielte vor dem Hôtel, die Kellner verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor dem vornehmen Herrn — da kehrt er den Blick aufwärts zu den Sternen. — Gegen sie, die unendlichen Welten, die durch unabsehbare Räume ihre ewigen Kreise ziehen, wie klein und vergänglich dünkt ihm all' sein Hoffen, seine Sorgen, seine Wünsche, wie klein der vornehme Herr in der Postkutsche! wie weit er auch reisen mag, er reist ja doch nur dem engen Grabe entgegen; es fallen ihm die Worte des Andreas Gryphius ein:

Die Wangen werden bleich, der schönen Augen Zier
Vergeht, gleich als der Schein der schon verbrannten Kerzen,
Die Seele wird bestürmt, gleich wie der See im Märzen.
Was ist das Leben doch? Was sind wir, ich und ihr?
Was bilden wir uns ein? was wünschen wir zu haben?
Jetzt sind wir hoch und groß, und morgen schon begraben,
Jetzt Blumen, morgen Koth, wir sind ein Wind, ein Schaum,
Ein Nebel nur, ein Bach, ein Reif, ein Thau, ein Schatten,
Jetzt was, und morgen nichts. — Und was sind uns're Thaten,
Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum?

— Lieber Leser, man kann auch ein Dichter sein, sich selbst unbewußt, still für sich in den engen Grenzen des eigenen Herzens, ein Dichter, ohne je ein Gedicht geschrieben zu haben. In den Urwäldern Amerikas, von keinem menschlichen Auge beschaut, blühen die wunderbarsten Blumen, fliegen die schönsten Schmetterlinge.

Die Baldrian.



Die Baldrian.

Ich lobe mir die Winde,
Das zarte Jungfräulein,
Sie ist zu jeder Zeit
Fröhlich und tanzbereit,
Dreht lustig sich im Winde
Im leichten Reifröcklein.

Viel Käferlein kommen geflogen
Und buhlen um sie her,
Und wären's noch viel mehr,
Sie ist ihnen allen gewogen;
Sie denkt: bald kommt ja gezogen
Der Winter, und traurig ist der!

Aber die nervenschwache,
Die hagere Baldrian
Mit dem verdächt'gen Gerüchlein
Nach pietistischen Büchlein
Schüttelt den Kopf zu der Sache,
Schaut sie verachtend an.

„Ich kann doch die Baldrian für den Tod nicht leiden,"
sagte die Wespe. „Nun, mein Geschmack ist sie gerade auch

nicht,“ sagte der Brummler, „aber sie mag auch ihre guten Seiten haben.“ „Die und gute Seiten!“ lachte die Wespe, „eine böse, abgeschmackte alte Jungfer ist sie, in deren Nähe einem übel wird, besonders seit sie sich auf's hohe moralische Pferd setzt; es ist wahr, die Winde ist keine Bohne nutz, ein eitles kokettes Dämchen, die sich von jedem Naturburschen von Käfer die Kur schneiden läßt, aber was geht das sie an? o sie ist auch nicht so tugendhaft als sie aussieht; ich könnte da Geschichten erzählen, wenn ich nur wollte!“ —

„Ach wenn du könntest, wolltest du auch, oder meinst du vielleicht ihre frühere Liebesgeschichte? Das ist schon lange her und ein trauriges Stückchen Leben aus ihrer Jugend, das hat sie auch so verbittert gemacht. O ich bleibe dabei, sie ist von Natur nicht so böse, wie man ihrem steifen, abstoßenden Wesen nach jetzt oft glauben sollte, sie ist nur tief melancholisch geworden und jeder Lebensfreude abgestorben, begreift darum auch den Leichtsinn Anderer nicht.“ „Was ist das für eine alte Liebesgeschichte?“ sagte die Wespe; „ei, die weiß ich ja nicht einmal!“ „Das nimmt mich Wunder, wenn dir was entgeht; nun, laß dir's erzählen: Es war Frühjahr, die Mücklein flogen in der Luft lustig hin und her, die Vögel sangen, das Bächlein, vom Eise befreit, hüpfte fröhlich über die Steine, die Baldrian war jung und fühlte Lebenslust in jedem Blättchen, das sie sanft entfaltete. Nicht weit von ihr blühte ein Gänsblümchen, silberweiße Blättchen um das goldene Köpfchen herum, es war in der That ein wundernettes Blümchen, und der Baldrian erschien es wie ihre kleine Privatsonne, von der alles Licht und alle Wärme des Frühlings ausgehe, von Morgens bis Abends, und im Mondschein schaute sie nur nach dem Gänsblümchen und war glücklich in ihrer Liebe. Da kam

ein Mensch, ein junger Gymnasiast, den hatte die Frühlingsluft und ein Mädchen bis über die Ohren verliebt gemacht. Er hatte ein Bleistift in der Hand und ein Papier in der Tasche, darauf stand geschrieben:

Sie plagen mich schrecklich mit Griechisch,
Lateinisch ohn' Unterlaß,
Es wogt im Herzen die Liebe
Und wogt der glühende Haß.

Sie können es nimmer begreifen,
Warum meine Wange so blaß,
Ich denk' deiner schwarzen Augen,
Schau' träumend in's Tintenfaß.

Ein Heer von Zweifeln bewegte sich in seinem Innern, er war himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, ganz wie ein Verliebter sein soll.

„Ob sie mich wohl liebt?“ seufzte er vor sich hin und blieb stehen. „O sie muß! sie muß! es wäre ja gegen alle Gesetze der Natur, mich nicht zu lieben! Freilich, bedenke ich wieder, wie famos der blonde Commis mit der blauen Cravatte tanzt — und schon zweimal hat er sie vom Casino heimgeführt“ — — Schnell zog er das Papier heraus und schrieb:

Ich steh' auf schwarzer Haide
Allein mit meinem Harm —

Auf einmal sah er das Gänsblümchen am Wege blühen. Hastig brach er es ab. Der Baldrian ging ein Stich durch's Herz, es durchzuckte sie vom Kopf bis zu der Wurzel, aber

der verliebte Gymnasiast merkte es nicht; er nahm das arme Gänsblümchen am Kopf, zupfte ihm Blättchen für Blättchen ab und sprach: „Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht — sie liebt mich — von Herzen. — Von Herzen!“ jubelte er beim letzten Blättchen und ging selig weiter.

Da lag das arme Gänsblümchen am Boden, zerpflückt, sterbend, das rohe Opfer einer fremden Leidenschaft. Wohl hüpfte das Bächlein noch eben so fröhlich von Stein zu Stein, die Sonne schien, die Mücklein tanzten, die Vögel sangen, aber der armen Baldrian war Licht und Harmonie, alle Lebensfreudigkeit genommen: um Anderer Liebe willen mußte ihre treue Liebe sterben! das hat sie bitter, feindlich gegen Alles, was Liebe heißt, gestimmt.“ —

„Ein ganz artiges Romänchen!“ lachte die Wespe, „und ich kann mir's wohl denken, einen Geliebten vor seinen Augen massakriren zu sehen, das ist keine Kleinigkeit, aber die arme Baldrian scheint sich doch wieder getröstet zu haben — die Katze?“ — „Nun, was ist's mit der Katze?“ — „Die schwarze Katze meine ich, die die Baldrian jeden Abend besucht.“ — „Ach, das ist ja ihr Beichtvater; er wird durch den Geruch ihrer Heiligkeit angezogen.“ — „Ein sauberer Beichtvater das!“ kicherte die Wespe und flog davon.

„Ja, ja, man merkt, in welchem Lande wir sind,“ murmelte der Brummler und kratzte sich am Kopfe; „nichts ist ihnen heilig, überall suchen sie nur das Böse heraus, urtheilen nach dem Scheine, schwatzen und schwatzen, machen aus einer Maus einen Elephanten — o diese schwäbische Gemüthlichkeit!“

Blumentrost.

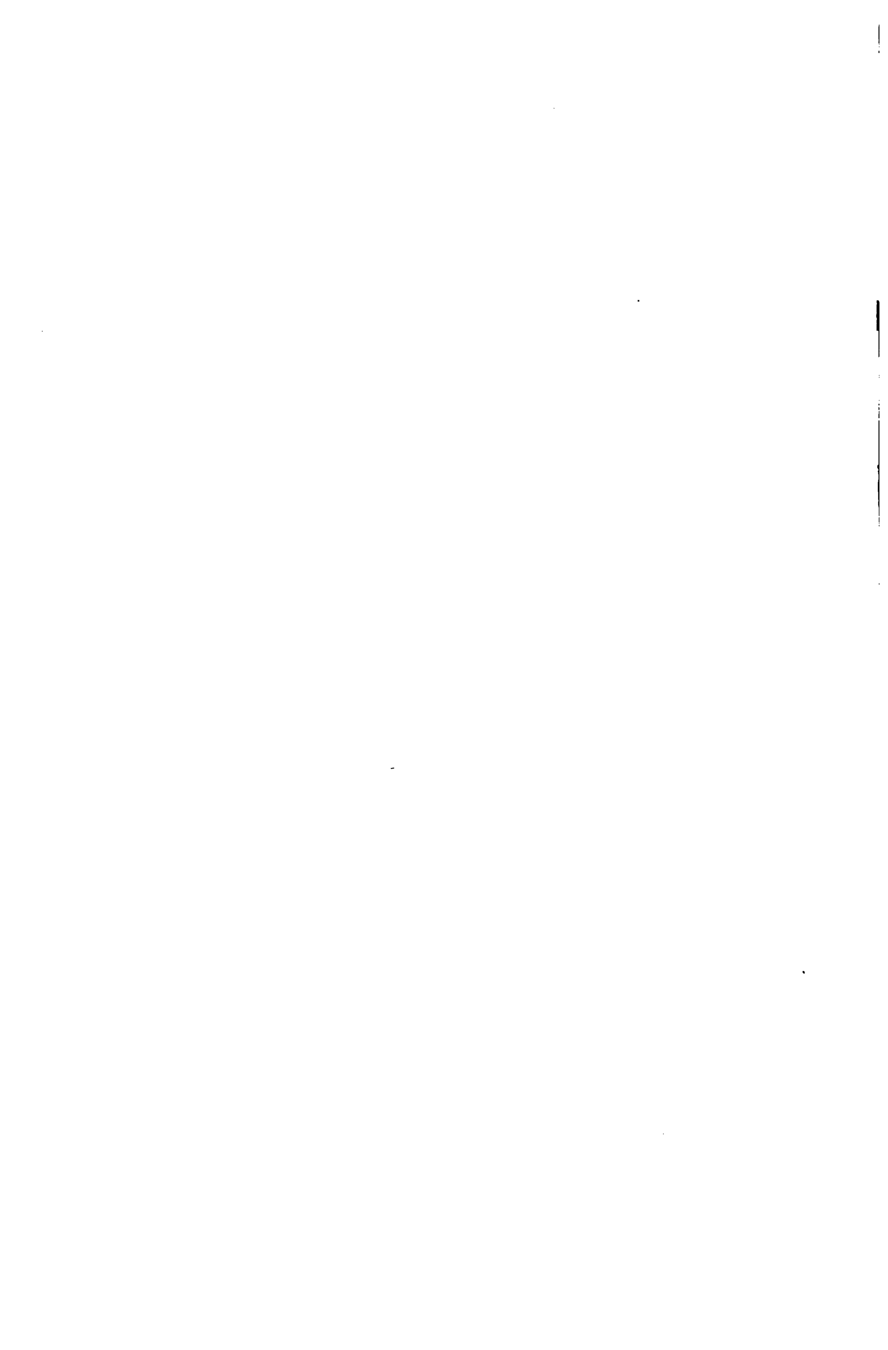
Glücklich hat mich's nie gemacht,
Wenn auf Menschen ich gehofft,
Frieden doch hat mir gebracht
Eine stille Blume oft.

Justinus Kerner.

Die Wangen werden bleich, der schönen Augen Zier
Vergeht, gleich als der Schein der schon verbrannten Kerzen.
Die Seele wird bestürmt, gleich wie der See im Märzen.
Was ist das Leben doch? Was sind wir, ich und ihr?
Was bilden wir uns ein? was wünschen wir zu haben?
Jetzt sind wir hoch und groß, und morgen schon begraben.
Jetzt Blumen, morgen Koth, wir sind ein Wind, ein Schaum,
Ein Nebel nur, ein Bach, ein Reif, ein Thau, ein Schatten,
Jetzt was, und morgen nichts. — Und was sind uns're Thaten,
Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum?

— Lieber Leser, man kann auch ein Dichter sein, sich selbst unbewußt, still für sich in den engen Grenzen des eigenen Herzens, ein Dichter, ohne je ein Gedicht geschrieben zu haben. In den Urwäldern Amerikas, von keinem menschlichen Auge beschaut, blühen die wunderbarsten Blumen, fliegen die schönsten Schmetterlinge.

Die Baldrian.



Die Baldrian.

Ich lobe mir die Winde,
Das zarte Jungfräulein,
Sie ist zu jeder Zeit
Fröhlich und tanzbereit,
Dreht lustig sich im Winde
Im leichten Reifröcklein.

Viel Käferlein kommen geflogen
Und buhlen um sie her,
Und wären's noch viel mehr,
Sie ist ihnen allen gewogen;
Sie denkt: bald kommt ja gezogen
Der Winter, und traurig ist der!

Aber die nervenschwache,
Die hagere Baldrian
Mit dem verdächt'gen Gerüchlein
Nach pietistischen Büchlein
Schüttelt den Kopf zu der Sache,
Schaut sie verachtend an.

„Ich kann doch die Baldrian für den Tod nicht leiden,“ sagte die Wespe. „Nun, mein Geschmack ist sie gerade auch

nicht,“ sagte der Brummler, „aber sie mag auch ihre guten Seiten haben.“ „Die und gute Seiten!“ lachte die Wespe, „eine böse, abgeschmackte alte Jungfer ist sie, in deren Nähe einem übel wird, besonders seit sie sich auf's hohe moralische Pferd setzt; es ist wahr, die Winde ist keine Bohne nutz, ein eitles kokettes Dämchen, die sich von jedem Naturburschen von Käfer die Kur schneiden läßt, aber was geht das sie an? o sie ist auch nicht so tugendhaft als sie aussieht; ich könnte da Geschichten erzählen, wenn ich nur wollte!“ —

„Ach wenn du könntest, wolltest du auch, oder meinst du vielleicht ihre frühere Liebesgeschichte? Das ist schon lange her und ein trauriges Stückchen Leben aus ihrer Jugend, das hat sie auch so verbittert gemacht. O ich bleibe dabei, sie ist von Natur nicht so böse, wie man ihrem steifen, abstoßenden Wesen nach jetzt oft glauben sollte, sie ist nur tief melancholisch geworden und jeder Lebensfreude abgestorben, begreift darum auch den Leichtsinn Anderer nicht.“ „Was ist das für eine alte Liebesgeschichte?“ sagte die Wespe; „ei, die weiß ich ja nicht einmal!“ „Das nimmt mich Wunder, wenn dir was entgeht; nun, laß dir's erzählen: Es war Frühjahr, die Mücklein flogen in der Luft lustig hin und her, die Vögel sangen, das Bächlein, vom Eise befreit, hüpfte fröhlich über die Steine, die Baldrian war jung und fühlte Lebenslust in jedem Blättchen, das sie sanft entfaltete. Nicht weit von ihr blühte ein Gänsblümchen, silberweiße Blättchen um das goldene Köpfchen herum, es war in der That ein wundernettes Blümchen, und der Baldrian erschien es wie ihre kleine Privatsonne, von der alles Licht und alle Wärme des Frühlings ausgehe, von Morgens bis Abends, und im Mondschein schaute sie nur nach dem Gänsblümchen und war glücklich in ihrer Liebe. Da kam

ein Mensch, ein junger Gymnasiast, den hatte die Frühlingsluft und ein Mädchen bis über die Ohren verliebt gemacht. Er hatte ein Bleistift in der Hand und ein Papier in der Tasche, darauf stand geschrieben:

Sie plagen mich schrecklich mit Griechisch,
Lateinisch ohn' Unterlaß,
Es wogt im Herzen die Liebe
Und wogt der glühende Haß.

Sie können es nimmer begreifen,
Warum meine Wange so blaß,
Ich denk' deiner schwarzen Augen,
Schau' träumend in's Tintenfaß.

Ein Heer von Zweifeln bewegte sich in seinem Innern, er war himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, ganz wie ein Verliebter sein soll.

„Ob sie mich wohl liebt?“ seufzte er vor sich hin und blieb stehen. „O sie muß! sie muß! es wäre ja gegen alle Gesetze der Natur, mich nicht zu lieben! Freilich, bedenke ich wieder, wie famos der blonde Commis mit der blauen Cravatte tanzt — und schon zweimal hat er sie vom Casino heimgeführt“ — — Schnell zog er das Papier heraus und schrieb:

Ich steh' auf schwarzer Haide
Allein mit meinem Harm —

Auf einmal sah er das Gänsblümchen am Wege blühen. Hastig brach er es ab. Der Baldrian ging ein Stich durch's Herz, es durchzuckte sie vom Kopf bis zu der Wurzel, aber

der verliebte Gymnasiast merkte es nicht; er nahm das arme Gänsblümchen am Kopf, zupfte ihm Blättchen für Blättchen ab und sprach: „Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht — sie liebt mich — von Herzen. — Von Herzen!“ jubelte er beim letzten Blättchen und ging selig weiter.

Da lag das arme Gänsblümchen am Boden, zerpflückt, sterbend, das rohe Opfer einer fremden Leidenschaft. Wohl hüpfte das Bächlein noch eben so fröhlich von Stein zu Stein, die Sonne schien, die Mücklein tanzten, die Vögel sangen, aber der armen Baldrian war Licht und Harmonie, alle Lebensfreudigkeit genommen: um Anderer Liebe willen mußte ihre treue Liebe sterben! das hat sie bitter, feindlich gegen Alles, was Liebe heißt, gestimmt.“ —

„Ein ganz artiges Romänchen!“ lachte die Wespe, „und ich kann mir's wohl denken, einen Geliebten vor seinen Augen massakriren zu sehen, das ist keine Kleinigkeit, aber die arme Baldrian scheint sich doch wieder getröstet zu haben — die Katze?“ — „Nun, was ist's mit der Katze?“ — „Die schwarze Katze meine ich, die die Baldrian jeden Abend besucht.“ — „Ach, das ist ja ihr Beichtvater; er wird durch den Geruch ihrer Heiligkeit angezogen.“ — „Ein sauberer Beichtvater das!“ kicherte die Wespe und flog davon.

„Ja, ja, man merkt, in welchem Lande wir sind,“ murmelte der Brummler und kratzte sich am Kopfe; „nichts ist ihnen heilig, überall suchen sie nur das Böse heraus, urtheilen nach dem Scheine, schwatzen und schwatzen, machen aus einer Maus einen Elephanten — o diese schwäbische Gemüthlichkeit!“

Blumentrost.

Glücklich hat mich's nie gemacht,
Wenn auf Menschen ich gehofft,
Frieden doch hat mir gebracht
Eine stille Blume oft.

Justinus Kerner.

Blumentrost.

Leicht schlägt das Herz, wo Blumen blühen,
Bei Blumen aller Gram zerrinnt,
Das hab' ich schon gefühlt als Kind;
Wollt' mir das Aug' von Thränen glühen,
Zu Blumen eilte ich geschwind.

Sie waren meines Leid's Vertraute,
Sie sogen meine Schmerzen ein,
Ihr Kelch war meiner Thränen Schrein,
Auf den ich lächelnd niederschaute
Wie in ein tröstend Aug' hinein.

Ich sprach von meinen Schmerzen, Freuden,
Als hörten sie der Worte Laut,
Sie haben treu mich angeschaut;
O Blumen, daß ich mußte scheiden
Und Menschenaugen hab' vertraut!

Die sind so treu nicht wie die euern,
Die blicken klug nur und gescheid.
Ihr Blumen, die ich floh so weit,
O laßt bei euch, bei euch mich feiern
Mit Thränen meine Kinderzeit!

Calendula officinalis heißt mit gelehrtem Namen eine Blume mit dickem, klebrigem Stengel, grünen, saftigen Blättern und einer hochgelben Strahlenblüthe, von weitem fast anzuschauen wie eine kleine Sonnenblume; sie wächst beinahe wie Unkraut in den Gärten, ist mit jedem Plätzchen zufrieden, wo man sie nur duldet, die Leute nennen sie Ringelblume, wohl auch Todtenblume. Letzterer Name paßt aber gar nicht für sie, sie winkt einem schon von weitem so freundlich und morgenfrisch entgegen, daß sie nur an frohes, frisches Leben, nicht an Tod mahnen kann. Die Blüthe wird nach innen zu dunkler, geht bei manchen fast ins Schwarze über; das gibt derselben das Ansehen eines Auges, so erschien es mir als Kind wenigstens, und wie oft habe ich die schönste, augenähnlichste herausgesucht und sie ganz nahe vor mein Auge gehalten. Da war es mir, als schaute sie mich auch freundlich und lieb an, und ich hatte immer meine herzliche Freude daran. Auch jetzt noch, wo ich wohl weiß, daß es viele tausend schönere Blumen gibt, ist mir doch, wenn ich die Ringelblume erschaue, als sähe ich plötzlich einen alten lieben Bekannten, ihre gelbe Blüthe streift freundlich in mein Gedächtniß herüber wie ein Sonnenstrahl aus der Jugendzeit. Ich war längst nimmer Kind, da las ich in einem botanischen Buche: „Blume und Kraut der Calendula hat einen eigenen, etwas widerlichen, balsamisch harzigen Geruch.“ Ei, wie entrüstet schlug ich da das Buch zu! Der Geruch meiner lieben Ringelblume soll widerlich sein? ach, gerade auch er war mir so lieb geworden!

So hat wohl jeder Mensch seine Lieblingsblume, eine Blume, die er als Kind vor allen andern gern beschaute, und sieht er sie im späteren Alter, so gemahnt sie ihn freundlich an die Jugendzeit, und er pflückt sie leise, und während

er sie sinnend betrachtet, entsteigen dem Kelche tausend liebe, liebe Erinnerungen! Seine Eltern, seine Geschwister, das kleine Stübchen, wo der Schrank mit den Spielsachen stand, die geheimnißvolle Bühnenkammer, die er immer nur etwas ängstlich, die Mutter am Kleide haltend, betrat, das Hausgärtchen mit den buchsumfaßten Wegen, wo er manchen Bleisoldaten, der den Kopf oder die Füße verloren hatte, unter einem Berglein Sand begrub und darauf ein kleines Kreuz aus Grashalmen setzte, der alte knorrige Hollunderbaum in der Mauerecke und vor Allem die vielen rothen, blauen und gelben Blumen — o, prächtigere sah er seitdem nie mehr blühen! — all diese und tausend andere liebe Erinnerungen entsteigen der Blume, und langsam fällt eine Thräne auf sie nieder, der Gedanke an seine Jugend hat ihn weich gemacht. Ginge jetzt der, der ihm im Leben mit Wort oder That am wehsten gethan, an ihm vorüber, o gewiß, er beurtheilte ihn minder hart; der Blume zu lieb würde er ihm verzeihen, wie er ja auch als Kind so schnell wieder gut war.

Damals, wie er im Grase oder Sande sitzend mit diesen Blumen einst spielte, wie anders war da all sein Denken, Wollen und Fühlen! Die Jahre seitdem, o könnte er sie noch einmal abstreifen wie einen langen, schweren Traum, und sich wieder arglos freuen wie ein Kind! All die Leidenschaften des späteren Alters, all das heillose Rennen nach Geld und äußerer Ehre, wozu war es nütze? Sein Herz ist hart geworden von Narben, und gedenkt er in einer stillen Stunde seiner Kindheit, so senkt er todtmüde sein Haupt und sehnt sich vergebens zurück in das frische Waldesgrün seiner Jugend. Die Schwingen seiner Phantasie, seiner Begeisterung sind gelähmt, er fühlt sich muthlos und arm

wie ein Vogel, der im Käfig ist alt geworden; die Blumen, die ihn als Kind so freundlich anlachten und worauf der Thau in bunten Farben glitzerte, er sah sie unterdessen von Thränen feucht auf dem Sarge manches lieben Todten prangen, und sein Frohsinn wurde mit ihnen in das Grab gesenkt.

Glücklich, glücklich, wer auf Stunden,
Auf Minuten sich vergißt,
Wer vergißt, daß er der Zeiten
Hartgebund'ner Sklave ist!

Was nützt alles Mühen, Streben?
Ewig trifft doch ein der Fluch:
„Du mußt sterben!" Auch dem Besten
Winkt als Preis ein Leichentuch.

Willst du dich mit heißem Herzen
Einem Menschen schließen an?
Hüte dich! die treuste Liebe
Ist dem Tode unterthan.

Ew'ger Wechsel, ew'ges Scheiden,
Mahnung an Vergänglichkeit!
Ueber alle uns're Freuden
Rollt zermalmend hin die Zeit.

Der Glaube hat den Himmel mit Engeln, kleinen nackten Kindergestalten ausgeschmückt. Wie bedeutungsvoll ist das! Ja gewiß, wollten wir uns eine Seligkeit denken, so wäre es nur die, wieder ganz ein Kind zu sein, als schuldloses Kind ewig fortleben zu können. Wie arm sind darum manche Kinder der Reichen und wie reich die Kinder der

Armen! Jenen wird ihre Jugend, der Himmel des Lebens, so früh als möglich abgenommen, sie werden vor der Zeit künstlich altklug gemacht, in die Poesielosigkeit der Etikette gespannt; die Spielsachen, die ihnen gereicht werden, selbst diese sind nur phantasielose, verkleinerte Nachahmungen dessen, was die Erwachsenen gebrauchen, und kindisches, lackirtes, polirtes Zeug, wobei die Verkäufer gewinnen, das Kind aber den letzten Rest der Kindlichkeit einbüßt. Wie glücklich dagegen das Kind des Armen! O schöner als der Großvater kann Niemand mit ihm spielen! er lacht so herzlich mit. Er hat bis ins hohe Alter in seinem kleinen Wirkungskreise tüchtig gearbeitet und gesorgt, seine Hand ist voll Schwielen, seine Stirne von der Hitze gebräunt, aber er ist heiter geblieben wie ein Kind, er hat keinen Feind, der Hagel und Regen, der ihm hie und da die Felder verdorben, die Hoffnungen zernichtet hat, er kam vom Himmel, und der schickt ihm ja auch wieder Sonnenschein und neuen Segen. Wie freudig läuft ihm das Enkelein entgegen, wenn er Abends vom Acker oder Weinberg heimkehrt! Er kommt auch selten, ohne dem Kinde etwas mitzubringen. Bald ist's eine Blume, bald ein Hornschröter, bald ein großer Kürbis oder gar die erste gefärbte Traube. Der Kürbis wird ausgehöhlt, Augen, Mund und Nase herausgeschnitten, und Nachts zündet man ein Licht darin an und stellt es auf den Gartenpfosten. „Des Nachbars Fritzle hält's gewiß für einen Geist und hat Angst davor," sagt das Enkelein, fürchtet sich aber selbst ein wenig.

Es ist selten ein Bauernhäuschen auf dem Lande, und besteht es auch nur aus einer Stube, Stubenkammer und einem Stall für die Ziege, wo nicht nebenan ein kleines Fleckchen Garten wäre. Und auf diesem Gärtchen ruht ein

wahrer Segen. Was auf diesem kleinen Raum Alles wächst und blüht! Die Levkoien, Astern und Nelken sieht man nirgend schöner und üppiger, und um die Reben, die das Häuschen bis ans Dach überziehen, und um das Schneeballenbäumchen und den blauen Holderbusch summen lustig die Bienen. Neben dem Salat, den gelben Rüben und Zwiebeln fehlt auch nicht ein Plätzchen für Apothekerkräuter, Pfeffermünze, Salbei, Melisse und ein hohes Prachtexemplar von Wollblume. Diese Blumen leben hier ein ruhiges gesichertes Stillleben, nur am Sonntag früh, wenn es zur Kirche läutet, da trippelt die Großmama ins Gärtchen und holt sich ein Zweiglein Rosmarin oder Citronenkraut und legt es behutsam ins Gesangbuch, die Enkeltochter aber bricht sich eine Rosenknospe und heftet sie wohlgefällig ans Mieder. „Gib mir auch was!“ ruft der Bruder, und sie reicht ihm durch den Gartenzaun eine dicke braunrothe Nelke, die steckt er sich ins Knopfloch oder gar hinters Ohr und geht damit stolz in die Kirche.

Aber hart vor dem Orte ist die große Linde, die blüht herrlich bis auf die untersten Aestchen herab, und das ganze Dorf liegt in einem Blüthenwalde von Obstbäumen, und auf den Wiesen und an allen Hecken und Bächlein blühen Schlüsselblumen, Veilchen, Schleedorn und Vergißmeinnicht, und in dem nahen Walde Maiblümchen und Immergrün die Menge. Da findet das Kind Blumen, so viel es sein Herz und Auge gelüstet. Mit welcher Freude eilt es mit einem frisch bethauten Strauß, den seine kleinen Fingerlein kaum umspannen können, Morgens nach Hause! Und Abends, was kommt da für eine lustige Caravane durch's Dorf gerumpelt? Zwei Knaben haben sich an ein Wägelchen gespannt, das ist rings mit Blumen und Zweigen umsteckt,

und das Kind, welches darin sitzt, ist mit Klatschrosen und Kornblumen prächtig bekränzt und hat noch viele auf dem Schoße liegen. Das Wägelchen hat keine Federn, nur plumpe Holzräder; geht es über einen Stein, so stößt es tüchtig, daß das Kind mit dem Köpfchen wackelt; aber das stört es nicht in der Freude, es schreit lustig: hio! hio! pfitzt die Brüder mit der Gerte, die es in der Hand hält, oder wirft sie mit dicken Schmalzblumen. Hintendrein kommt noch ein anderes Mädchen, höchstens vier Jahre alt, das hat sein Röckchen voll Blumen und verliert die Hälfte im Laufen. Ich glaube, wenn der Weg noch weit ginge, würde es weinen, es hängt schon ein bischen ein Pfännchen herab. Doch dort am kleinen Hause machen sie Halt, ein zwölfjähriges Mädchen, das auf der Steinbank fleißig gestrickt hat, rollt schnell sein Strickzeug zusammen und hilft dem Schwesterlein aus dem Wagen. „Ei der tausend, welch' prächtige Blumen habt ihr mitgebracht! legt sie alle da auf die Bank! wie schön wollen wir damit spielen!“ Die Familie ist groß, da kann man keine Spielsachen kaufen, aber wozu auch? Die Kinder haben ja Blumen, und ach so Wenige, namentlich die Stadtkinder nicht, ahnen es, wie nett man mit einiger Phantasie damit spielen kann, darum möchte ich ihnen und allen Kindern zurufen:

Zu Blumen eilet, o ihr Kinder,
Ihr, die ihr selbst noch Blumen seid,
Eilt, eh' des Lebens banger Winter
Euch eure Blüthen überschneit!

Mit Blumen läßt so schön sich spielen,
Viel schöner, als ihr je gedacht,

Lernt, wie aus Blättern, Früchten, Stielen,
Ihr eine kleine Welt euch macht.

Klatschröschen hat ein buntes Röckchen,
Ein Köpfchen, d'rauf ein Krönlein fein,
Leicht bildet ihr daraus ein Döckchen,
Das fast Prinzessin könnte sein.

Und Ritter, Könige und Frauen,
Den Löwen selbst mit scharfem Zahn
Könnt finden ihr in Gärten, Auen,
Schaut euch nur recht die Blumen an.

Schön ist zu schauen unter Blüthen
Ein lustig singend Vögelein,
Schön wie die Biene ohn' Ermüden
Im Blumenkelch schlüpft aus und ein;

Schön sind zu schauen Schmetterlinge,
Auf Blumen spielend leicht und lind,
Doch schöner noch, als all' die Dinge,
Ist ein mit Blumen spielend Kind.

Der Schreibervogel.

Was ist der Bauer ein harter Wicht!
Holt der Teufel den Schreiber, so heult er nicht,
Schreit auch nicht: Oha!

Altes Volkslied.

Der Schreibervogel.

Viele haben ihn noch gar nie gesehen, ich leider schon zweimal, erst gestern Abend. Hu, wie er an mir vorbeisauste, mich mit hohlen Augen anstierte! Die spitze Feder hielt er wie einen Speer vor sich. —

„Nun, wer denn? was denn?“ Geduld! ich will's erzählen, so weit ich es nämlich selbst weiß. Es war einmal ein Schreiber, ein Amtmann oder so was, ein recht eingefleischter Aktenwurm, bitterbös und griesgrämig, aber fleißig, er kam den ganzen Tag nicht von seinem Schreibbock herunter, saß immer vor dem Schreibtisch und schrieb Akten und studirte Fascikel. Dadurch wurden ihm Herz und Nerven versteinert, und die Natur außer dem Zimmer, die Blumen, Wälder, blaue Luft, Vögel und Wolken sah er als etwas ganz Unnöthiges an, ließ sogleich das Rouleau herab, wenn ein Sonnenstrahl ihm auf das graue Conceptpapier schien. Nun also, bös war er und hochmüthig, und trat ein Bauer herein und hatte das Anklopfen vergessen, da schnauzte er ihn an wie ein angeschossener Eber; „hinaus, Kerl! und zuvor angeklopft!“ rief er, daß der Bauer zitterte, als ob er das kalte Fieber hätte und den Hut fallen ließ vor Angst.

Einmal an einem schönen Frühlingsmorgen saß er auch wie angenagelt auf seinem Schreibbock und schrieb und sandelte und war mißmuthig, warum, wußte er selbst nicht, es war halt seine Art so! Da klopfte es zuerst leise, dann lauter, dann stark — „Herein in's Dreiteufelsnamen!“ rief er; da trat ein altes Bauernweib herein und machte einen demüthigen Knix und sagte: „Guten Morgen!“ „Was will sie?“ herrschte er sie mit rauher Stimme an und war schon fuchsteufelswild, weil sie nur einfach guten Morgen gesagt hatte und nicht „Herr“ oder sonst einen Titel dazu. „D'rum wollt' ich nur schön gebeten haben,“ sagte das Bauernweib, daß man meinen Sohn endlich freiläßt, er ist schon drei Tage ungerecht eingesperrt und“ — „Was, ungerecht eingesperrt? als ob man euch Bauernvolk je ungerecht einsperren könnte!“ schrie der Amtmann und war kirschroth vor Zorn, „hinaus, alte Hexe, hinaus!“

„So, eine alte Hexe schimpft Ihr mich?“ sagte das Bauernweib und sah ihn mit stechenden Augen an, „ei nun, wenn ich denn durchaus eine Hexe sein soll, so will ich auch eine rechte sein!“ und mit diesen Worten zog sie ein unscheinbares Rüthchen unter ihrer Schürze hervor und schlug dreimal an den Schreibbock, worauf der Schreiber saß. Da bekam der Schreibbock plötzlich Flügel, die waren aus all den Federn zusammengesetzt, die der Schreiber schon je in seinem Leben geschnitten hatte, und hob sich und flog mit dem Schreiber zum Fenster hinaus, daß die Scheiben klirrten; das Weib aber ballte die Faust und rief nach:

„Fliegen, fliegen sollst du, verfluchter Schreiber so lange, bis es keinen Schreiber mehr auf Erden gibt! Das heißt wohl, in alle Ewigkeit!“ fügte sie heiser lachend hinzu.

Was geschah aber mit dem Schreiber? Der saß fest angeklammert auf dem Schreibbock und fluchte und schrie und rief: „Halt! halt!“ Es nützte aber zu nichts, die Flügel rauschten in gleichem Takte und der Schreibbock mit dem Schreiber darauf flog unaufhaltsam fort über Berge und Thäler, Städte und Dörfer, bald hoch in den lichten Wolken, dem blauen Aether, bald hart über die Blüthenbäume weg, über Gärten und Wiesen. Die Bauern auf den Feldern bekreuzten sich und riefen einander zu: „Das ist ein Schreiber, den hat der Teufel geholt!“

„Nein, das ist der Teufel selbst!“ meinten Andere. — Der Schreiber aber muß fliegen, fliegen über Land und Meer in alle Ewigkeit, ganz wie es die Hexe ihm angewünscht hat. Ob er noch lebt oder nur als Gerippe auf dem Schreibbock sitzt, wer weiß es? Die Augen stieren hohl wie aus einem Todtenkopf, die Beine schlottern mager herab, es geht wie im Sturme vorbei. Wem der fliegende Schreiber begegnet, dem soll's einen Prozeß bedeuten, so sagt man; es ist wohl eine Fabel, aber das ist jedenfalls wahr: man erschrickt bis in den Tod, schüttelt sich unwillkürlich und seufzt: „Herr, behüt' uns vor den Schreibern!“

Ein zerstörter Traum.

Mein Leben ist ein welker Zweig,
Ich bin allein und schon gestorben.

Immermann.



Ein zerstörter Traum.

Er war ein alter Mann und griesgrämig, das letztere wohl auch mit den Jahren erst geworden, es ging ihm wie seinen Möbeln, die in ihrer Jugend auch heller und freundlicher darein sahen, jetzt aber blickten sie trüb und melancholisch, und die alte Wanduhr krächzte, als hätte sie vom vielen Staub in ihr einen recht quälenden Husten bekommen, und ihr Perpendikel ging so langsam und gichtsteif, daß man wohl sah, es ging mit ihr bald zu Ende. Der alte Mann saß auch jeden Tag kleiner und gebückter im Armsessel und hatte magere Fingerlein wie ein Frosch und wischte an der Brille und klagte, daß die Gläser immer so trüb seien, aber die Brille war nicht Schuld, seine Augen wurden eben immer schwächer, ich mochte es ihm aber nicht sagen, er dauerte mich ohnedies, da er so mutterseelen allein war. Doch ganz allein war er nicht, auf einem Tischchen fernab in der Ecke, doch so, daß es noch ein Stückchen Licht vom Fenster aus hatte, stand ein Käfig aus schwarzem Draht geflochten, darin saß auf einem Stänglein unbeweglich, wie ausgestopft, ein kleines grünes Papageichen, Inseparable genannt, dasselbe sah starr in ein Spiegelchen an der Wand des Käfigs, d. h. es war nur ein Scherben von einem Spiegel und

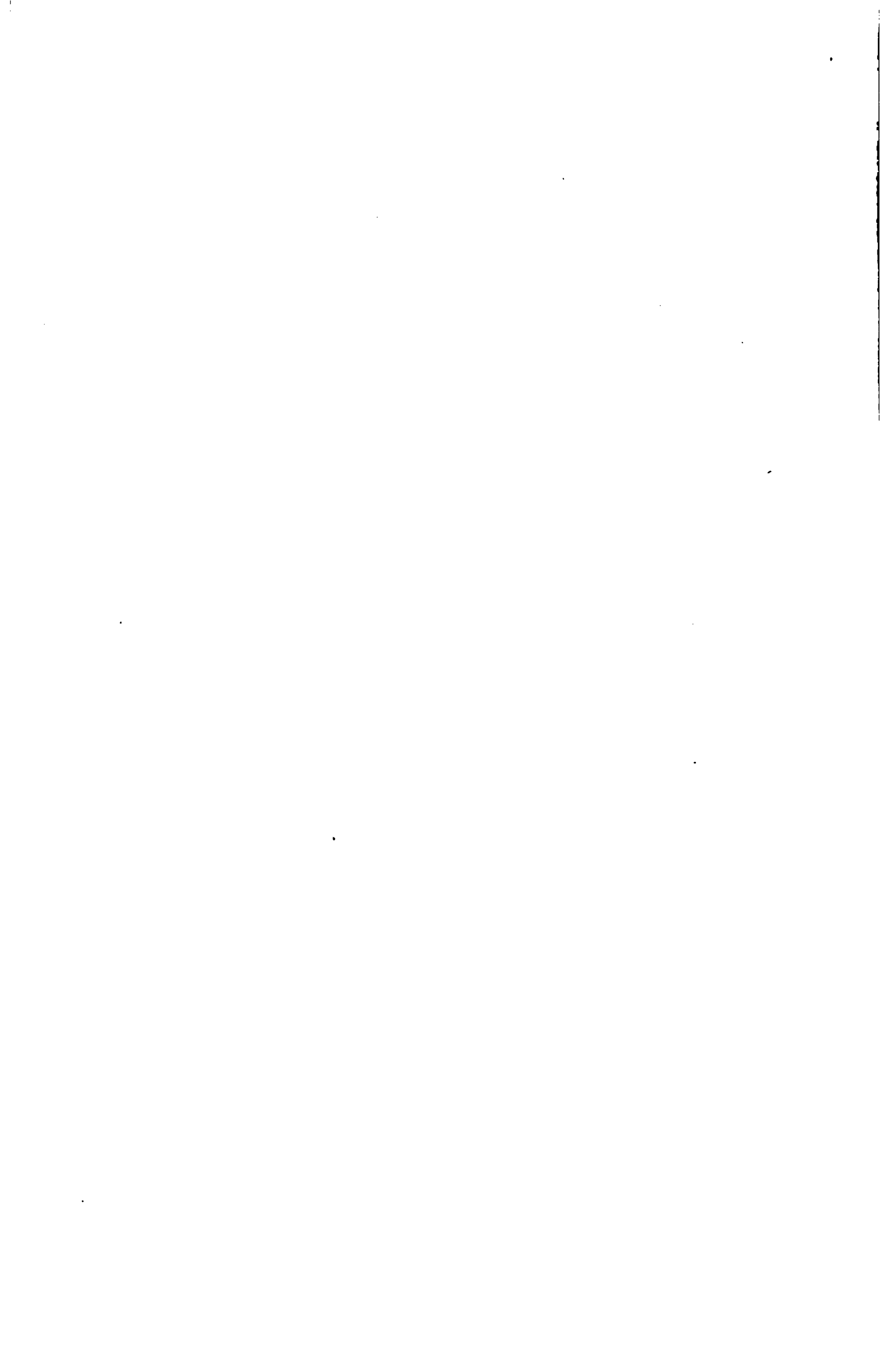
ganz bestäubt, aber dem Vogel schien er doch seine ganze Welt zu umfassen, er schaute auf ihn hin, als gäbe es nichts Schöneres zu schauen, und nickte mit dem Kopf gegen das Spiegelchen und zwitscherte melancholisch sonderbar.

„Ach, da ist ja ein Vogel und lebendig! ich hielt ihn anfänglich für todt.“ „Er ist auch todt,“ sagte der Mann, „das ist kein Leben mehr, nur ein Scheinleben; wie der Taucher durch einen engen Schlauch Luft von oben bekommt, daß er nothdürftig athmen kann, so saugt der Vogel aus dem Spiegelbild all seine Lebenskraft, die Phantasie ersetzt ihm die Wirklichkeit, wäre der Spiegel weg, wäre es auch schnell mit seinem Leben aus. In einer glücklicheren Zeit,“ fuhr der Mann weiter fort und wischte an der Brille, „da war es ein Pärchen, ich kaufte sie einst meiner Frau selig zum Geburtstag und sagte: sieh’, die haben’s gut, wenn eins stirbt, stirbt auch das andere, deshalb heißt man sie Inseparables; so möge es auch einmal bei uns sein! Aber es war eben bei uns nicht so, meine Frau starb, aber ich lebe doch fort, freilich auch nur ein halbes Leben, wie die getrennten Glieder einer Schlange noch bis zum Sonnenuntergang sich bewegen sollen. Da hat’s eigentlich der Vogel hier besser, er lebt in einem glücklichen Traumring. Eines Morgens konnte sich das Weibchen nur mühsam noch auf dem Stänglein halten, nahm nichts mehr von Speise und Trank, sträubte die Federn und senkte, während das andere wie hülfesuchend herumflatterte, das Köpfchen, auf einmal verdrehte es die Augen, fiel herab und war todt. Schnell nahm ich die kleine Leiche heraus und befestigte das Spiegelchen an die Wand des Käfigs; meine List gelang, das Männchen sah sich im Spiegel, hielt das Bild für sein Weibchen, nur durch eine kalte Glaswand von ihm getrennt,

und so sitzt es jetzt seit Jahren vor einem Phantom seiner Phantasie und harrt bis der Bann des bösen Zauberers sich löst und sein Weibchen wieder lebenswarm vor ihm auftaucht."

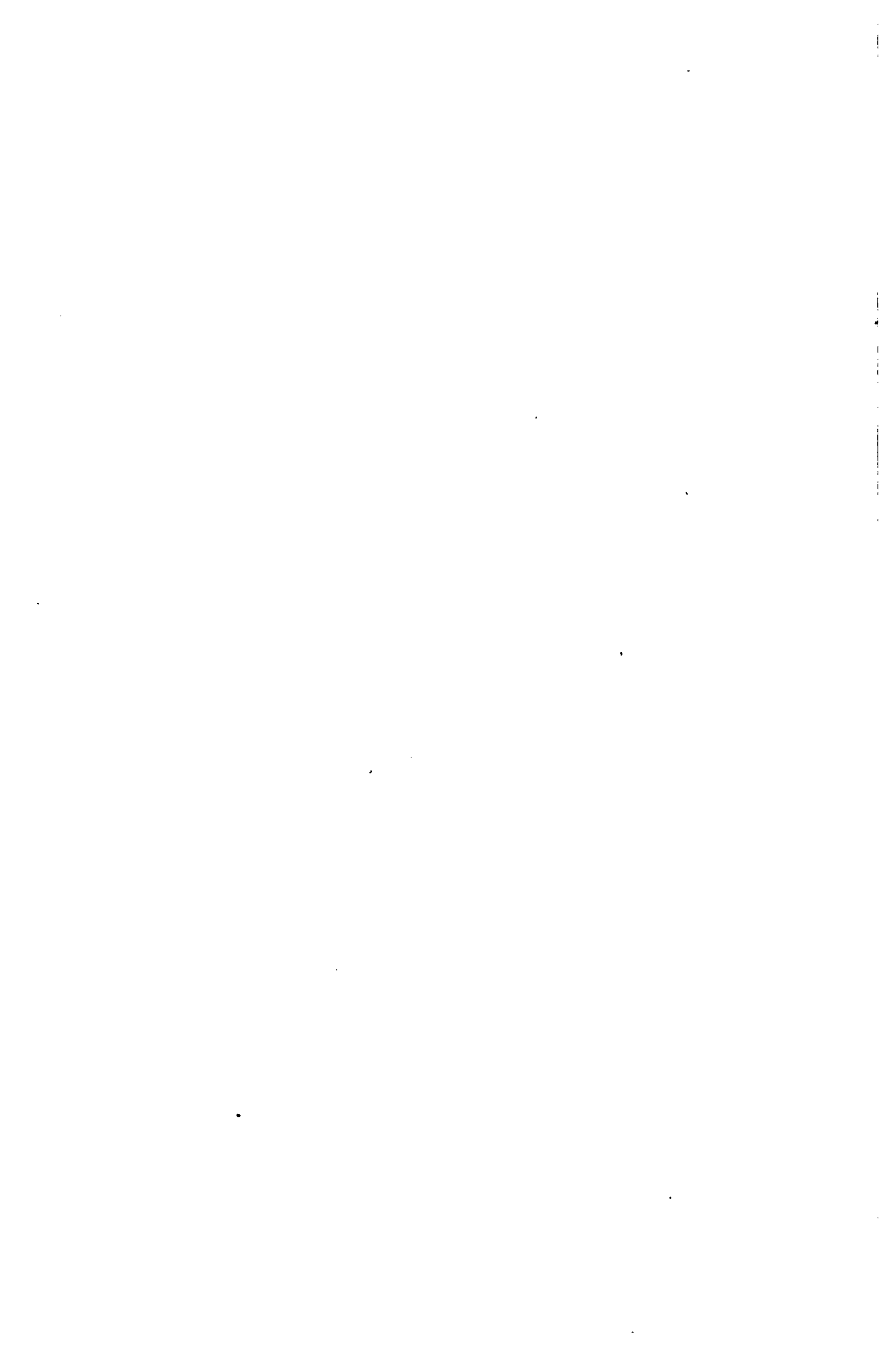
Der Mann trieb's nimmer lang, er starb, und auch die Wanduhr, die man aufzuziehen vergaß, stand still, und fremde Leute kamen ins Zimmer, um die alten Möbel hinauszutragen und zu versteigern. Mich dauerte der arme Vogel und ich kaufte ihn sammt dem Käfig und brachte ihn heim in mein helles, sonniges Zimmer und sagte: du sollst's bei mir gut haben!

Vor Allem, ei wie war der Käfig so staubig und spinnwebig! Also schnell den Vogel in einen kleinen Interimskäfig, den alten, großen tüchtig geputzt und gescheuert, den Spiegelscherben durch einen größeren, hellen, unzerbrochenen Spiegel ersetzt, den Boden mit Flußsand bestreut, die Trögchen mit frischem Wasser, Canariensamen gefüllt, noch eine Schaale extra zum Baden, ein Salatbüschchen in die Ecke und jetzt das Papageichen wieder hinein — wie wird es sich freuen! Aber ach, das Papageichen freute sich nicht, es sah um sich, wie im Traume, setzte sich auf sein gewohntes Stängchen, aber den Spiegel schaute es nimmer an es barg das Köpflein unter dem Flügel, berührte nichts mehr von Speise und Trank, nach zwei Tagen war es todt. Durch seine Wegnahme aus dem Käfig, die Veränderung des Spiegels hatte ich seinen Traum zerstört, den Zauberbann gebrochen und mit ihm auch sein Herz.



Hilf Himmel, ein Dichter!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Goethe.



Hilf Himmel, ein Dichter!

Mit dem Gedächtniß ist es eine seltsame Sache. Das Gedächtniß und der Geruchssinn haben viele Aehnlichkeit mit einander. Im Paradiese, wo die Orangenbäume und Myrthenbäume, Lorbeeren, Rosen, Veilchen, Narzissen und Reseden alle bunt und frisch durcheinander blühten und ambrosische Düfte aushauchten, da mag ein feiner Geruch zu der Gaben höchsten gehört haben, aber jetzt im Menschenqualm, auf unserer abgetretenen Erde, wo die Blumen nur krankhaft, mager dem Dünger entsprießen, da ist ein feiner Geruch oft mehr Pein als Genuß. Ebenso ist ein gutes Gedächtniß an und für sich etwas gar nicht zu Verachtendes, es ist wie ein alter solider Rokokokasten mit 100 Schubladen und Schublädchen im Besitze eines geordneten Archivars. Von A bis Z nummerirt, hübsch geordnet, liegt in jeder Schublade an seinem bestimmten Platze das betreffende Aktenstück, mitten in der Nacht kann er's finden; aber so lange es keine Wirthshäuser gibt, wo man um sein gutes Geld — man würde gern mehr darum zahlen als um den besten Wein — je nach Bedarf einen bis zwei Schoppen Lethe kaufen kann, um das Unangenehme, an was das Gedächtniß erinnert, wegschwemmen, vergessen machen zu können, so

lange ist ein gutes Gedächtniß wie ein scharfer Geruchssinn meist mehr eine Quelle von Leid als von Freud'. „Lehre mich die Kunst, vergessen zu können!“ sagte ein griechischer Weltweiser. Der arme Mann ruht längst aller Sorgen ledig unter dem klassischen Schutte von Hellas, der Tod ist gekommen und hat ihm, wie Columbus mit dem Ei, schnell und gründlich das große Räthsel: „vergessen zu können“, gelöst. Wenn der Herr Philosoph noch lebte, würde ich ihn besuchen, ich hätte jetzt schwerlich bis Griechenland zu reisen, er docirte wahrscheinlich als Professor in Berlin, München oder Tübingen. „Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“ würde ich ihn fragen, „welch herbes Geschick hat dich zu dem grausamen Wunsche getrieben, vergessen zu können? Laß mich hinabsteigen in die Tiefen deiner zerrissenen Seele, daß ich mit tröstenden Worten verstopfe den schwarzen Spalt, aus dem dir solch maßloses Leiden quillt.“ Und er würde mich anstaunen wie ein Träumender, und spräche:

„Die Qualität als seiende Bestimmtheit gegenüber der in ihr enthaltenen, aber von ihr unterschiedenen Negation ist Realität. Die Negation nicht mehr das abstrakte Nichts, sondern als ein Dasein und Etwas ist nur Form an diesem, sie ist als Anderssein. Die Qualität, in dem dies Anderssein ihre eigene Bestimmung, aber zunächst von ihr unterschieden ist, ist Sein—für—anders —, eine Breite des Daseins, des Etwas. Das Sein der Qualität als solches, gegenüber dieser Beziehung auf Anderes, ist das An—sich—sein. Die Beziehung des Negativen auf sich ist negative Beziehung, also Unterscheidung des Eins von sich selbst, die Repulsion des Eins, d. i. Setzen vieler Eins. Nach der Unmittelbarkeit des Fürsichseienden sind diese viele Seiende, und die Re-

pulsion der seienden Eins wird insofern ihre Repulsion gegeneinander als Vorhandener oder gegenseitiges Ausschließen.“

Glücklicher Mensch! würde ich denken; was du dir einst sehnlichst wünschtest, die Kunst, zu vergessen, hast du jetzt aus dem Fundamente erlernt, jeder leichtgeschürzte, lebenswarme Gedanke an Hellas ist aus dir verbannt, nimmer gedenkst du der blühenden, götterbewohnten Haine daselbst; die sonnige Sehnsucht, mit den Himmlischen im lichten Olymp einst Nektar und Ambrosia speisen zu dürfen, ist dir erloschen, du bist ein deutscher Philosoph geworden, du stehst selbstzufrieden in dich gekehrt auf dem kranken Kartoffelacker deiner Gedanken; im langen Zwangshemd deiner Gelehrsamkeit, den Kopf eingeklemmt zwischen die Scheuleder deiner Ideen, eine seltsame Traumgestalt, gehst du kasparhauserartig durchs Leben; holperig wie ein Sack Nüsse, den man die Treppen hinabwirft, entströmen deinem Munde chaotisch verworrene Laute.

Es gehört kein kleiner Muth dazu, einzugestehen, man sei nicht so gescheidt wie Andere, man halte das, was Anderen ein Tempel der Weisheit dünkt, nur für eine Hütte aus einem böhmischen Dorf. „Wie dumm muß der Kerl sein, da er trotz seiner Dummheit selbst einsieht, daß er dumm ist!“ so urtheilen dann die Leute. Nun, in Gottes Namen, schimpft nur zu, ich bin's schon gewohnt, es kitzelt mich angenehm wie Meerrettig auf der Zunge, aber sagen muß ich's: Es wird eine Zeit kommen, vielleicht ist sie schon da, aber der Muth, es laut zu sagen, fehlt — wo die Weisheit der Philosophen schwarz sein wird wie chinesische Tusche, wo man ihrem Treiben, wie sie der edlen Sprache mit ihren Schulstecken alle Glieder zerschlagen, der Mißhandelten, Geräderten ihren gelehrten Kleisterverband anlegen, jedes frische

Wort mit eckigem Schweinsleder umwickeln, nimmer ruhig zusehen wird. Man wird ihnen sagen: „Wollt ihr nicht für Idioten gehalten werden, so sprecht gesund und vernünftig wie andere Menschenkinder! tretet hinaus aus den dunkeln, steifgeschnittenen Taxushecken eurer Gelehrsamkeit, zeigt euren Verstand im klaren Sonnenlichte, und ist er so groß wie die Bavaria und steigt sein Riesenmaß des Leibes weit über Menschliches hinaus, wir wollen nicht darüber erschrecken, euch auch nicht darum beneiden, nur seid so gut und thut ihm ab das schreckliche Wauwaukleid der Sprach-Verhunzung, womit ihr ihn popanzartig umgebt!" Die Philosophen aber werden, wenn wir so sprechen, uns traumhaft anstarren als kindische, einfältige Leute, in deren dicken Schädel der Strahl des Himmlischen nicht eindringen kann, und ungestört weiter sprechen:

„Die absolute Thätigkeit, das Andere setzend, hält sich in sich zurück und erhält sich. Diese sich erhaltende Thätigkeit ist aber keine andere als die, welche darin besteht, das Andere zu setzen. Die absolute Thätigkeit, sich in sich zurückhaltend, äußert sich also von selbst sogleich wieder als Setzen des Andern; unmittelbar in demselben Momente, in welchem sie sich in sich zurückhält, setzt sie das Andere, und zwar wie die Thätigkeit sich in sich zurückhaltend die Setzung des Andern aufhebt, also das Gegentheil an deren Stelle setzt, so ist die Setzung des Andern nothwendig wieder als das Gegentheil des Sichsetzens. Folglich kommt das Sichsetzen der absoluten Thätigkeit gar nicht zu Stande, denn es ist, indem es ist, sogleich sein Gegentheil, so daß dieses als sein Gegentheil gesetzt ist, es ist daher nur als Streben."

Unverbesserliche, seltsame Menschen, die Philosophen! Doch wie bin ich eigentlich zu ihnen gekommen, wie kam

Saul unter die Propheten? Richtig, ich sprach von einem vergeßgierigen, griechischen Philosophen und vom Gedächtniß, und daß ein allzuscharfes Gedächtniß oft nicht gut sei, und jetzt will ich nur noch das sagen: Ein gutes Gedächtniß ist nicht nur für den Besitzer meist sehr unangenehm, indem er sich in der Regel mehr böser als guter Dinge erinnert, sondern so ein Gutgedächtnißler kann auch Allen, mit denen er umgeht, höchst widerwärtig werden. Bei jedem Gespräch ist seine stehende Redensart: „das kann ich Ihnen ganz genau sagen, ich erinnere mich recht gut.“ „Wie alt sind Sie, mein Fräulein?“ macht Einer die indiskrete Frage. „Dreiundzwanzig vorbei,“ lispelt sie erröthend. „Aber, mein Fräulein,“ wirft der Gutgedächtnißler dazwischen, „wie ist das möglich? ich erinnere mich ganz genau, nächsten Monat werden es 17 Jahre, da sagte mir Ihre Frau Mutter, Sie seien jetzt 15 Jahre.“ Oder Einer bringt einen gereimten Toast aus. Allgemeiner Beifall. „O, ich bitte Sie, allzugroße Güte!“ sagt der Toaster, „es war ja nur ein schnelles Impromptu.“ „Aber Sie scherzen,“ sagt der Gedächtnißler, „ich erinnere mich ganz genau, vor 5 Jahren bei dem Festessen im scheckigen Reichsadler sprachen Sie ganz denselben Toast.“

Doch das ist Alles noch nichts gegenüber von dem, was mir gestern Mittag von Einem, der ein gutes Gedächtniß als Zuchtruthe mit sich herumträgt, angethan wurde. Es war etwa um 2 Uhr, eine fürchterliche Hitze — doch das fängt allzu prosaisch an. Wie die alten Mönche die Initialen farbig und golden malten, um den übrigen Inhalt des Capitels genießbarer zu machen, so will ich den Anfang meiner Erzählung in ein Gedicht hüllen:

Gewitterschwül war's, in der Sophaecke
Lehnt' ich und sah in träumerischer Ruh
Den leichten Wölkchen, wie sie nach der Decke
Aus der Cigarre stiegen, sinnend zu.
So mögen Elfen auf und niederschweben
Im leichten Ringeltanze und bei'm Schein
Des ersten Morgenstrahls zusammenbeben
Und schnell verschwinden. — Langsam nickt' ich ein.
Und wie ich lag in süßem Traum verloren,
Naht leise mir die Phantasie und spricht:
„Von einem Weib im kalten Land geboren?
Dein Taufschein sagt's, du aber glaub' es nicht!
Glüht's dir in allen Adern nicht wie Süden?
Fühlst du nicht heiß'rer Zone dich verwandt?
Wo Sonnenstrahlen Schlangeneier brüten,
In Indien lagst du auf heißem Sand.
Die Schale brach dein ungestümes Pochen,
Es fiel die Wand, du kamst im bunten Kleid
Als Schlange munter auf die Welt gekrochen,
Wie hat dich da der junge Tag gefreut!
Jetzt schlüpftest du durch Moos und durch Gesteine,
Jetzt schliefst du unter'm Blumenzelte ein,
Jetzt lagst in Ringen du im Sonnenscheine,
Jetzt haschtest du ein kleines Vögelein,
Das singend zu dem Strauche kam geflogen
Der dich ihm barg, du hast es eng umfaßt,
Es schlug sein Herz, du hast es ausgesogen,
Bald größ'rem Raube hast du aufgepaßt.
Du wurdest groß. — Es war ein schöner Abend
Als du hingst träumend an dem Palmenbaum,
Nach heißem Tag, wie war die Kühle labend!
Schon sank die Sonne hinter'm Waldessaum:
Da kam ein Weib, ein schönes Weib gegangen,
Gereizt hat dich die üppige Gestalt,

Sie zu umfangen trieb dich heiß Verlangen —
Zu einem Knäuel hast du dich geballt,
Und jetzt ein Sprung — du faßtest sie im Nacken,
Und zogst die Bleiche, Bebende heran,
Dem vollen Busen drücktest du die Zacken
Der Zähne ein, es brach das Blut sich Bahn
Und sprang hervor in zitternd rothem Bogen,
Du schlürftest es in vollen Zügen ein,
Fest hat dein Leib das schöne Weib umzogen,
Kein Muskel war, der nicht gehörte dein.
Nur leise noch entströmte ihre Klage,
Und immer leiser, leiser und jetzt kaum
Ein Athmen noch" — an einem Donnerschlage
Erwachte ich aus meinem Mittagstraum.

Und wie ich die Augen aufmache, noch halb in meinem indischen Traume befangen, da sehe ich, wie ein landfremder Herr vor mir steht und, gleich einer Katze eine Maus, mich gierig betrachtet und mein Erwachen, wie ein Perser den Aufgang der Sonne, mit allen Zeichen der äußersten Freude begrüßt. Kaum richte ich mich auf, da ruft er: „Sind Sie wach? ganz wach?" und kaum schau ich ihn verwundert groß an und sage: „Ja!" da fällt er mir stürmisch um den Hals, als wär' er ein Vetter aus Amerika, und preßt mich ans Herz und ruft wie närrisch vor Freude: „Er ist wach! er ist wach! er soll und darf hören, das Werk kann beginnen! vor Allem mein Gedicht an den Vesuv!

Lavaspritze! Vulkansschmiede!
Dumpfe Kneipe der Cyklopen!
Meinen Blick zu dir erhoben,
Fühl' ich Dichtung im Gemüthe.

Hatte Jean Paul je und Goethe
Solche Dichterphantasieen?
Solcher Glutgedanken Sprühen?
Du, du bist der größt' Poete!

Und wo ist, wie du, ein Recke?
Wer kann dir die Stirne bieten?
Wenn dich faßt Berserkerwüthen,
Flieht vor dir, wer noch so kecke.

Ja, urweltlicher Popanze,
Kollert dir's nur in dem Magen,
Muß Neapel bang' verzagen,
Und der Erdball bebt, der ganze.

Eure Dünste zu verjagen,
Lazaroni, stinkend faule,
Muß mit lavavollem Maule
Der Vesuv als Rauchkerz ragen.

„Mein Herr," sagte ich, „ich begreife Sie nicht, warum das mir?" „O, Sie werden begreifen, Sie werden begreifen!" ruft er; „ja, nicht umsonst habe ich im Schlafe Ihre edlen Züge bewundert, aus Ihnen spricht Seele! unter allen Sterblichen sind Sie der Auserwählte, der den Genius in mir in vollster Entfaltung sehen wird; das Vorige war nur ein geringer Anfang, Sie sollen staunen, o, ich bin ein Dichter!" „Ich bin davon überzeugt, vollkommen überzeugt, mein Herr," sagte ich, „obgleich ich es nicht gerade für ein tiefgefühltes Bedürfniß halte, daß auch Sie Dichter sind; das Publikum ist mit Gedichten hinlänglich versehen, und es wäre krankhafte Freßgier, wollte man nicht auf lange gesättigt sein." „O, vergleichen Sie meine Gedichte nicht

mit den Gedichten von Verstandesmenschen, die die Poesie nur wie einen Staatsrock, wohlgebürstet und mit blanken Knöpfen, angezogen haben; der Rock ist schön, kein Stäubchen darauf, aber das innere warme Leben, der Dichter, der den Rock ausfüllen sollte, fehlt! aber bei mir, da ist Alles urthümlich, Mark und Bein, hören Sie:

Der Herbst, er stirbt! kaltblütige Chikane!
Es beißt ihn todt mit eisbezacktem Zahne,
Der steife, kalte Potentat,
Der Winter, der als Schneemann naht.

Jetzt singt nicht mehr der Vogel Philomele
Autodidaxen dort im Waldesthäle,
Jetzt schreien sich nur Marder und Uhu
Satyren und Canzonen zu.

Verwelket sind die Hyazinth' und Rosen,
Der Herbst zog aus die gelben Lederhosen,
Natur, Bär, Dachs, Frosch schnarcht im Winterschlaf,
Dein warmes Fell her! spricht man zu dem Schaf.

Der Misanthrop versinkt in Gramsumnachtung,
Der Philosoph in ernste Ichsbetrachtung,
Der Herr versucht den alt' und neuen Wein,
Der Bauer schläft sanft hinter'm Ofen ein.

Bemerken Sie diesen versöhnenden Schluß, diese Fülle von Bildern? Ja, nicht Jeder ist ein Dichter! und dabei, welches horrende, fabelhafte Gedächtniß habe ich! bei mir sprudelt es nur so hervor, ich brauche, wie Sie sehen, nicht Tinte, nicht Papier, Alles kann ich auswendig, auch das längste Gedicht, hören Sie zum Beispiel" —

„Aber ich bitte Sie!“ sagte ich. „O, Sie brauchen nicht zu bitten, es kommt von selbst:

Als der hundertste Geburtstag
Friedrich Schiller's ward gefeiert,
Welche Freude, welcher Jubel,
Welch ein Völkerfest war das!
Durch ganz Deutschland, über's weite
Weltmeer zu den fernen Brüdern
Flog die Siegeskunde: „Einig
Sind wir heute durch den Einen!“
Lieder klangen, Reden schollen,
An Palästen und an Hütten
Strahlten Lampen; Feuersäulen
Stiegen zu dem nächt'gen Himmel,
Zu verkünden: „Licht ist worden!
Der Gesänge, der Gedanken
König wurde heut' geboren!“ —
Wenn es sind zweitausend Jahre,
Daß Der ist zur Welt gekommen,
Der den Menschen ward Erlöser,
Gottes Sohn, mit welchen Ehren
Wird man diesen Tag wohl feiern,
Die Geburt des Allerhöchsten?
Nicht kann menschliches Gepränge
Ihn, den Gottgebornen, freuen,
Opfer, würdig seiner Lehre,
Will der Gott der ew'gen Liebe.
Wenn man schreibt das Jahr zweitausend,
Wird die Menschheit, sich erhebend
Aus der Sündfluth kalter Selbstsucht,
Endlich mit der That besiegeln
Jesu Christi heil'ge Lehre.
Katholiken, Protestanten,

Alle die unsel'gen Sekten,
Denen Ströme Blutes flossen,
Werden schwinden wie ein Nebel
Und in Liebe sich vereinen,
Klar erkennend ihre Thorheit.
Nimmer Unterschied des Standes!
Gerne wird der Reiche geben
Bis an Gütern gleich der Bruder,
Alle sind die Kinder Gottes,
Allen blüht und trägt die Erde,
Gleiche Arbeit, gleiche Rechte —
Also will's die Lehre Christi.
Mord im Kleinen, Mord im Großen,
Krieg aus Eitelkeit und Habsucht
Wird unmöglich, nur zu Festen
Donnern fröhlich die Kanonen,
Und der Liebe rothe Fahne
Flattert friedlich in den Lüften.
Und das Oberhaupt der Kirche
Wird das Buch, worin geschrieben
Die Geschichte von den Päpsten,
Schaudernd in das Feuer werfen:
„Weh, o weh! wie ward es möglich!
Konnte man auf Petri Felsen
Solch ein Truggebäude bauen?
Solch ein Haus voll blut'ger Gräuel?
Der Statthalter Jesu Christi
Nicht bedarf er äußern Prunkes,
Nicht des irdischen Besitzes,
Arm sei er, wie Gottes Sohn war,
Der sich aus den ärmsten Fischern
Einstens die Apostel wählte,
Aber reich, wie er, an Liebe!
Nicht die hochgethürmte Krone,

Nicht der Satelliten Menge
Geb' ihm Kraft! Die Geister müssen
Demuthsvoll sich vor ihm neigen!
Er regiert im Namen Christi!"

„Hören Sie auf! um Gottes willen hören Sie auf!" rief ich, „was wollen Sie mit dem Papst bei dieser Hitze!"

„Nun, so hören Sie zur Abkühlung ein Lehrgedicht, einen echten Rückert, denn das ist bei mir das Eigenthümliche, ich vereinige das Originelle aller Dichter in mir, ich bin ein Fokus, der die Strahlen aller Dichterschulen in sich concentrirt:

Es hatte einst mein Freund, als er sein Tuch vergessen,
Mit einer Lichtscheer' sich geputzt die Nas' vermessen,

Da klagt' er mir's und sagt: „ich zwickte mich gar sehre!"
Da sprach ich: drum so hör' auf des Brahmanen Lehre.

Der weise Abbas spricht: Es wachsen in dem Garten
Des Lebens Früchte zwei von ganz verschied'nen Arten.

Weisheit die eine heißt. Heil dem, der sie erkieset!
Die and're Unverstand. Weh' dem, der sie genieset!

Du nahmst die zweite Frucht, verachtend Abbas' Lehre,
D'rum nimmer dich, o Freund, ob deiner Nas' beschwere!

Oder wollen Sie einen Freiligrath?

Unter'm Baume von Kastanien
Sitzt der Erbprinz von Oranien." —

„Still! um's Himmels willen still!“

„Oder ein politisches Lied, wie es aus dem Herzen jedes braven Deutschen quillt?

Es war einmal ein Apfel,
Reichsapfel war er genannt,
Es trug ihn stolz der Kaiser
In seiner starken Hand.

Der Apfel ward zerschnitten
In mehr als dreißig Schnitz,
Mit den verschrumpften Hutzeln
Trieb Jeder seinen Witz.

Der Franzmann und der Welsche,
Der Däne selbst griff zu —
Ha, jetzt ist ganz der Apfel,
Sie lassen ihn in Ruh!“

„Was geht das mich an? und was nützt der ganze Apfel, wenn er von innen heraus fault? überhaupt lassen Sie mich in Frieden, meine Geduld ist aus!“ schnaubte ich.

„Meine auch und die vieler Anderer,“ entgegnete er; „nicht umsonst sage ich:

Bedenkt! bedenkt! wo Funken sind,
Da gibt es leicht auch Flammen,
Noch hält, ob auch die Faust sich ballt,
Die Ordnung uns zusammen;
Noch flehen wir um unser Recht,
Noch seid ihr Herren, wir der Knecht,
Jedoch bedenkt! jedoch bedenkt:
Aus Funken werden Flammen!

„Zur Hölle mit Ihrer Politik! Ich will nun einmal nichts hören von all dieser unseligen Politik!“

„Sie haben Recht, desto mehr wird Sie bei Ihren sanften idyllischen Gesinnungen ein Naturbild aus der schwäbischen Dichterschule ansprechen:

Wiesenblümchen, Waldessee,
Kirchgeläute, Käferle,
In der Luft das Krab, Krab, Krab,
Horch im Thal der Mühl' Geklapp!“

„Kreuzdonnerwetter!“ rief ich, allen gesellschaftlichen Anstand vergessend, „wollen Sie mich zu Tode martern, Sie Kannibal Sie? Dieser Schwall von Gedichten! und die Zunge klebt mir am Gaumen!“

„Ach, warum sagten Sie das nicht früher? wie wohl wird Ihnen da ein Trinklied thun:

Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!
Schaut man sich dieses Bierlein an,
Glaubt man, man sei in Canaan,
Wie Honig ist es goldenbraun
Und obendrauf wie Milch der Schaum.
Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!

Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!
Als wären wir die Kreuz und Quer
Gewandert durch die Wüste her,

So brennt der Durst uns fürchterlich,
O Canaan, wir grüßen dich!
Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!

Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!
Wie Pharao im rothen Meer
Ersäuft sei alles Sorgenheer,
Und aller Streit und aller Zank
In diesem edeln Göttertrank!
Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!

Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!
Das Leben ist ein kurzer Traum,
Ist flüchtig, wie des Bieres Schaum,
Darum genossen beide schnell,
So lang' sie fließen klar und hell!
Frisch, Madel, frisch!
Bier auf den Tisch!"

„Ach, wie trivial! wer wird auch das Bier besingen!"

„Ich habe das den Baiern und Herren Studenten zu lieb gethan, doch auch Schiller hat das Bier schon besungen, und es die Quelle des Lebens genannt, wenn er Nestor, den alten Zecher, sagen läßt:

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl,

Denn so lang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand.
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
    Denn so lang' die Lebensquelle
    An der Lippe Rande schäumt,
    Ist der Jammer weggeräumt,
    Fortgespült in Lethes Welle.

Uebrigens, ich weiß wohl, Sie wollen etwas Erhabeneres, wo der Stoff Nebensache und die Idee, der Gedanke die Hauptsache; auch damit kann ich aufwarten, edler deutscher Mann:

Ich weiß nicht, Alles ist so stumm,
Kein Sang will sich erheben,
Verdonnert ist das Publikum,
Der Geist der Politik geht um
Und zehrt am frischen Leben.
    Ich aber nehm' das Glas zur Hand:
    Weg mit der Sorgen schwerem Band!
    Die Stunde rinnt, es jagt die Zeit,
    Vergällt sie nicht mit Zank und Streit:
    Die Einigkeit soll leben!

Wohl liegen in der Zukunft Ei
Viel schwere Ding verborgen,
Gewitterstürme zieh'n herbei,
Manch' schöne Hoffnung bricht entzwei,
Doch uns macht's keine Sorgen!
    Wir nehmen frisch das Glas zur Hand:
    Weg mit der Sorgen schwerem Band!

Was kommen will, es komm' heran!
Es beugt uns nicht, wir stoßen an:
Der kecke Muth soll leben!

Des Herbstes Blätter ohne Saft
Die kann der Wind verwehen,
Jedoch ein Volk, das seine Kraft
Zu Schutz und Trutz zusammenrafft,
Kann nimmermehr vergehen.
D'rum, Freunde, nehmt das Glas zur Hand;
Weg mit der Sorgen schwerem Band!
Der Nebel sinkt, es flieht die Nacht,
Der Morgen bricht herein mit Macht,
Die deutsche Kraft soll leben!

„Schon wieder diese gesuchte Deutschthümlerei! und überhaupt, vermaledeiter Versifex," rief ich in Wuth aufspringend, „jetzt kein Wort mehr, oder ich werfe Sie zur Thür hinaus!"

„O Herr, da würden Sie sehr Unrecht an sich selbst handeln," sagte er mit unausstehlichem Gleichmuth, „wer eine Katze zum Fenster hinauswirft, soll schon Unglück über sein Haus bringen, und Sie wollen sich an einem Genius vergreifen?"

„Der Teufel hole diesen Genius!" rief ich, „ich sage Ihnen zum letzten Male, wenn Ihnen Ihr und mein Leben lieb ist, hören Sie auf mit Ihren Gedichten!"

„Und ich sage Ihnen, ich kann nicht aufhören! ich kann nicht aufhören!" rief er, „ich würde sonst zerplatzen! Befehlen Sie dem Strome, er solle aufhören zu fließen, könnte er's, auch wenn er wollte? Unaufhaltsam treibt eine Welle

die andere. Wollen Sie keine Gedichte, nun so hören Sie ein Drama —“

„Was? auch gar noch ein Drama?“ brüllte ich in wilder Verzweiflung. „Ha, schrecklicher Mensch, willst Du mit Gewalt, daß mir unter den Hufen Deines Pegasus Leib und Seele zu einem Brei zusammengestampft werden soll, nun so wisse: ich bin auch ein Dichter! Hier dieser große Kasten ist voll von meinen Manuskripten, und ehe Du mir noch ein Wort weiter vordeklamirst, mußt Du auch meine Gedichte hören!“

„I Gott bewahre! fällt mir nicht ein, solch dummes Zeug anzuhören!“ entgegnete der unverschämte Kerl und war wie der Blitz zur Thüre hinaus.

„Halt! halt!“ rief ich ihm aus dem Fenster nach, aber wie besessen rannte er durch die Straße und war pfeilschnell um die nächste Ecke.

Der blinde Geiger.

Die Zeit ist abgeflossen,
Leb' wohl, du heiterer Schein!
Es schließet die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

Chamisso.

Der blinde Geiger.

Ich mochte wollen oder nicht,
Ich mußte schau'n dem Feste zu,
Sie tanzten mir fast in's Gesicht,
Der Spielmann ließ mir keine Ruh.

Die Tänzer — Schnacken hießen sie —
Kleiner als Elfenbüblein sind,
Mit Füßlein — zärt're sah ich nie —
Drehten sich in der Luft geschwind.

Der Spielmann Grille sonnverbrannt
Saß lustig geigend auf dem Stein
Wie ein Zigeunermusikant —
Vor ihm ein Tropfen Thau statt Wein.

Sieh, während ich am Feldraine sitzend dem lustigen Frühlingstreiben um mich zusah, tauchte plötzlich, als hätte ihn mein Liedchen hergezaubert, der blinde Geiger Fritz am Hohlweg auf und wandelte, von einem Bübchen an der Hand geführt, dem nahen Dorfe zu. Das Büblein grüßte freundlich, und auch er wandte mit höflichem Gruße den Kopf mir zu, als ich „guten Morgen!" sagte; wie weh that es mir, daß er nicht sehen konnte, die Sonne leuchtete

so schön über das junge bethaute Saatfeld. Er trug seine Geige unter dem Arm, ohne die sah man ihn nie, sie war seine treue Gefährtin. Wie er keinen Mantel, so hatte auch sie nie ein Futteral gekannt, in Sturm, Regen und Sonnenbrand hatte sie seit wohl 20 Jahren treulich bei ihm ausgehalten, dafür hätte man ihm, glaub' ich, auch ein ganzes Pfund Gold geben dürfen, die Geige hätte er doch nicht darum gegeben, es that ihm schon im Herzen weh, wenn ein Anderer einmal ein Stückchen auf ihr spielen wollte, er war ordentlich eifersüchtig mit seiner Alten. Stieß er sich oder fiel er, wie es ja Blinden wohl begegnen kann, hatte nur seine Geige keinen harten Puff bekommen, dann war er schon zufrieden. Die Geige war wahrscheinlich keine von den besten, gab einen ziemlich heisern Ton, sie hatte durch das Unwetter schon gar zu oft an einem rauhen Halse gelitten, aber es hätte ihm Einer kommen sollen und eine andere statt ihrer anbieten, den hätte er trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit grob heimgeschickt. Er spielte in den Schenken oft manche halbe Nacht zum Tanze auf, nicht selten auch bis zum anbrechenden Morgen, aber der letzte wie der erste Ton dünkte ihm helle Musik; sagten auch die Leute: „Gott, wie krächzt heute die Geige!“ er glaubte es nicht, dachte: „wir sind halt beide mißkannt, liebe Alte!“

Wer den blinden Fritz jetzt sah mit dem wüsten, narbigen Gesicht und den spärlichen, schlichten Haaren und in dem alten braunen Rock, der ihm um die Beine gampelte — man wußte nicht, hatte der Rock einst einem andern beleibteren Herrn gehört oder war der Fritz so mager geworden — der hätte wohl nicht geglaubt, daß der Fritz einst ein schöner schmucker Bursche gewesen war. Und doch war er das! Wie er im schwarzen Sammetwams mit dem lustigen Rekruten-

sträußchen an der goldbetroddelten Pelzmütze, und die silberbeschlagene hölzerne Tabackspfeife im Munde bei den anderen Kameraden stand, wie hübsch und schlank war er da! und wie glänzte sein Auge so lebensfroh und feurig, und um den Mund mit dem weichen Schnauzbart spielte ein zufriedenes Lächeln; er war ganz gewiß der schönste von Allen. Das wußte auch des Kreuzwirths Lene gar wohl, und beim Abschied, Abends, als sie ihm den letzten Schoppen vorstellte und zuvor sanft daraus nippte und sagte: „Ich will dir's zugebracht haben Fritz, auf fröhliches Wiedersehen!“ da fiel ihr eine heiße Thräne herab, und sie ging schnell weg, ihre Traurigkeit paßte nicht in das lärmende Gelage.

Den andern Morgen ging's zum Dorfe hinaus, und die Rekruten sangen fröhlich: „Ich hatt' einen Kameraden!“ Der Fritz aber sah noch oftmals zurück und hatte eine brennendrothe Nelke im Knopfloch, auf und nieder von derselben Farbe, wie ein so schöner Nelkenstock auf Kreuzwirths Blumenbrett blühte.

Der arme Fritz! ein Jahr später lag er im Stadtspitale todtkrank an den Blattern, und als er wieder genesen war, da war sein Augenlicht weg und er konnte nicht sehen, wie entstellt er im Gesicht aussah, und das war vielleicht sein Glück. Er wurde in sein Dorf zurückgeführt und am kleinen Hause seiner Mutter langsam vom Wagen gehoben. Er fragte nicht: „ei, wie geht's der Lene?“ Die Mutter selbst hatte ja beim Empfang gesagt: „Ach Gott, Fritz wie siehst du häßlich aus! bist du's denn noch?“ Traurig saß er hinten auf der Ofenbank, und wäre noch ein Lichtschimmer im Auge gewesen, die Thränen hätten ihn vollends verlöscht.

Der Kreuzwirth wurde alt, er brauchte einen tüchtigen Schwiegersohn, der überall die Augen in der Wirthschaft

hatte, bald war einer gefunden, und der Fritz hörte: „Heute ist Hochzeit im Kreuz!“ Er sagte kein Wort, war der Lene auch nicht böse; wer weiß auch, ob sie so glücklich war, als die Leute meinten, sie hat am Hochzeitstage viel geweint.

So waren wieder lange, traurige Wochen verflossen, da brachte der Schulmeister dem Fritz eine Geige und sagte: „es hat sie mir Jemand für dich gegeben, ich darf nicht sagen wer, ich soll dich Stückchen d'rauf spielen lehren, daß du aus dem Trübsinn herauskommst und dir dein Brod verdienen kannst.“ Der Fritz nahm sie, ihm war, sie sei von der Lene gekommen, wer sollte wohl sonst noch an ihn gedacht haben? und er lernte wacker und konnte bald hübsche Stücke darauf spielen, den Lauterbacher und andere lustige Tänze. Jetzt zog er, von einem armen Bübchen geführt, an den Sonn- und Feiertagen oder wenn es sonst eine Festlichkeit gab, auf die Dorfschenken hinaus und spielte den munteren Burschen zum Tanze auf, daß sie hell aufjauchzten, mit den Füßen den Takt stampften und ihm mancher Sechsbätzner auf's Teller geworfen wurde. In das Kreuz allein getraute er sich nicht zu gehen, er fürchtete sich vor der Lene, weil er so gar entstellt aussah. Als aber seine Mutter starb und er einsam in der Kammer saß und bald zum letzten Mal, denn das Häuslein sollte verkauft werden, da klopfte es leise an der Thüre. „Wer ist es?“ fragte er. „Ich bin's, die Lene!“ hörte er sagen — o es war eine liebe, wohlbekannte Stimme! — und er fühlte ihre weiche Hand in der seinen. „Ich habe mit meinem Manne gesprochen, sagte sie weiter mit zitternder Stimme, wir haben ein übriges Stübchen im Kreuz, da sollst du wohnen, und so lang wir zu essen haben, hast du's auch, daneben verdienst du, dir ja auch immer etwas mit der Geige, o ziehe zu uns

du sollst's gut haben!“ Da ergriff er der Lene Hand und verküßte sie und schluchzte wie ein Kind. „Ich sollt's eigentlich nicht annehmen, sagte er endlich, ich paßte wohl besser in den Sarg als unter glückliche Leute. aber so allein, blind und verlassen kann ich's allerdings nimmer aushalten, ich würde mir am Ende ein Leids zufügen und das wäre eine große Sünde!“ Und so zog er in das Kreuz und war dort bald wie zu Haus; die Lene und ihr Mann waren immer freundlich und sanft gegen ihn, und die Kinder kletterten ihm auf den Knieen herum, und er erzählte ihnen schauerlich schöne Geschichten von Räubern und Mohren. Die Leute sagten oft: „man meint ordentlich, der Fritz sehe wieder, so hell blinken seine Augen!“ es war aber die inneer Freudigkeit, die daraus hervorleuchtete.

Jetzt ist der Fritz alt, und die Lene auch nimmer jung, und jetzt erst wagen sie hie und da von den früheren Tagen zu sprechen, wo er noch ein schmucker Bursche war und ein Auge hatte wie ein Falke, zumal wenn die Lene von weitem zu sehen war.

Stirbt er, so weint sie ihm gewiß eine Thräne nach wie damals, wo er als Rekrut in die Ferne zog, und sein Grab bleibt nicht ohne eine Blume, ist's auch keine brennendrothe Nelke, so ist's doch ein Rosmarin.

Abends.

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf,
Unzählig blüh'n die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt.

Hölderlin.



Abends.

Jeder Mensch hat seine Stunden,
Wo er sich einsam, verlassen,
Und von Herzen traurig fühlt.
Und das ist besonders Abends!
Immer stiller wird's und stiller,
Und die Wälder und die Fluren
Hüllt die Nacht in ihren Schleier —
Langsam, so wie eine Mutter
Deckt ihr schlafend Kindlein zu.
Aus dem Wiesenthal herüber
Tönt noch eines Kirchenglöckleins
Melancholisch frommes Läuten,
Und am Fenster stille lehnend,
Schauend auf zum Himmel, dessen
Saum von Wölkchen hell erglänzet,
Während da und dort ein Sternlein
Niederschaut zur nächt'gen Erde,
Faltet man wie unwillkürlich
Seine Hände zum Gebet,
Und es ist, als ob von oben
Eine Hand sich segnend legte
Auf das Haupt, das sorgenschwere,
Und man fühlt sich nimmer einsam,
Fühlt sich nimmermehr verlassen,

Und in Gottvertrauen löst sich
Langsam auf des Herzens Trauer,
Wie die Purpurwölkchen schwinden
Vor der Sterne lichter Pracht.

Dort blinkt er herüber, der Abendstern, ich erkenne ihn vor allen anderen an seinem klaren weißen Lichte; noch schaut er mich so hell und freundlich an als wie vor Jahren, ich meine, es seien jetzt viele, viele Jahre, wo meine Mutter ihn mir zum ersten Male zeigte und sagte: „siehst du den Stern dort herüberblinken? das ist der Abendstern!“

Heiliger Frieden der Kindheit! O könnte ich noch einmal sie heraufbeschwören, die schöne, wie ein lichter Traum entschwundene Kinderzeit, wo meine ganzen astronomischen Kenntnisse sich darauf beschränkten, deinen Namen zu wissen, o Abendstern! wo mein Auge unschuldig und klar in die Welt hineinblickte wie du! Unterdessen, wie oft haben Thränen mein Auge getrübt, und die Thränen sind hinabgesunken in mein Herz, daß es voll ward zum Brechen, und ich fand keine Worte zum Gebet und habe oft laut gelacht, daß ich vor mir selbst erschrak, habe gelacht, nur um nicht weinen zu müssen, doch sitz' ich Abends am Fenster und schaue hinaus in den klaren Himmel, wie die Wolken im Lichtglanz der scheidenden Sonne allerlei wundersame Gestalten bilden, riesige Thiere, ferne Schneegebirge, Caravanenzüge, Inseln, Burgen und Schlösser, und bewegen sich die Zweige der Bäume leise im Winde und bilden gegen den Goldgrund des Himmels zierliche schwarze Schattenrisse, und wird es immer stiller und stiller, und steigt die Nacht langsam herauf, da ist es mir, als sei Alles gestorben und ich allein noch auf der Erde, und es überfällt mich unsägliches Heim=

weh. Was ich den Tag über gehofft, gestrebt und gewünscht, jetzt erscheint es mir so unnöthig, so kleinlich und nichtig, ich schließe die Augen und versuche zu träumen; mich dünkt, ich werde kleiner und kleiner und sei wieder ein Kind und sitze auf dem Schoße der Mutter. Diese streichelt mir sanft die Haare und sagt: „siehst du den freundlichen Stern dort drüben? das ist der Abendstern!“

Wenn die Sonne sinkt,
Wenn ihr letzter Schein
Durch die Wolken blinkt,
Wenn auf Flur und Hain
Schwebt die Ruhe nieder,
Da kehrt leis auch wieder
Sie, die oft vertrieb'ne
Und doch treu geblieb'ne
Stille Mahnerin, die Sehnsucht.
Mensch, gesteh es nur,
Weil du der Natur
Fremd wirst in des Tag's Getriebe,
Wird dir's Abends bang,
Wie dem Kind, das lang
Fern war von der Mutterliebe,
Und das laute Spiel
Wird dir jetzt zu viel,
Sehnst dich heimathwärts,
Und die Sehnsucht lind
Trägt, verirrtes Kind,
Dich aus dem Gewühl
An das Mutterherz.



Die Begegnung.

Der Pflanze, die dort über dem Abgrund schwebt,
Gleichst du, mein Herz; es zittern zum Schlund hinab
Im Wind die zagen Blätter, doch die
Gläubige Blume schaut stets zum Himmel.

L. Pfau.

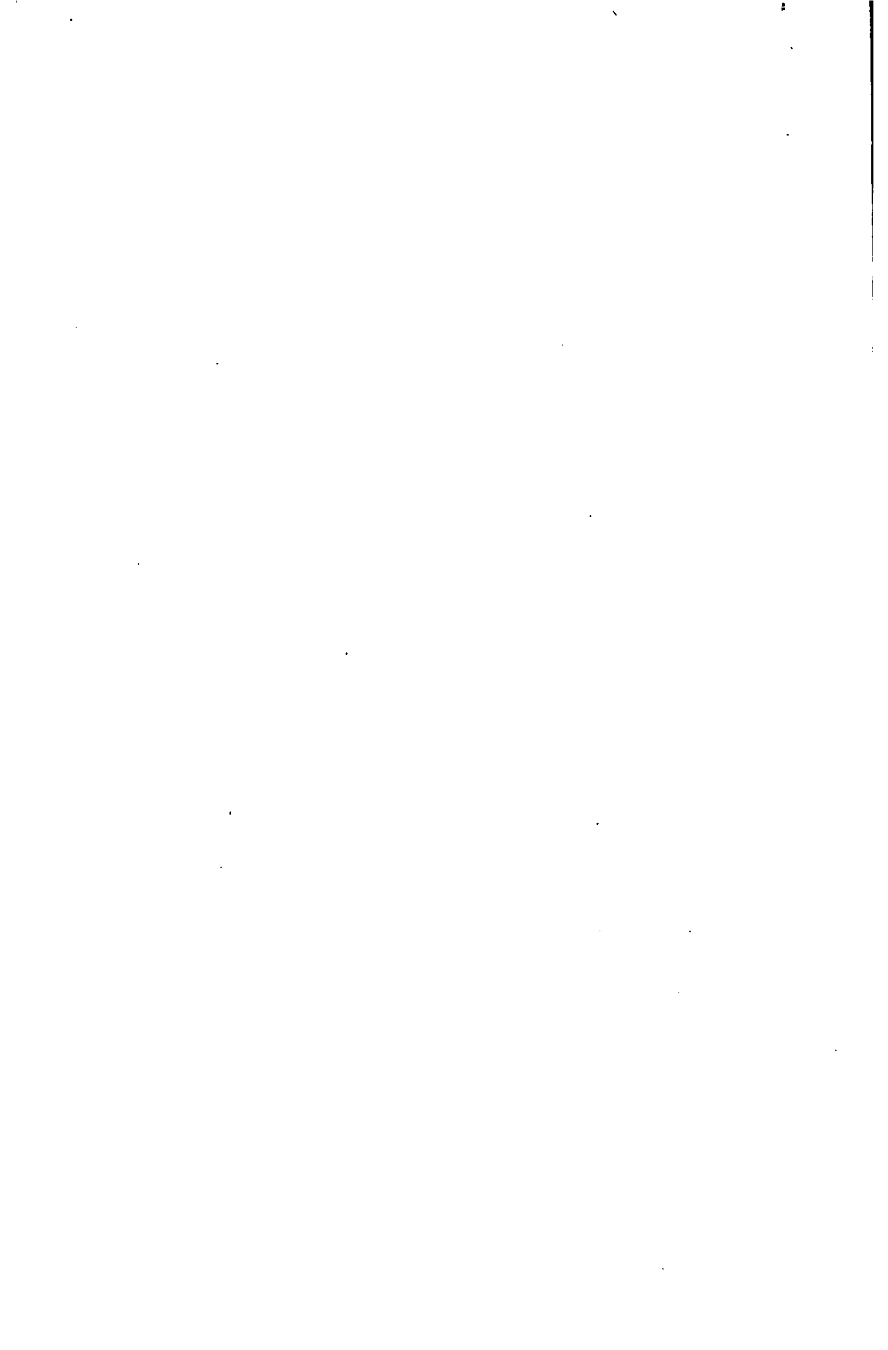


Die Begegnung.

Gebirgsluft, Tannenluft, Morgenluft. — Wessen Herz ist so verschlossen, daß es da nicht freudig wie von Gottes Finger berührt aufgeht und allen besseren Gefühlen Einlaß gibt? Die Wurzeln der Tannen legten sich über den schmalen Waldweg, als riefen sie: „warum eilst du so schnell, Wanderer? Besser als hier kannst du ja nirgends sein!“ Von Ferne kam ein altes Bauernweibchen heran; den Rosenkranz, das Gebetbuch in der Hand schritt es im faltenreichen schwarzen Sonntagskleide ruhig und ernst, es ging wohl zur nahen Kirche im Thal. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach es im Vorübergehen mit freundlichem Knix. „In Ewigkeit, Amen!“ antwortete ich

„In Ewigkeit, Amen!“ murmelte ich noch einmal vor mich hin — o dieser liebe Laut! wie unwillkürlich war er mir aus dem Herzen gekommen. Wehmüthig sah ich dem Bauernweibchen nach, es verschwand eben hinter den Tannen. War es eine menschliche Begegnung gewesen, oder war mir hier in der frischen, ursprünglichen Waldeinsamkeit noch einmal mein alter kindlicher Glaube geisterhaft in schlichtem Gewande erschienen mit dem frommen mahnenden Gruße:

„Gelobt sei Jesus Christus!“ —?



Vater Nußbaum.

Da klingt es plötzlich um ihn her
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht.

Ludw. Tieck.

Vater Nußbaum.

Es war einmal ein Baum, ein braver, ehrlicher Nuß-baum, der war etwas prosaischer Natur, hielt aber auf Solidität und war, was man sagt, noch einer aus der guten alten Zeit. Er hatte viele Kinder, mehrere tausend jährlich, doch er war stolz darauf, sorgte auch für alle mit gleicher Güte, gab allen eine gute Erziehung und freute sich, wenn er später hörte, daß sie etwas Rechtes geworden waren.

Die einen wurden sogleich, so wie sie herabfielen, so zu sagen ihre Wanderschaft antraten, schon unter dem Baume gegessen. Dies mit anzusehen wäre freilich keine Kleinigkeit für ein gewöhnliches Vaterherz gewesen, aber der Nußbaum hatte eine harte Rinde um sein Herz, wußte sich philosophisch zu trösten, drehte den Stiel um und sprach von diesen Nuß-kindern nur per „meine Söhne, die Mundköche, Proviant-meister.“ Andere Nüsse wurden zerschnitten und in Schnitz-brod gebacken, von diesen sagte er: „meine Söhne, die Hof-bäcker.“ Andere kamen in die Oelmühle, wurden dort zu Oel gepreßt, die hieß er seine Oelmüller. Noch andere mußten das Vaterhaus schon in früher Jugend, ehe sie aus-gewachsen waren, verlassen; denen that der Abschied gar weh, sie trennten sich bitter ungern, diese wurden mit allen Klei-

dern, wie sie gingen und standen, zerhackt und mit Zucker und Zimmt in Schnaps gelegt. „Meine Söhne, die Nuß- liqueur- und Magenbitterfabrikanten,“ nannte sie der Vater und war nicht wenig stolz auf sie.

Aber wie es geht, unter so vielen Kindern gibt es immer auch einige, die nicht ganz so werden, wie sie die Eltern wünschen, und so wuchsen auch auf dem Nußbaume hie und da Nüsse, mit denen der alte Vater Nußbaum als solider Mann nicht besonders zufrieden war; dieselben lebten am liebsten in den höchsten Zweigen bei den lustigen Vögeln, wurden statt schwerer immer leichter; der Vater sagte: „man kann euch später zu nichts brauchen in der Welt, es fehlt euch jeder solide innere Gehalt!“ und schüttelte bedenklich den Kopf, die Söhne lachten aber darüber und dachten: „Das versteht der Alte nicht! wir sind freilich zu keinem Brodstudium tauglich, der Geist überwiegt bei uns die Masse, die Luft in uns ist auch etwas werth, das sind lauter schöne Gedanken und Ideen, drum sind wir geborene Poeten!“ Ja eine Nuß, die einen Wurm in sich hatte, war noch stolzer als die anderen. „Das ist der Weltschmerz, den ich in mir trage,“ sagte sie, „o man wird sehen, ich werde ein großer Dichter!“ und beim ersten starken Windstoß flogen die Poeten leicht und lustig vom Baum und rollten weit weg, denn sie waren, wie gesagt, etwas luftiger Natur. —

Nun geschah es, daß auch mit Vater Nußbaum eine große Veränderung vor sich gehen sollte; er wurde umge- hauen, ertrug aber die Operation mit großer Resignation. „Ein guter Staatsbürger muß sich für's allgemeine Beste zu opfern wissen!“ sagte er. Doch als er so dalag auf dem Boden, die Vögel, die sonst Rasttag auf seinen Zweigen hielten, hoch über ihm wegflogen, und die abgestorbenen

Blätter im Winde zitterten, da überfiel es ihn wehmüthig, er kam sich wie ein unsolider Lump vor und wollte recht kleinmüthig werden. Jetzt kam aber der Schreiner, betrachtete ihn achtungsvoll von allen Seiten, klopfte den Stamm und sagte: das laß ich mir gefallen, das ist einmal ein gutes, solides Nußbaumholz, wie man selten mehr eins findet. Hurrah! Das war wieder Erquickung für seine Seele! „Also doch Anerkennung!“ sagte er und ließ sich geduldig zersägen und hobeln und freute sich, daß er in anderer Gestalt wieder nützlich sein konnte.

Nicht sehr lange nachher, da war es mitten im Winter. In einem Salon in der Stadt war es unheimlich kalt, derselbe wurde aus Holzersparniß nur bei feierlichen Gelegenheiten, Kindstaufen u. s. w., geheizt. An der Hauptwand des Zimmers stand ein Sekretär armoir, ein Prachtmöbel, wunderschön geschliffen, aber er hatte doch ein dunkles melancholisches Aussehen, neben der Kälte plagte ihn die Langeweile. Der Sopha und die Fauteuils im Salon waren eitel und aufgeblasen, mit rothem Plüsch überzogen, aber ohne inneren Gehalt, und darum wollte sich der Secretär armoir nicht näher mit ihnen einlassen, denn daß ich's nur gerade heraussag', der Sekretär armoir war unser alter Nußbaum in verjüngter Gestalt und hielt trotz seiner neuen Anstellung immer noch wie früher auf Solidität.

Dem Sekretär armoir gegenüber hing ein großer Spiegel, in dem besah er sich den lieben langen Tag, es freute ihn, daß er so schön darin glänzte, aber doch war das kein Vergnügen für die Dauer, hiezu fehlte ihm die gehörige Dosis Eitelkeit, auch war es ihm unheimlich in dieser steifen Umgebung und er dachte mit Wehmuth an das schöne freie Leben, das er früher als Nußbaum geführt hatte, und an

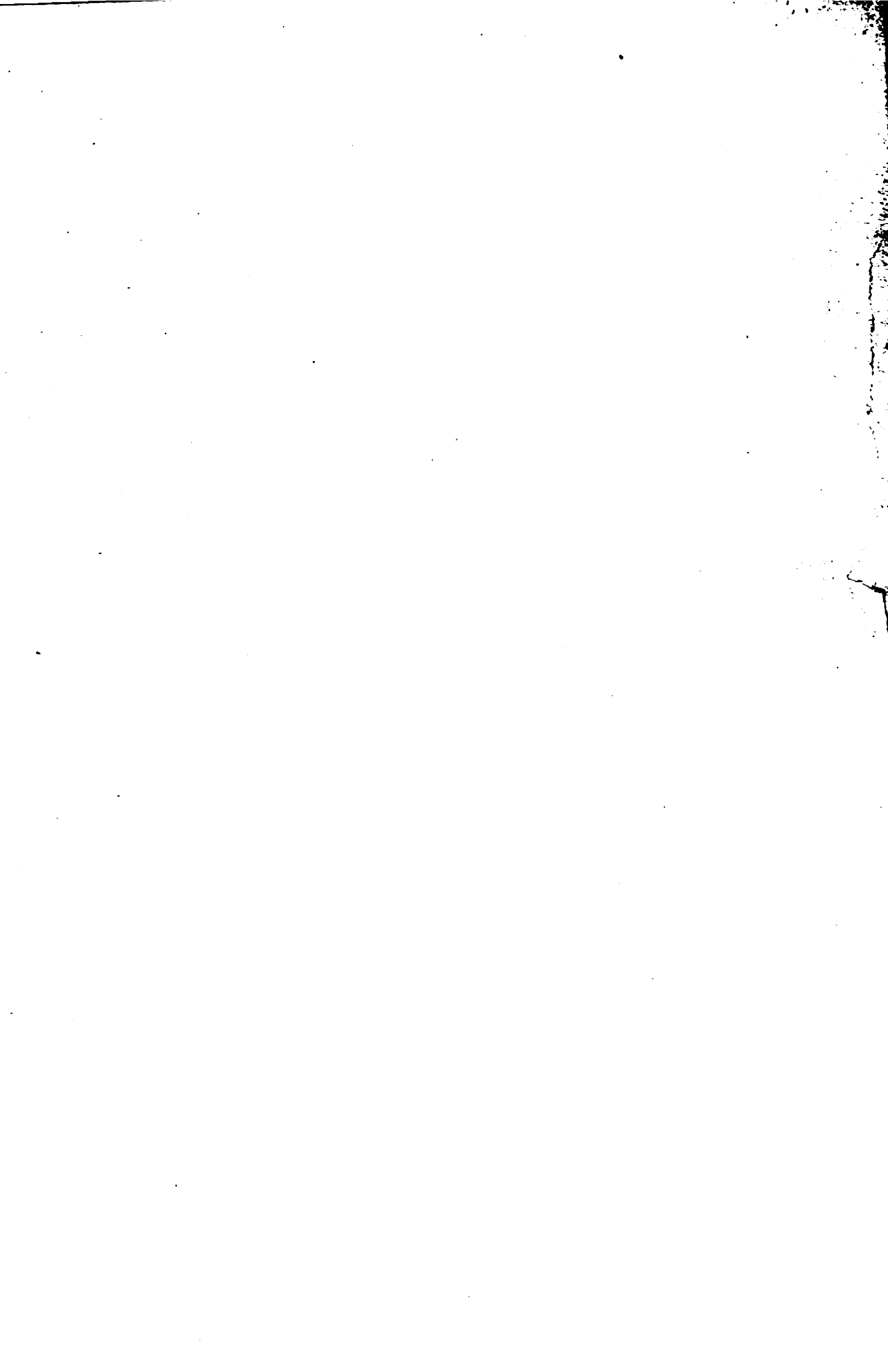
die Vögel und Eichhörnchen, die auf seinen Zweigen einst sich wiegten, und an die Strahlen der Sonne und des Mondes, die seine Blätter umgoldeten, und an den Sturmwind, der durch den Wipfel rauschte, und auch an seine Söhne, die Liqueurfabrikanten, Hofbäcker, Oelmüller, dachte er.

„Nein, unausstehlich, was der Herr Sekretär für eine melancholische Front hinwirft!" seufzte die Etagere in der Ecke, die mit dem neuen Ankömmling schon längst gerne eine Bekanntschaft angeknüpft hätte. Auf einmal polterte es im Ofen. „Nun, was mag das sein?" fragte der Sopha, die Sessel und Etagere, nur der Sekretär starrte im Trübsinn theilnahmlos vor sich hin. „Ein Fest! ein Fest!" rief ein alter Fauteuil, der mit der Sitte des Hauses schon bekannter war, „ich höre die Flamme knistern, es wird eingeheizt!" Und richtig, bald gab der erfrorene Mohr, wie die Möbel spottweise den schwarzen Ofen nannten, Zeichen von warmem Leben von sich, und jetzt ging die Thüre auf, eine lange Tafel wurde hereingethan, ein weißes Tuch darüber ausgebreitet und Teller mit Backwerk darauf herumgestellt. „Was ist es für ein Fest?" fragte der Sopha. „Ich bin noch nicht ganz im Reinen," sagte der alte Fauteuil, „attendons! patience!" „Ah, Euer Liebden sprechen auch französisch?" fragte schnippisch ein Sessel. „Es ist nicht weit her," flüsterte der Schemel, „nur eine angelernte Phrase von einem Bundestagsgesandten, der ein Mittagsschläfchen in ihm gehalten." „Aber schaut, was kommt da?" rief die Etagere. Jetzt wurden alle möglichen Geschenke für Groß und Klein hereingetragen und neben die Teller placirt, Puppen, neue Kleider, Bücher, Spielsachen, ein ganzes Heer Bleisoldaten u. s. w. Aber das Schönste kam erst noch nach, die Thüre ging angelweit auf und ein Bedienter trug

behutsam einen jungen Tannenbaum herein, der war über und über geschmückt mit farbigen Wachslichtchen, goldenen Nüssen und Zuckerwerk aller Art Und jetzt wurden die Fensterladen geschlossen, die Lichtchen angezündet; wie ein Lichtmeer übergoß es das Zimmer. „Herein! Kinder, herein!“ rief man, und nun diese Ueberraschung, dieser Jubel! Auch die Möbel strahlten vor Freude, und selbst der melancholische Sekretär erwachte aus seinem Trübsinn und schaute verblüfft um sich. Ha, welche Helle! welche Pracht! wie schön glänzte er im Spiegel, er schien selbst zum Spiegel geworden zu sein, die goldenen Nüsse am Baume funkelten wie tausend lichte Sterne. „Kennst du uns nicht?“ riefen sie dem Sekretär zu. „Euch? wie sollt' ich zu der hohen Ehre kommen?“ antwortete er schüchtern.

„O Weltschmerz! der Vater kennt seine eigenen Kinder nicht!“ rief vom obersten Zweige des Tannenbäumchens eine Nuß, die ein kleines Löchlein oben im Schädel hatte, gerade groß genug, daß ein Wurm den Kopf vorstrecken konnte. „Wir sind ja deine Kinder, deine leiblichen Kinder!“ riefen alle zusammen. „Ihr? Aber woher dieser überirdische Glanz?“ „Die Poesie hat uns in ihre goldenen Gewänder gekleidet!“ riefen sie triumphirend, „siehst du, aus Dichtern kann doch auch was Rechtes werden!“ Da überströmte es das Herz des alten Vaters Nußbaum mit seligem Glücke, er sah die Ehre seines Hauses nach allen Richtungen gewahrt. „Ja, es geht doch nichts über eine alte solide Firma!“ rief er, „willkommen, meine liebsten Kinder, willkommen!“

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.